

ISSN 0023-5148

KULTURA

Szkice • Opowiadania • Sprawozdania

PARIS

Herbst

1984



• *« La Culture » • Revue mensuelle •*

**SONDERNUMMER DEUTSCH-POLNISCHEN
BEZIEHUNGEN GEWIDMET**

Inhalt

Konstanty A. Jeleński:	„Kultura“ – eine polnische Zeitschrift im Exil .	3
Józef Szrett:	Das Tal zwischen den Bergen	18
Adam Michnik:	Zwischen Rußland und Deutschland	33
Jan Szułdrzyński:	Warum konnten sich Polen und Deutsche nicht verständigen?	50
Kazimierz Garnysz:	An die Deutschen – aus einem anderen Blick- winkel	60
Zdzisław Najder:	Polen und Deutschland	68
Jan Józef Lipski:	Offener Brief an alle Deutschen, die für die deutsch-polnische Versöhnung arbeiten wol- len	80

LITERARISCHE ESSAYS

Jerzy Stempowski:	Essay für Cassandra	84
Czesław Miłosz:	Brognart. Meine Erzählung bei einem Glas Wein	102
Gustaw Herling-Grudziński:	Kafkas Prag	114

HISTORISCHE BEITRÄGE

Witold Pronobis:	Polenlieder deutscher Dichter der Romantik .	124
Stanisław Swianiewicz:	Josef Pilsudski und die national-sozialistische Machtergreifung in Deutschland	140
	Erinnerungen an Władysław Studnicki	150

KULTURA

Szkice • Opowiadania • Sprawozdania

PARIS

Herbst

1984

INSTYTUT



LITERACKI



P.9786



Konstanty A. JELEŃSKI

„Kultura“ – eine polnische Zeitschrift im Exil

Die polnische Monatszeitschrift „Kultura“ wurde im Jahre 1947 gegründet; sie entstand als Folge des von Deutschland im Einvernehmen mit der Sowjetunion entfachten Angriffskrieges gegen Polen, der mit der Eingliederung Polens in das sowjetische Imperium zu Ende ging. Sie ist die einzige polnische Zeitschrift, die die Polen von Anfang an konsequent dazu aufrief, weder das deutsche Volk mit der Verantwortung für nazistische Verbrechen, noch das russische Volk mit der Verantwortung für die Verbrechen der sowjetischen Führer zu belasten. Von einem großen Teil der polnischen Emigration wurde die „Kultura“ häufig des „Verrats“ angeklagt, wobei sie zugleich von einem besonderen Haß der Machthaber in der Volksrepublik Polen und einem wachsamem Mißtrauen des polnischen Episkopats begleitet wurde.

Unbestrittenen Einfluß übte die „Kultura“ aber auf die intellektuelle Opposition Polens aus, die in den siebziger Jahren den Keim der „Solidarität“ bildete.

Im Jahre 1972 wurde das 25jährige Bestehen der „Kultura“ gefeiert; aus diesem Anlaß veröffentlichte die Zeitschrift einen Aufsatz, in dem ihre Leistung gewürdigt wurde: „Irgend jemand hat erklärt, in Polen könne man auf Untergrund-Veröffentlichungen verzichten, da es ja die ‚Kultura‘ und deren Publikationen gebe. Diesen Standpunkt halten wir für falsch. Ideales Ziel der ‚Kultura‘ wäre es, stärkendes Hinterland für den polnischen ‚Samisdat‘ zu werden.“

Und weiter: „Bis vor kurzem fand die ‚Kultura‘ ihren Weg zu relativ wenigen Intellektuellen. Heute, unter dem Einfluß der Dezember-Ereignisse ... möchte sie die arbeitende Intelligenz erreichen, die ihr einen – wenn auch geringen – Kontakt zu den Arbeitern ermöglichen könnte.“

Der polnischen Opposition gelang jedoch weit mehr als nur ein „Samisdat“: Nach den Ereignissen im Juni 1976 gründete sie das Komitee

zur Verteidigung der Arbeiter (KOR), eigene Verlage und Dutzende von Zeitschriften, die sich dem Zugriff der Zensur entzogen, sowie eine „Fliegende Universität“. In einem in der „Kultura“ veröffentlichten Aufsatz vom 27. September 1980 meinte Stefan Kisielewski, der seine Texte in dieser Exilzeitschrift unter dem gleichen Pseudonym erscheinen läßt, unter dem er für den Krakauer „Tygodnik Powszechny“ schreibt:

„Den stillen Helden des Umbruchs, Kuron, Michnik, Lipski, Chojec-ki und anderen wurde Unrecht getan. Sie sind keineswegs, wie man ihnen – weil dies bequemer war – unterstellte, die Initiatoren einer politischen Intrige (Intrigen dieser Art werden woanders inszeniert), sie sind einfach diejenigen, die als erste den unumgänglichen Impuls zur geistigen Freiheit gaben.“

Allein die Tatsache, daß jene „stillen Helden“ aus dem KOR-Kreis mehrfach öffentlich erklärten, wie viel sie – intellektuell und moralisch – der „Kultura“ zu verdanken haben, ist ein Beweis dafür, was Jerzy Giedroyc und seine Zeitschrift geleistet haben. Bedeutsam ist in diesem Zusammenhang auch, daß schon unter Punkt drei der von den im August 1980 in Danzig streikenden Arbeitern aufgestellten Forderungen (die von der Regierung akzeptiert wurden) die „Respektierung des in der Verfassung der VR Polen garantierten Rechts auf Meinungs- und Publikationsfreiheit“ verlangt wurde. In Anlehnung an diesen Punkt des Abkommens erinnerte der polnische Schriftstellerverband in seiner Erklärung vom 9. September 1980 an die Unteilbarkeit der polnischen Kultur im Land und in der Emigration.

1979, ein Jahr vor dem Danziger Umbruch, veröffentlichte der unabhängige Verlag „NOWA“ in Polen eine Auswahl von Texten aus der „Kultura“ mit einem Vorwort von Adam Michnik, aus dem wir einige wichtige Absätze zitieren:

Die Zeitschrift „Kultura“ ... hat bereits ihre Geschichte und ihre Legende. Sie begleitet die polnischen Intellektuellen durch alle Höhen und Tiefen ... In der Emigration unterstellte man ihr einen latenten Krypto-Kommunismus, in unserer Presse dagegen geheime Verbindungen zu den USA, der Bundesrepublik, usw. Als 1968 in dieser Zeitschrift die antisemitische Kampagne verurteilt wurde, beschuldigte man sie zusätzlich des Zionismus. Kurz gesagt: Der „Kultura“ verdanken wir polnischen Intellektuellen in hohem Maße die Kontinuität der politischen Idee, ein nonkonformistisches Modell der nationalen Kultur und die Bestätigung unserer Grundhaltung und unserer Grundwerte ... Wir müssen uns dessen bewußt werden, daß – vergleicht man das Wirken der heutigen Emigration mit der „großen“ im 19. Jahrhundert – jene Emigration zwar ihre „Seher“ hatte, doch sie besaß keine „Kultura“. Ich weiß, wie bescheiden, ja asketisch diese sogenannten „Agenten sämtlicher Geheimdienste“ leben, wie aufopfernd, oft einsam, sie an der Weiterführung ihres Werkes arbeiten.“

Wir sollten an dieser Stelle jenen geheimnisvollen Prozeß erklären, der dazu führt, daß sowohl die „Kultura“ als auch Bücher, die in Polen verboten sind, auf illegalen Wegen, in notgedrungen geringer Zahl ins Land gelangen; Publikationen mit Texten von Schriftstellern, deren Namen in den Massenmedien nicht einmal genannt werden dürfen, die zur Entstehung einer Legende führten, deren Wirkung im gesamten Osteuropa und in der UdSSR zu spüren ist. Natürlich hängt dies mit der Qualität der in der „Kultura“ abgedruckten Aufsätze zusammen, und in noch stärkerem Maße mit der Tradition der polnischen Kultur und den spezifischen Eigenschaften der Intellektuellen Polens. Vor allem aber ist dies alles ein Verdienst eines einzigen Mannes, Jerzy Giedroyc, der in Polen kaum bekannt war, bevor er sein geradezu wahnwitziges Werk in Angriff nahm.

Das souveräne Fürstentum in Maisons-Laffitte

Der Chefredakteur der „Kultura“ entstammt einem alten litauischen Fürstengeschlecht, das sich teilweise russifiziert, zum Teil polonisiert hatte. Er gehört jenem Zweig an, der im XIX. Jh. seinen Besitz verlor und auf das Führen eines Titels verzichtete; dies war zu jener Zeit üblich, wenn der Verlust von Landbesitz und Vermögen dazu zwang, einen freien Beruf zu ergreifen. Giedroyc wurde vor dem Ersten Weltkrieg geboren, verlebte seine Kindheit in Rußland und übersiedelte erst einige Jahre nach der Revolution von 1917 nach Polen. Zweifellos galt seine große Leidenschaft schon immer der Politik, und zwar im Maßstab in die Zukunft weisender historischer Ziele und Vorhaben, keinesfalls aber im engen Rahmen kurzfristiger Taktiken eines politischen Funktionärs.

Was jedoch tut ein Mann, der der Geschichte seinen eigenen Stempel aufdrücken will, dem aber eine politische Karriere reizlos erscheint? Natürlich gründet er eine Zeitschrift.

Dies tat Giedroyc im Jahre 1929 mit der Zeitschrift „Mysl Mocarstwowa“ („Die Großmacht-Idee“). Später hieß sie „Bunt Mlodych“ („Aufstand der Jungen“), zuletzt „Polityka“ („Politik“). Sie scharte junge, nonkonformistische Intellektuelle aus dem Pilsudski-Lager um sich, sowohl Linke wie Konservative. Nebenbei ist die Tatsache bemerkenswert, daß die Titel der beiden wichtigsten kommunistischen Wochenzeitschriften im Nachkriegs-Polen, „Polityka“ und „Kultura“, den beiden von Giedroyc gegründeten Publikationen entlehnt wurden.

Die „Polityka“ der Zwischenkriegszeit enthielt bereits im Keim die grundsätzlichen Ideen der Exil-„Kultura“. Den Traum des alten Marschalls Pilsudski von einer Föderation mit den Nachbarn im Osten (Litauen, Weißrußland, Ukraine) teilten damit sowohl Giedroyc als auch seine Mitarbeiter. Sie waren sich jedoch des kolonialen Beigeschmacks einer Sehnsucht nach einem Jagiellonischen Imperium bewußt, jener

Union „Gleicher mit Gleichen“, die unter dem Zepter der litauischen Dynastie im Grunde zur Polonisierung der litauischen, weißrussischen und ukrainischen Eliten, und letztlich zu einer Situation nach dem Muster Irlands geführt hatte. Ein Altersgenosse von Giedroyc schrieb 1937 in dessen Zeitschrift:

„Ich behaupte, daß die Benutzung des Begriffs ‚Jagiellonische Idee‘ die Hoffnungen auf eine Wiederholung jener Entwicklungen belebt und erneuert, auf die wir – da sie Hirngespinnste sind – in unserem eigenen Interesse schleunigst verzichten sollten. Wir müssen begreifen, daß weder die Litauer, noch die Ukrainer oder Weißrussen die geringste Lust verspüren, Polen zu werden; respektieren wir also deren Willen.“

Wir sehen daraus, daß der endgültige Verzicht auf Wilno und Lwow (Lemberg), zu dem die „Kultura“ von Anfang an im Gegensatz zu der überwältigenden Mehrheit der polnischen Emigranten aufrief (sie wurde dafür des Verrats bezichtigt), tiefere Gründe hatte als ein politisch-opportunistisches Sich-Abfinden mit vollendeten Tatsachen.

Als Giedroyc die Chefredaktion der „Kultura“ übernahm, erwies er sich als geradezu ideale Besetzung für diese Rolle. Erstens deshalb, weil er selbst niemals zur Feder greift. Soweit ich weiß, hat er noch nie in seinem Leben einen Aufsatz verfaßt; seine Beiträge in der „Kultura“, die mit „Die Redaktion“ gezeichnet sind, beschränken sich auf besonders wichtige Ereignisse; sie sind selten, kurz und präzise. Er besitzt die ausgeprägte Gabe, Talent und Originalität sofort zu erkennen, dazu Geduld und Beharrlichkeit bei der Suche nach geeigneten Mitarbeitern, die er zu inspirieren versteht. Vor allem aber ist er ein wahres Genie im Vollführen überraschender Volten, obgleich er stets ein und dasselbe Ziel anstrebt.

Er hatte auch, vor allem in den ersten Jahren, viel Glück und verstand es, günstige Umstände zu nützen und sie zu mehren, wobei er kaum einmal sein kleines, mit Büchern und Manuskripten vollgestopftes Arbeitszimmer verläßt. Hier sitzt er vor der Schreibmaschine und tippt beharrlich in alle Richtungen dieser Welt seine Instruktionen. Von Natur aus einsam und beinahe scheu, ist er ein Mann von großem persönlichen Charme, der es glänzend versteht, ihm wichtig erscheinende Fürsprecher zu gewinnen – wobei er ein überaus stolzer Mensch ist, dem Bewunderung für andere nicht liegt; wahrscheinlich besitzt er nur zwei Vorbilder: Pilsudski und de Gaulle. Die ihm zugeschriebenen negativen Eigenschaften erwiesen sich letztlich bei seinem Emigranten-Schicksal als lebensrettend. Sein leidenschaftliches Streben nach Unabhängigkeit ermöglichte es ihm, sich jeglicher etablierten Macht fernzuhalten und jede finanzielle Hilfe abzulehnen, die seine Unabhängigkeit gefährdet hätte.

Man sollte in diesem Zusammenhang daran erinnern, daß eine Exilzeitschrift gewöhnlich von Menschen gemacht wird, die ihr Land verlassen haben, um von außen her gegen die Macht zu kämpfen, unter de-

ren Herrschaft sie gelitten hatten und die sie ablehnen. Aber weder Giedroyc noch seine Mitarbeiter haben auch nur einen einzigen Tag unter kommunistischer Herrschaft gelebt. Unmittelbar nach den Verträgen von Jalta jedoch sah Giedroyc voraus, daß jenen Polen, die sich als Folge der Kriegsereignisse im Ausland wiedergefunden hatten, eine lange Emigration bevorstand. Er beschloß, mit Hilfe einiger Freunde einen Verlag zu gründen; zu ihnen zählten unter anderen Josef Czapski, Zofia und Zygmunt Hertz, Gustaw Herling-Grudzinski und Giedroyc' jüngerer Bruder Henryk. Zu jener Zeit gehörten sie dem in Italien stationierten 2. Polnischen Armee-Korps unter General Anders an. Ein Kredit des „Sozialen Soldatenfonds“, den die polnische Armeeführung gegründet hatte, um entlassenen Soldaten während ihrer ersten Zeit in der Fremde behilflich zu sein, ermöglichte den Ankauf einer Druckerei in Rom.

1946 nimmt das Literarische Institut seine Arbeit auf. Ein Jahr später verkauft die Redaktion des Instituts die Druckerei und übersiedelt nach Frankreich, wo sie in Maisons-Laffitte unweit von Paris ein kleines Haus mietet und mit der Herausgabe der „Kultura“ beginnt.

Es ist charakteristisch für Giedroyc, daß er es schaffte, in kürzester Zeit den Kredit zurückzuzahlen, um – ohne der Undankbarkeit bezichtigt zu werden – in der Lage zu sein, die Tätigkeit des politisch-militärischen polnischen „Establishments“ im Exil kritisch zu kommentieren.

Die Organisation des Literarischen Instituts erinnert bis heute an die Struktur eines Kibbuz. Wohnung und Lebensmittel werden aus einer gemeinsamen Kasse bezahlt, der Chefredakteur und seine drei Mitarbeiter erhalten die gleichen Gehälter, die etwa dem zulässigen Minimum französischer Einkünfte entsprechen. Diese bescheidene Lebensweise wird durch Abonnements gesichert (zur Zeit beträgt ihre Zahl über siebentausend, ein Jahresabonnement kostet 130,- DM). Sämtliche Überschüsse werden in die Publikation von Büchern investiert; das Institut hatte erst 1953, nach Abzahlung aller Schulden, mit der Buchproduktion begonnen. Czeslaw Milosz erinnert sich in einem Gedenkartikel für den im Oktober 1979 verstorbenen Zygmunt Hertz:

„Jenes erste ‚Kultura‘-Haus, angemietet in der Avenue Corneille ... ein Bau von großer Häßlichkeit und Unbequemlichkeit, die Kälte des Pariser Winters, gegen die die bauchigen, mit Kohle beheizten ‚chaudières‘ nur wenig ausrichten konnten, diese Gegend mit den kilometerlangen Kastanienalleen, den Bergen trockener Blätter, und dazu ein Hauch von neunzehntem Jahrhundert, die Erinnerung an Twer oder Sarajevo ... Jene, die die Jahrgänge der ‚Kultura‘ oder die Bücher, die im Literarischen Institut erscheinen, heute oder künftig zur Hand nehmen werden, sollten einen Augenblick lang auch an die Kochtöpfe denken, an die Vorbereitungen für Frühstück, Mittag- und Abendessen, mit denen sich die gleichen drei, vier Personen beschäftigten, die für Redaktion, Korrekturen und Vertrieb verantwortlich sind – an den Abwasch, die

Einkäufe, die in Frankreich zum Glück unproblematisch sind, und dann die Zahl dieser und ähnlicher hauswirtschaftlicher Arbeiten mit der Zahl der Tage, Monate und Jahre multiplizieren. Nicht zu vergessen das Packpapier, die Paketschnur, das Schleppen und Aufgeben der Büchersendungen auf dem Postamt.“

Das alles ist wahr – und vermutlich ist dies zum Teil auch der Grund für die Tendenz der polnischen Regime-Presse, der „Kultura“ riesige Dollar- und D-Mark-Subventionen zu unterstellen; denn eine Monatszeitschrift und ein Verlag in der Größe der „Kultura“ beschäftigen in der Volksrepublik Polen mindestens zehnmal so viele Mitarbeiter, mit besten Gehältern. Jedoch spielen hier – im Gegensatz zu dem, was Adam Michnik im Vorwort zu einem im polnischen Untergrund erschienenen Auswahlband der „Kultura“ schreibt – weder „Askese“ noch „Selbstverleugnung“ eine Rolle. Die Begründer der „Kultura“ hatten fünf oder sechs Jahre bei der Armee verbracht, und einige von ihnen stießen nach langem Aufenthalt in sibirischen Gulags zu den Militäreinheiten. Den in fernen Zeiten gewohnten Luxus oder Komfort hatten sie längst vergessen.

Doch es gibt noch einen anderen Grund dafür, daß die Erfahrungen der „Kultura“ heute nicht wiederholbar wären. Wir entstammen einer Generation und kommen aus einem Land, in dem jedes Vorhaben, eine intellektuelle Zeitschrift mit Niveau zu gründen, große Opfer abverlangte, und in dem man von einer ernsthaften Beschäftigung mit der Feder nur in den seltensten Fällen leben konnte.

Es war ausschließlich der geschlossene Kreis der Emigration, der es der „Kultura“ ermöglichte, ihr hohes Niveau zu halten, und der Vernichtung durch Wochenblätter und Beilagen großer Tageszeitungen, vor allem aber der Subventionierung durch ein großes Verlagshaus oder etwa durch den Staat zu entgehen.

Trotz seiner makellos demokratischen und liberalen Theorien hatte Giedroyc auch begriffen, daß eine Exilzeitschrift in autokratischem Stil geleitet werden sollte. Davon kann ich ein Lied singen, denn in den späten fünfziger Jahren gehörte ich gemeinsam mit drei Kollegen für kurze Zeit einem „Redaktionskollegium“ der „Kultura“ an, von Giedroyc wahrscheinlich zu dem Zweck ins Leben gerufen, damit der Leser sich eine entsprechende Vorstellung vom Funktionieren der Zeitschrift machen konnte. Doch kein einziges Mitglied des Kollegiums kannte zum Beispiel das Inhaltsverzeichnis der nächsten Nummer, auch für sie blieb es das bestgehütete Geheimnis des Verlagslebens. Ich bin fest davon überzeugt, Giedroyc leidet bis heute darunter, daß zumindest einer seiner drei allerengsten Mitarbeiter in der Druckerei in dieses Geheimnis eingeweiht werden muß. So verwundert es auch nicht, daß dieses erste und einzige Kollegium sich bald auflöste und niemals mehr, weder in der Zeitschrift noch unter uns, erwähnt wurde.

Nichts deutete in jenen Jahren auf den ungewöhnlichen Erfolg der

„Kultura“ hin, aber wir wußten schon damals, daß die ungewöhnliche Leidenschaft dieses von keinerlei persönlichem Ehrgeiz getriebenen Mannes, der jedoch entschlossen war, auf die Geschicke seiner Heimat, der Länder Osteuropas (und ich vermute, auch die der gesamten Welt), Einfluß auszuüben, als Antriebskraft stärker war als die meisten kollektiven Anstrengungen.

Jene Polen, die heute wie vor Jahren nach Maisons-Laffitte pilgern, das sie als Zentrum unabhängiger polnischer Ideen begreifen, verstehen dies sehr gut. Und ehrliche Bewunderung spricht auch aus dem Satz eines jungen polnischen Schriftstellers, der vor einiger Zeit in einer illegal erscheinenden Zeitschrift mit freundlicher Ironie von dem „Souveränen Fürstentum in Maisons-Laffitte“ schrieb.

Wer ist Pole und wer ist es nicht?

Der britische Historiker Norman Davies, Verfasser einer Geschichte Polens, die sogar polnische Fachgelehrte als das beste Werk, das je geschrieben wurde, bezeichnen, gab seinem Buch den Titel „Das Spielfeld Gottes“¹. Bereits in seiner Einleitung stellt er fest: „Man möchte eine einfache Antwort auf so einfache Fragen geben, wie ‚Wo befindet sich Polen?‘ oder ‚Wer ist Pole und wer ist es nicht?‘ – doch dazu bin ich nicht in der Lage.“

Eine einfache Antwort auf diese Fragen geben nur die polnischen Nationalisten und das Regime General Jaruzelskis, für den das „Pole-Sein“ die letzte Schutzbehauptung der Machthaber nach ihrem ideologischen Versagen ist. Sogar der mutige, brüderlich versöhnliche Brief der polnischen Bischöfe an ihre deutschen Amtsbrüder vom November 1965 – ein antikonformistischer und antichauvinistischer Brief, der aus diesem Grund vom kommunistischen Regime damals so brutal angegriffen worden ist – enthält eine unzutreffende Verkürzung der tausendjährigen Geschichte Polens, da er das polnische Volk mit dem Katholizismus gleichsetzt und mit der Feststellung schließt, ein jeder Pole müsse sagen: „Ein Pole sein, heißt Katholik sein.“

Czeslaw Milosz, der nach dem Bruch mit der VR Polen 1951 zum Gegenstand verleumderischer Angriffe sowohl in Polen als auch in der Emigration wurde, in der „Kultura“ sofort ein Zuhause fand und zum ständigen Mitarbeiter wurde, weist in seinem in englischer Sprache verfaßten Buch „The History of Polish Literature“² nach, daß die Stereotypen, die das „Pole-Sein“ mit dem Katholizismus verknüpfen, jüngeren Datums sind. Er erinnert daran, daß die polnische Sprache dank der

¹ Norman Davies: „God's Playground“, A History of Poland, 2. Vol., Oxford 1981, Clarendon Press

² Zweite Auflage: The University of California Press, Berkeley 1983

XVI. Jahrhundert dominierte die Kirchensprache Latein, und daß die polnische Literatursprache im Verlauf des Religionsstreits entstand, der durch die Lehren von Jan Hus und später von Luther und Calvin verursacht worden war, und daß schließlich das Polen des Goldenen Zeitalters in Europa als das „Paradies der Häretiker“ galt.

Trotz des Sieges der Gegenreformation ist dieses Erbe eines intellektuellen Aufstands niemals verloren gegangen; die Publizisten der Aufklärung und die Demokraten des XIX. Jahrhunderts gaben es an die liberale Intelligenz weiter, die bis zum Beginn des Zweiten Weltkriegs in Polen eine führende Rolle spielte. Dies erklärt die „eigentümliche Dichotomie“, diese Zweiteilung, die Milosz als Charakteristikum der polnischen Literatur bezeichnet: „Ein emotionaler Moralismus, der natürlich in dem kräftigen Boden christlicher Ethik wurzelt, geht in der Literatur Hand in Hand mit einem Antiklerikalismus und einem rücksichtslosen Skeptizismus gegenüber allen religiösen oder politischen Dogmen.“

Hier ein kurzer Abriß der Geschichte Polens aus dem Buch von Milosz, der sich erfrischend von der heute in unserem Land herrschenden Lehre unterscheidet:

„Die Geschichte Polens und seiner Literatur“ – schreibt Milosz – „scheint ungewöhnlich und voller Gegensätze: Ein slawisches Volk, dessen Schriftsteller sich bis ins XVI. Jahrhundert hinein ausschließlich der lateinischen Sprache bedienten; ein riesiges Reich, das sich jahrhundertlang gegen Tataren, Türken und Moskau behauptete, jedoch durch den Mißbrauch seines parlamentarischen Systems auseinanderbrach, während die früher wesentlich schwächeren Nachbarn das polnische Reich untereinander aufteilten und es für einhundertundzwanzig Jahre von der Landkarte Europas verschwinden ließen; ein erstaunlich lebensfähiges Volk, das jedoch leicht in geistlose Apathie verfiel und seine Vorzüge ausschließlich in Situationen unter Beweis stellte, die jede andere menschliche Gemeinschaft zerstört und vernichtet hätten; ein erlesener Geschmack, begleitet von Ironie und funkelnder Intelligenz (seine lyrische Poesie, die sich mit jener des Elisabethanischen England durchaus messen konnte) – jedoch stets von trunksüchtigem Durcheinander und provinziellem Gebrabbel bedroht; religiöse und politische Toleranz, erworben in einer Res publica mit vielen Völkern, Bekenntnissen und einem Wahlkönigtum; eine Toleranz, die als Folge von historischen Katastrophen schließlich zugunsten eines verletzlichen, krankhaften Nationalismus zusammenbrach.“

Es schien mir notwendig, so weit in die Vergangenheit zurückzugehen, um den gemeinsamen Nenner der scheinbar so verschiedenartigen Gemeinschaft der „Kultura“-Mitarbeiter zu erfassen, in der Pilsudski-Anhänger und ehemalige Kommunisten, Sozialdemokraten und liberale Konservative ihren Platz gefunden haben, die zum Teil dem Landadel, zum Teil dem (häufig jüdischen) Bürgertum, seltener der Bauern-

oder Arbeiterschicht entstammen. Sämtliche Soziologen stellen einmütig fest, daß die Angehörigen der polnischen Intelligenz etliche Stereotypen von der Szlachta übernommen hätten, einer Klasse, die sich allein schon durch ihre Zahl stark vom europäischen Adel unterschied (Ende des XVIII. Jahrhunderts stellte sie 12% der Bevölkerung dar). Diese Szlachta hing Freiheits- und Gleichheitsprinzipien an; sie zeigte sich im XIX. Jahrhundert für linke Ideen empfänglich, da nur die europäische Linke den Kampf der Polen um Unabhängigkeit unterstützte. Ruiniert, zur Emigration gezwungen, häufig nach Sibirien verbannt, löste sich die Szlachta allmählich von ihrem Grund und Boden; sie ließ sich in den Städten nieder, wo sie den Kern der Intelligenzschicht bildete.

Als Gruppe wirkte diese Intelligenz nach dem Grundsatz der Kooptierung, die sogar Kommunisten – allerdings nur wenige – einschloß, so daß man heute die Entwicklung des polnischen Establishments (sowohl auf Seiten der Herrschenden als auch der Opposition) mindestens vom Zusammenbruch des Aufstands von 1863 bis weit über das Datum der Machtübernahme durch die Kommunisten hinaus verfolgen kann.

Erst die Machtübernahme durch die Gierke-Mannschaft im Jahre 1970 bedeutet den Bruch dieser Kontinuität; eine neue, geschlossene Klasse gelangte nun an die Macht, in Parteischulen erzogen und ideologisch kaum interessiert, gegen Intellektuelle eingestellt, eine Klasse, die versuchte, sich auf die „Staatsraison“ oder eine verschwommene „moralisch-politische Solidarität des Volkes“ zu stützen; (dieser in den siebziger Jahren geläufige Begriff wurde von den Danziger Arbeitern in paradoxer Umkehrung gegen das Regime verwendet).

Die im Untergrund erscheinende Zeitschrift „Res Publica“ charakterisierte folgendermaßen das „erstarrte Bild der Vergangenheit“, wie es sich damals in der Rhetorik des Regimes darstellte:

„Es ist dies die Vision von der edlen Geschichte einer Nation, die nicht immer von den Besten geführt wurde, und die – wie man glaubt – erst heute ihre richtigen Anführer besitzt. Es ist die Vision einer Gesellschaft, in der alle, die Gläubigen und die Atheisten, die Linken und die Rechten, nur das Beste wollen.“

Am Vorabend des Kriegsausbruchs 1939 waren die Unterschiede zwischen der Linken und der Rechten in Polen stark ausgeprägt; die eigentliche Trennungslinie verlief jedoch nicht im gesellschaftspolitischen, sondern im kulturell-emotionalen Bereich, wobei sich die nationalistische Rechte, die Erbin von Roman Dmowski (dem Hauptgegner Josef Pilsudskis) und die übrigen politischen Gruppierungen, die Konservativen oder die Linken, gegenüberstanden. Diese antisemitische und chauvinistische Rechte um die National-Demokratische Partei („Endecja“) hatte zwei Gesichter: Einerseits gab sie sich als Partei der Massen, d. h. des „Polen = Katholiken“, als eine kleinbürgerliche Inkarnation des ewigen Pharisäers aus, andererseits zeigte sie ihr finsternes und drohendes Gesicht – das der faschistoiden ONR-Falange, die nach

dem Krieg von ihrem Anführer Boleslaw Piasecki reorganisiert und in das kommunistische System eingebracht wurde; als katholische Gruppe „PAX“ arbeitete sie fortan mit dem Regime zusammen.

Auch wenn nach dem Ableben des alten Marschalls Pilsudski im Jahre 1935 ein Teil seiner ratlosen Nachfolger, der „Obristen-Mafia“, mit der extremen Rechten kokettierte, so gab es doch weiterhin zahlreiche persönliche und intellektuelle Verbindungen zwischen den Anhängern Pilsudskis und den Linken. Diese Verbindungen wurzelten in der Vergangenheit, da die alten Pilsudski-Anhänger, ähnlich wie der Marschall selbst, von der Polnischen Sozialistischen Partei herkamen; (man darf nicht vergessen, daß der Staatsstreich Pilsudskis im Mai 1926 gegen das damalige parlamentarische System von der polnischen kommunistischen Partei unterstützt wurde).

Auf diese Weise läßt sich die „unideologische“ Natur vieler gesellschaftlicher Verbindungen im Vorkriegs-Polen erklären, wo fast jede „rechtsgerichtete“ Familie ihre Vettern auf der „linken“ Seite hatte und umgekehrt. Man kann so auch leichter begreifen, warum die Verbindungen zwischen Exil und Heimat nie abgerissen sind.

Während der Zeit des Stalinismus waren die Kontakte relativ selten, da nur eine Handvoll Privilegierter die Möglichkeit hatte, ins Ausland zu reisen. Nach dem Oktober 1956 festigten sich diese Verbindungen so sehr, daß keinerlei Druck seitens des Regimes künftig in der Lage war, sie entscheidend zu schwächen.

So ist es nicht weiter erstaunlich, daß die meisten polnischen Schriftsteller, die gezwungen waren, ihr Land zu verlassen (z. B. Czeslaw Milosz, Marek Hlasko, Leszek Kolakowski, Krzysztof Pomian, Kazimierz Brandys), zu Mitarbeitern der „Kultura“ wurden, während Andrzej Stawar, einer der bedeutendsten kommunistischen Intellektuellen der Vorkriegszeit, als Schwerkranker nach Maisons-Laffitte kam, um der „Kultura“ sein letztes Buch anzuvertrauen und dort zu sterben. Seit vielen Jahren veröffentlichen mehr als ein Dutzend Schriftsteller, die ständig in Polen leben, ihre Bücher im „Kultura“-Verlag und ihre Texte in der Zeitschrift selbst, wobei sie mit vollem Namen zeichnen; andere, vor allem junge Autoren, schreiben unter Pseudonym.

Hinzu kommt, daß die „Kultura“ es entschieden ablehnt, jene Polen an den Pranger zu stellen, die auf ihre innere Emigration unmittelbar nach Kriegsende verzichtet und sich dem neuen gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und kulturellen System angeschlossen haben – ebenso jene Emigranten, die sich entschlossen haben, nach Polen zurückzukehren; diese Art Verurteilung war anfangs unter der gesamten Emigration üblich.

Nonkonformistische Tradition

Blättert man in alten „Kultura“-Ausgaben, so fällt auf, in welcher präziser und oft prophetischer Weise diese Zeitschrift die Wirklichkeit Polens erfaßte. Wichtig ist dabei, daß neben einer übereinstimmenden Bejahung demokratischer Grundsätze und einer außerordentlichen Sensibilität gegenüber jeglichen Erscheinungen des Chauvinismus und insbesondere des Antisemitismus, weder Giedroyc noch seine Mitarbeiter ideologisch vorgeprägt sind; dies erlaubte der Zeitschrift, überraschende Kurswechsel zu vollziehen. So wurde die „Kultura“ nach anfänglicher Unterstützung der amerikanischen „Liberation“-Politik zum ersten intellektuellen Zentrum in Europa, das sowohl die USA als auch die UdSSR beschuldigte, „objektiv“ gemeinsame Sache zu machen, und den „kalten Krieg“ als ein Spiel interpretierte, das eine Zementierung der in Jalta erfolgten Aufteilung der Welt zum Ziel hatte.

Hinsichtlich der polnischen Wirklichkeit wandte sich die „Kultura“ von Anfang an gegen jegliche Schwärmereien von einer Rückkehr zum Kapitalismus und bemühte sich, den Lesern die Vorstellung von Selbstverwaltung, Genossenschaftswesen und Syndikalismus nahezubringen. Diesen Standpunkt vertrat auf unermüdliche Weise Juliusz Mieroszewski, der von der Gründung eines sozialdemokratischen Wohlfahrtsstaats in Polen träumte. So ist es nicht verwunderlich, daß es sehr rasch zu einer Verständigung zwischen polnischen Revisionisten³ und der „Kultura“ kam und die Zeitschrift im Jahre 1956 Gomulka volle Unterstützung gewährte. Eine kurze Zeit sogar war die „Kultura“ in Polen nicht verboten – was sich jedoch nie mehr wiederholen sollte.

Es ist schwer zu sagen, ob die Kursänderungen der „Kultura“ in bezug auf die polnische Innenpolitik den Wechsel auf dem Gebiet der Meinungsbildung und die Haltung der Opposition vorwegnahmen, oder ob sie als ihre Folge anzusehen sind. Obwohl die „Kultura“ Gomulka anfangs unterstützte, brach sie mit ihm definitiv, als dieser im Jahre 1957 „Po prostu“, die führende Zeitschrift des Oktober-„Taufwetters“, verbieten ließ, während eine Reihe polnischer Revisionisten aus Mangel an einer realistischen Alternative Gomulka weiterhin unterstützte.

Die umgehende Reaktion der „Kultura“ auf die in den Jahren 1967–1968 in Polen unter dem Deckmantel des Antizionismus entfesselte antisemitische Kampagne gehört zu den bleibenden Verdiensten dieser Zeitschrift. Es ist das Schicksal von Exilzeitschriften (unter der Voraussetzung natürlich, daß sie uneigennützig und unabhängig sind), daß sie früher als andere recht haben – allerdings kostet es sie auch weniger, da sie losgelöst von konkreten gesellschaftlichen Voraussetzun-

³ So wurden damals in Polen jene Oppositionellen genannt, die gegen den Stalinismus und für einen „Kommunismus mit menschlichem Antlitz“ kämpften.

gen und Schwierigkeiten arbeiten. Giedroyc könnte mir antworten, er habe für diese notwendige Unabhängigkeit und politische Uneigennützigkeit teuer bezahlt; denn die ersten Kämpfe, denen er diese Unabhängigkeit verdankt, mußte er gegen das Establishment der polnischen Emigranten, das heißt, gegen die eigenen Leute führen. Dies geschah nicht immer risikolos, denn als Folge verschiedener Anfeindungen und Streitigkeiten büßte die „Kultura“ nicht wenige Abonnenten ein. Doch jede neue Emigrationswelle brachte neue Leser, die an die Stelle verärgerter Konformisten traten, und die meisten Leser der Zeitschrift blieben ihr trotz allem treu.

Der Nonkonformismus der „Kultura“ gehört fest in den Rahmen einer polnischen Tradition, von der bereits die Rede war: einer Minderheitentradition, die jedoch auf so untadelige kulturelle, gesellschaftliche und politische Werte zurückgreift, daß sogar von Natur aus konformistische Leser sie nicht verleugnen können – besonders wenn sie an Mickiewicz, Slowacki oder Norwid denken, die zu Lebzeiten ebenfalls als Lasterer galten, bevor sie einbalsamiert und auf dem Wege über den Schulunterricht in heilige Reliquien umgewandelt wurden.

„Die Gesetze der Völker haben ihre Mysterien und Wunder“ – schreibt Czeslaw Milosz – „und zu ihnen gehört die Berufung, die das im Ausland geschriebene polnische Wort besitzt.“

Im XIX. Jahrhundert, in den finsternen Jahren, die der Niederwerfung des Aufstandes von 1830 folgten, lebten diese drei Dichter in Paris, wo sie ihre wichtigsten Werke schrieben. Ähnlich war es nach dem letzten Krieg, und es ist kein Zufall, daß die beiden bedeutendsten zeitgenössischen Schriftsteller Polens, Witold Gombrowicz und Czeslaw Milosz, ihre größten Werke in der „Kultura“ veröffentlichten. Unabhängig vom Gewicht dieser Werke festigten sie die Position der „Kultura“, sowohl gegenüber dem unterdrückten, kommunistischen Polen als auch gegenüber dem erstarrten Polen der Emigration. Die einzige Gemeinsamkeit zwischen Gombrowicz und Milosz beruhte auf dem In-Frage-Stellen der Stereotypen polnischer Kultur, die sowohl in Polen selbst als auch in der Emigration eine wichtige Rolle spielten (auch wenn sie in diametral verschiedener Weise interpretiert wurden). Beide taten dies auf eine spezifisch polnische Art – eine Art, die das polnische Kultur-Establishment schamhaft zu übersehen suchte, um sich (ein wenig in der Art des armen Verwandten) auf seine Zugehörigkeit zum idealisierten „Westen“ zu berufen.

„Das ist keine Kunst um der Kunst willen, das ist Kunst für den Westen“, schrieb Gombrowicz, „der scheinbar völlig anachronistische Typ eines polnischen Landadeligen kann zum modernsten Menschen der Welt werden ... wenn er sich selbst auf wirklich moderne Weise behandelt.“ Milosz hingegen kritisierte treffender als jeder andere den polnischen Provinzialismus, der immer nur nach der neuesten westlichen

Mode schielt. Beide argumentierten als Rivalen des Westens und forderten das Recht auf Andersartigkeit: Gombrowicz, indem er seine Individualität verteidigte: („Das Individuum ist wichtiger als das Volk. Ich bin wichtiger als das Volk.“), Milosz dagegen im Namen seiner eigenen Sicht der Welt und der Geschichte Polens. Vergessen wir nicht: Bevor Milosz im Jahre 1980 den Nobelpreis erhielt, fehlte Gombrowicz ein Jahr vor seinem Tode nur eine einzige Stimme zur Erlangung dieser Auszeichnung, die zugunsten des japanischen Dichters Kawabata abgegeben wurde. Dieser seltene Zufall, der zwei in der „Kultura“ publizierende Schriftsteller betrifft, unterstreicht zusätzlich die außergewöhnliche Bedeutung und Aufgabe dieser Exil-Zeitschrift.

Zum Wichtigsten, was die „Kultura“ erreicht hat, gehört zweifellos ihr unermüdlicher Kampf um eine Normalisierung der Beziehungen der Polen zu ihren Nachbarvölkern. In diesem Bereich herrschte eine außerordentlich harmonische Symbiose zwischen Giedroyc und dem bereits erwähnten führenden politischen Publizisten der „Kultura“, Mieroszewski, die bis zu dessen Tod im Jahre 1976 andauerte. Mieroszewski war der erste Pole, der volles Vertrauen zur demokratischen Erneuerung in der Bundesrepublik Deutschland gefaßt hatte; seine Stimme trug in hohem Maß zum Wandel in der Einstellung von Polen gegenüber den Deutschen bei.

Giedroyc legte wahrscheinlich noch größeres Gewicht auf die Normalisierung der Beziehungen Polens zu Litauen, Weißrußland und zur Ukraine. Das Verdienst der „Kultura“, von Anbeginn gegen den in Polen so weitverbreiteten Haß gegenüber den Russen anzugehen, ist um so größer, als von den sechs Personen, die nach Gründung der „Kultura“ den Mitarbeiterstab bildeten, vier nach der Annektierung des östlichen Teils Polens in die Sowjetunion deportiert worden waren: Josef Czapski, Gustaw Herling-Grudziński, Zofia und Zygmunt Hertz. Die beiden ersten verfaßten übrigens zwei ausgezeichnete, vom Mitgefühl für das Leiden des russischen Volkes getragene Bücher über ihre Erlebnisse in Rußland – zu einer Zeit, da die meisten Intellektuellen im Westen die Existenz von Zwangslagern überhaupt nicht zur Kenntnis nahmen. Übrigens war Czapski nur wie durch ein Wunder dem Massaker von Katyn entgangen.

Ein Text von Wladimir Maximow, geschrieben 1977, beweist, in wie hohem Maße diese Anstrengungen der „Kultura“ erfolgreich waren:

(Noch in Rußland) ... „erhielt ich eine russische Sondernummer der ‚Kultura‘. Diese Nummer bewies ein so leidenschaftliches Engagement, eine so besorgte Zuneigung gegenüber russischen Schriftstellern, ein so hohes Maß an Verständnis für das Schicksal der russischen Literatur, daß ich sofort in der ‚Kultura‘ eine mir sehr nahestehende ... meine eigene Zeitschrift erblickte. Als ich später in den Westen kam und den ‚Kontinent‘ herauszugeben beabsichtigte, wandte ich mich vor allem (dies war auch ein Wunsch von Solschenizyn) an den Redakteur der

„Kultura“, Jerzy Giedroyc, und an seine engsten Mitarbeiter, Josef Czapski und Gustaw Herling-Grudzinski.“

Die polnisch-russischen Beziehungen und die Zukunft der zwischen diesen beiden Staaten lebenden Völker bilden für den Redakteur der „Kultura“ eine untrennbare Einheit. In einem Brief vom Juni 1980 schrieb er mir: „Als größten Erfolg, wahrscheinlich von historischer Bedeutung, betrachte ich es, eine Erklärung führender russischer Dissidenten erhalten zu haben, die sich für die Unabhängigkeit der Ukraine und anderer nicht-russischer Unionsrepubliken aussprechen.“

Die Muse der Geschichte spricht heute polnisch

Sooft ich in den siebziger Jahren mit jungen oppositionellen Intellektuellen aus Polen zusammentraf, sprach ich mit ihnen über eine mir unverständlich erscheinende paradoxe Tatsache:

Wie ist es möglich, daß in diesem so verhaßten System die polnische Kultur auf beinahe allen Gebieten ein höheres Niveau erlangt hat als in der Vorkriegszeit? – Man entgegnete mir darauf, ich messe dem, was eine kleine künstlerisch-intellektuelle Elite trotz größter Schwierigkeiten erreicht hat, zu viel Bedeutung bei und gebe mir keine Rechenschaft über die katastrophale Situation des gesamten Volkes ab: Inkompetenz und Opportunismus der Intellektuellen, Orientierungslosigkeit der Landbevölkerung und der Grad der Demoralisierung der völlig zerstörten Arbeiterklasse.

Seit den erregenden Ereignissen vom Sommer 1980 ist offensichtlich, daß dieser Pessimismus grundlos war. Zur Zeit der „Solidarność“ hatte sich die überwältigende Mehrheit des polnischen Volkes wenn auch nicht von der Unterdrückung, so doch von der Verlogenheit befreit, die die Grundlage des Systems ist. Der Druck kann wiederkehren, doch ohne die Verlogenheit bleibt er eine gewöhnliche Tyrannei. Die Bedeutung dieses für Polen und ganz Osteuropa Erreichten kann nicht hoch genug eingeschätzt werden.

„Die Muse der Geschichte spricht heute polnisch“, heißt es in dem 1983 im russischen Untergrund erschienenen Buch „Die polnische Revolution“ (237 S.).

Zum Schluß einige Zahlen.

Im Mai 1984 ist die 440. Nummer der „Kultura“ erschienen (176 S.). Im Verlauf der 37 Jahre ihres Bestehens veröffentlichte die „Kultura“ 390 Bücher, darunter die Serie „Dokumente“, die sich mit geheimen polnischen historischen Dokumenten und Texten der Opposition be-

schäftigt, sowie die Vierteljahresschrift „Historische Hefte“ (bisher 68 Folgen), die Themen aus der zeitgenössischen Geschichte behandelt.

Die Produktion dieses Verlagshauses, das zweifellos zu den kleinsten und ärmsten der Welt zählt, wird auf mehr als fünf Millionen Bände geschätzt.

Deutsch von Margitta Weber

Józef SZRETT

Das Tal zwischen den Bergen

Ein Bild wie eine mit Zuckerguß überzogene Landschaft: ein stilles, grünes Tal, üppig blühend zwischen steilen Berghängen mit schneebedeckten Gipfeln. Man kann es im Sonnenglanz des Mittags betrachten, im Morgenrot des Sonnenaufgangs und im abendlichen Licht, in den verschiedenen Farben der vier Jahreszeiten. Eine romantische Landschaft. Und metaphysisch – die Natur hat uns mit der Gnade der Fruchtbarkeit, der Ruhe und Schönheit beschenkt.

Polens Landschaft ist, obschon seine Einwohner sich immerfort zur Romantik bekennen, alles andere als romantisch. Die Berge zu beiden Seiten unseres Tals hat nicht die Natur, sondern die Geschichte aufgetürmt. Die Polen haben zwar eine beachtliche geschichtliche Karriere gemacht, als sie sich aus einem kleinen und eher ungehobelten Stamm zuerst zu einer europäischen Großmacht entwickelten und später – nachdem sie mit vereinten Kräften diese Großmacht vernichtet hatten – dennoch ein großes und geschlossenes Volk blieben, das sich nicht von der Weltkarte ausradieren ließ. Aber den Völkern, die sich auf beiden offenen Seiten der polnischen Ebene niedergelassen haben, war eine noch viel größere Karriere beschieden. Zwar lebten die Deutschen jahrhundertlang zersplittert im Rahmen der lockeren Struktur des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, doch als sie sich endlich vereinigten, entstand eine Macht von entscheidender Bedeutung in Europa auf der Basis einer viele Millionen zählenden und gut organisierten Gesellschaft. In der gegenwärtigen Lage der Teilung ist Deutschlands Bedeutung nicht geringer geworden, obgleich von der Bundesrepublik ein beträchtliches, hauptsächlich agrarisches Gebiet und 15 Prozent der Bevölkerung abgetrennt wurden.

Auf der anderen Seite unseres Tales hat die Expansion der Russen eine so dynamische Form angenommen, daß Lenin von Zarentum ein nur unwesentlich im Westen verkleinertes Reich von den Ausmaßen eines

Subkontinents, der sich über zwei Erdteile erstreckt, geerbt hat. Lenin und seine Nachfolger erbten noch etwas: ein riesiges Sammelsurium verschiedenster Nationen und Volksgruppen, gewöhnt an ein Leben nach dem Diktat der Obrigkeit, gegen das sich nur einzelne auflehnen. So wurde denn zwischen die zwei Berge des Herdendaseins – eines ethnisch monolithischen im Westen, eines erstaunlich differenzierten im Osten – das Tal der individualistischen Polen eingezwängt, zu beiden Seiten expansiver Druck, zu beiden Seiten Feindschaft. Es ist nur ein geringer Trost, daß bisher beide Expansionen von Zeit zu Zeit zusammenstießen, fand doch dieser Zusammenstoß gerade auf dem Territorium dieses Tales statt. Was ein europäischer Ruhewinkel, eine Oase, in der Milch und Honig fließen, sein sollte, wurde in einen Truppenübungsplatz verwandelt, bestenfalls in einen europäischen Korridor. In dieser Situation scheint der polnische Individualismus alle Merkmale eines Anachronismus zu haben. Dem ist aber nicht so, hat doch dieser Individualismus die Grundlage für die Existenz – eine schwierige und oft tragische Existenz – zwischen dem beidseitigen Drang geschaffen. Das Charakteristikum des Individualismus ist Selbständigkeit des Denkens. Die Polen breiten manchmal ratlos die Arme aus, manchmal nehmen sie eine negative Pose ein, aber sie haben nicht aufgehört, zu denken. Und sie können es gar nicht, denn ein in der Volksrepublik Polen geprägtes, gegen das Regime gerichtetes Sprichwort besagt: Das Denken hat eine kolossale Zukunft.

Um sich beim Handeln vom Intellekt leiten zu lassen, muß man unbedingt und ständig zu diesen Bergen zurückkehren, die einen so unheilvollen Schatten auf unser Tal werfen. Berge abzutragen oder einzuebnen ist ein Ding der Unmöglichkeit. Wir müssen beide Schatten als eine real existierende Tatsache behandeln. Zugleich aber darf das Denken über die Berge und ihren Schatten nicht von Komplexen und Resentiments ausgehen. Der Pole ist neugierig auf die Welt, er liebt es, zu reisen, andere Länder und Völker kennenzulernen und später deren Erfahrungen mit der eigenen, polnischen Erfahrung zu vergleichen. Leider werden solche Vergleiche immer in der Aura von Komplexen und Ideen, wie man diese Komplexe kompensieren könnte, gezogen. Und je näher, je unmittelbarer die Tuchfühlung mit anderen Völkern ist, um so größer die Komplexe und um so klotziger die Kompensationen. Der Deutsche und der Russe, der Russe und der Deutsche – als ob es keine anderen Staaten und Nationen gäbe, als ob hinter diesen Bergen sich etwas Unermeßliches und Unklares ausbreiten würde – ein Meer der Finsternis.

Die Polen haben – mit wenigen Ausnahmen – weder die Deutschen noch die Russen jemals geliebt. Mit den ersteren war sogar die Verständigung schwierig, daher der wunderliche Name, der den Germanen Stummheit unterstellt¹. Die Unmöglichkeit der Verständigung mit dem

¹ Das polnische Wort für Deutschland und die Deutschen lautet *Niemcy*, abgeleitet von *niemy* = stumm. Anm. d. Übers.

zweiten Nachbarn hatte eine andere Dimension: Die Ähnlichkeit der Sprachen bewirkte, daß beide Völker die Worte verstanden, aber deren Sinn nicht erfassen konnten. Oder nicht wollten. Sowohl wir, als auch die Russen. Jene schon erwähnten Ausnahmen waren immerhin zahlreich genug, um von den Bergen für ihre Zwecke ausgenützt zu werden. Leider muß unser Mythos eines Landes ohne Quisling in Frage gestellt werden. Es waren die Nazis, die keinen Quisling bei uns haben wollten und ihn nicht gesucht haben, obschon es bekanntlich potentielle Kandidaten dafür gab. Schließlich haben nicht die Italiener, Portugiesen oder Inder den Akt von Targowica² unterzeichnet, sich dem Warschauer Pakt angeschlossen und in der Volksrepublik Polen das Kriegerrecht verhängt. Das Bitterste ist, daß alle diese Akte in pompöse Phrasen über die „Rettung des Vaterlandes“ gehüllt waren.

Seitdem die Berge, nachdem sie ein beträchtliches politisches Übergewicht über unser Tal errungen hatten, es zu erdrücken, zu überschatten, ja sogar zuzuschütten begannen, haben sie uns gegenüber ein schlechtes Gewissen. Ein schlechtes Gewissen kann aber unter verschiedenen Bedingungen einen ganz verschiedenen Einfluß auf jemandes Vorgehen ausüben. Oft resultiert daraus Rachsucht denen gegenüber, die die Ursache dieses „schlechten Gewissens“ waren. Das haben wir zur Genüge am eigenen Leib erfahren. Heute kommt bei den Deutschen, denen in fast vierzig Jahren Demokratie der „germanische Geist“ gründlich vergangen ist, dieses schlechte Gewissen in einer spezifischen Verlegenheit zum Ausdruck, in einem demonstrativen Wohlwollen, das sogar in die Tat umgesetzt wird. Es ist schließlich kein Paradoxon, daß die Hilfe, die uns in der letzten Zeit vom Westen geleistet wurde, zu einem so großen Teil gerade aus der Bundesrepublik Deutschland kam.

Bei den Russen ist das Gefühl der Abneigung unverändert geblieben, zusätzlich mit Mißtrauen untermauert (das sich übrigens nicht nur gegen uns richtet, sondern gegen alle Länder, die sie nicht restlos beherrschen). Auch Neid spielt da mit – dieses störrische, undankbare „Land an der Weichsel“³, so sorgfältig kontrolliert, daß es *de iure* mit dem Großen Bruder gleichgeschaltet werden sollte, hat sich trotz allem seinen individuellen Wohlstand und seine individuelle kulturelle Überlegenheit bewahrt. Das ist unverzeihlich!

Dazu sei jedoch bemerkt, daß wir, wenn wir von kultureller Überlegenheit sprechen, die kollektive und gerade auch individuelle (oder vielleicht individualisierte) kulturelle Überlegenheit meinen. Es wäre eine jämmerliche Dummheit und Überheblichkeit, den immensen Beitrag

2 Targowica – ein Ort in der Ukraine, wo polnische Gegner der fortschrittlichen Verfassung vom 3. Mai 1791 eine „Konföderation“ gründeten, die der Zarin Katharina II. den Vorwand für den Einmarsch in Polen und für die zweite Teilung Polens lieferte. Anm. d. Übers.

3 Im Original „*prywislinskij kraj*“, offizielle russische Bezeichnung für Kongreßpolen unter der zaristischen Herrschaft, um das Wort „Polen“ oder „polnisch“ zu vermeiden. Anm. d. Übers.

der Russen zur Weltkultur zu leugnen. Nur daß dieser Beitrag stets das Werk überragender Persönlichkeiten war und ist, während die Gesellschaften als Ganzes – die polnische und die russische – einen ganz anderen Standard aufweisen, und zwar zu unseren Gunsten. Wir haben viel weniger Genies, aber – im Verhältnis zur Gesamtzahl – viel mehr Einzelmenschen von hohem intellektuellen Niveau. Und das schmerzt vielleicht mehr als die Tatsache, daß der durchschnittliche Pole sich besser kleidet, sich bis vor kurzem besser ernährte und mit einer höher technisierten Zivilisation des Alltagslebens umging. Wenn die Russen uns höhnisch „diese polnischen Herren“⁴ nennen, hat dies keine klassenmäßige, sondern eben eine kulturelle Färbung. „Herren“ im alten Sinn des Wortes gibt es bei uns längst nicht mehr, aber wir sind „Herren“, weil wir uns nicht gleichschalten, zu „Genossen“ machen ließen, und die Anredeform „ihr“ bei uns nicht heimisch wurde. In Polen kann man den „Herren“ nur diejenigen gegenüberstellen, die das ganze Volk „sie“⁵ nennt.

Angesichts so fühlbarer, so unmittelbarer Pressionen und so verschiedener, jeglicher Objektivitätbarer kollektiver Gefühle der Berge gegenüber dem Tal haben auch unsere kollektiven Gefühle längst die Reinheit „der Lupe und des Auges des Weisen“⁶ verloren. Es geht nicht nur darum, daß die Polen von ihrem Dichter einen gewissen Widerwillen gegen diese objektivierenden optischen Einrichtungen geerbt hätten, sondern daß sie sich zur nationalen Romantik überzeugen ließen. Indessen ist ein großer Teil dieser angeblichen Romantik das Resultat neurotischer Reaktionen auf fremde Abneigung oder Feindschaft. Und Romantik ist uns nicht vorherbestimmt, und sollte es wohl auch nicht sein. Das ist übrigens ein Thema für gesonderte Reflexionen – über den Sinn der positivistischen Tradition unseres Volkes.

In den letzten Jahren hat die Abneigung und Feindseligkeit der Polen gegen die Deutschen viel an Schärfe verloren. Nicht nur die schon erwähnte Hilfe (die in der Volksrepublik Polen sogenannten „Fallschirmabwürfe“⁷) hat Dankbarkeit geweckt (man könnte hier Ähnlichkeiten mit der Hilfe und Sympathie der Deutschen für die polnischen Emigranten nach dem Novemberaufstand von 1831 entdecken). Die Bun-

4 „*Polskije pany*“ – polnische Herren, ironische russische (und ukrainische) Bezeichnung für die Polen, aus der Zeit stammend, da die Mehrheit der feudalen Großgrundbesitzer in der Ukraine, also die „Herren“, Polen waren. Dazu kommt, daß es in der polnischen Sprache in der direkten Anrede für das deutsche „Sie“, das französische „vous“, das englisch „you“ kein anderes Wort als „Pan“ oder „Pani“ (weiblich) gibt, während die Russen und Ukrainer „wy“, also „ihr“ verwenden, eine eher bäuerliche Formel. Anm. d. Übers.

5 „Sie“ – in Polen allgemein gebräuchliche Bezeichnung für „die da oben“, den Staats- und Parteiapparat. Anm. d. Übers.

6 Zitat aus einem Jugendgedicht von Adam Mickiewicz, in dem er dem nüchternen Realismus des Klassizismus die Romantik der Jugend entgegenstellt. Anm. d. Übers.

7 Anspielung auf die während der deutschen Okkupation, vor allem während des Warschauer Aufstands von den Engländern geleistete Hilfe. Anm. d. Übers.

desrepublik ist zugleich zu einem Mekka für alle geworden, denen es in Polen nicht so sehr zu eng, als zu mager geworden ist. Sie erscheint als ein Eldorado des Wohlstands. Ein monströser Witz aus der letzten Zeit hat dies in die Form der Rätselfrage gefaßt: Was ist der Unterschied zwischen der deutschen und der sowjetischen Okkupation? Antwort: Unter der sowjetischen wird man leider nicht zur Arbeit nach Deutschland verschleppt. Wir wollen hier das national-ethische Problem dieser neuen Brotemigration, die meistens nicht ganz legal ist, beiseite lassen. Schließlich, wenn jemand lieber Gastarbeiter in der Fremde als Bürger des eigenen Landes sein will, so ist das seine Privatsache. Hier den Cato zu spielen, wäre von zweifelhafter Qualität, besonders seitens jener, die sich zu Hause längst eingerichtet haben, denen nicht droht, daß sie jahrelang auf einen eigenen Winkel warten müssen, eben einen Winkel und nicht ein Nest für die Familie, die man doch einmal gründen möchte.

Das Wesentlichste an dem hier dargestellten Gedankengang ist die Tatsache, daß echte materielle Zeugnisse des Wohlstandes (die Hilfsleistungen) und die ein wenig mythologisierte Vision des bundesdeutschen Eldorado bis zu einem gewissen Maß auch die Reaktion auf die – wie gewöhnlich – läppische Propaganda des Regimes sind. Dem Bürger der Volksrepublik Polen will man schon viel zu lange, zu aufdringlich und zu primitiv mit dem deutschen Schreckgespenst bange machen. Während die „historische“ Propaganda (als da sind: die Rekonstruktion der neuesten Geschichte, die Literatur und die Produktion der abenteuerlichsten Spektakel, diese diversen „Hauptmann Kloss“ und „Die Panzersoldaten und der Hund“⁸) noch, besonders bei der älteren Generation, auf eigene Erfahrungen, Wunden und Narben trifft, kommt dieses ewige Schrecken mit Spionen und Revisionisten überhaupt nicht an, im Gegenteil, es wirkt konterproduktiv. Dazu ein weiterer Witz: Im Büro des ZBOWID⁹ meldet sich ein altes Weiblein vom Lande, um diesem ehrenwerten Verein beizutreten. „Und was haben Sie während der Okkupation gemacht, womit können Sie Ihr Gesuch begründen?“ „Ich habe den Jungs aus dem Wald geholfen.“ „Haben Sie Zeugen dafür?“

„I wo denn, die sind doch alle gefallen.“ „Na, dann erzählen Sie wenigstens, wie Sie geholfen haben.“ „Ganz einfach. Ich habe ihnen Suppe gekocht, Brot gebacken, und das alles in den Wald getragen. Herrje, wie sich die Jungs freuten, sie sagten immer ‚Danke schön!‘“¹⁰ „Aber das waren doch Deutsche!“ „Ja, aber es waren die guten Deutschen, die aus der DDR!“

Man könnte folgende These riskieren: Der heutige Pole hat die Deutschen nicht lieb gewonnen, aber er hat nicht aufgehört, ihren hohen Zi-

⁸ Fernsehserien über den Zweiten Weltkrieg, von besonders regimetreuen Autoren verfaßt, Anm. d. Übers.

⁹ „Verband der Kämpfer um Freiheit und Demokratie“, eine zeitweise von Sicherheitsagenten geleitete Veteranenorganisation. Anm. d. Übers.

¹⁰ Im Original deutsch. Anm. d. Übers.

vilisationsstandard zu bewundern und, was am wichtigsten ist, er hat sich von der Furcht vor ihnen befreit. Immerhin ein Schritt voran, wenn auch selbstverständlich noch sehr, sehr vieles zu tun bleibt. Die Polen wissen zu wenig über Deutschland, sie werden Tag für Tag mit verfälschter Geschichte gefüttert, und selbst bei außergewöhnlichen Gelegenheiten fehlt es an redlicher Information über die Gegenwart und die Kultur dieses Landes. Uns geht es nicht darum, daß man das alles zu verschweigen beginnt, was einen vergifteten Schatten auf unsere gemeinsame Vergangenheit wirft, sondern um eine vernünftige Gewichtung der allgemeineren Bilanz. Wir sollten über die Deutschen ohne Komplexe reden und schreiben – und so ausführlich, daß sich bei dem Mann von der Straße nicht die Vorstellung herausbildet, diese Nation bestehe aus den Kreuzrittern, den Verfechtern des Kulturkampfes, den Nazi-Henkern und jenem grotesken Schatten der Vergangenheit: den „Revisionisten“ von den Landsmannschaften. Neu zu überdenken ist auch der Beitrag der Deutschen zur inneren Geschichte unseres Landes, da doch der durchschnittliche Pole, der soviel über die Kreuzritter gehört hat, sich keine Rechenschaft darüber ablegt, daß die Mehrzahl der Städter in der Zeit der Polnischen Adelsrepublik Deutsche waren – Deutsche, die sich polonisierten oder auch nicht, aber dem Staat gegenüber die ihm gebührende Loyalität bewahrten und in diesem Staat einen modernen Handel und ein modernes Handwerk aufbauten.

Man hätte Lust, mit einem Deutschen auf der gleichen Ebene der wirtschaftlichen Entwicklung, des Zivilisationsstandards zu sprechen. Ein solches Gespräch ist sogar mit einem Bürger der DDR unmöglich, dieses Pseudo-Ländchens, das seit Jahren geduldig von der Bundesrepublik wirtschaftlich aufgepumpt wird. Die Ebene, auf der wir uns wie gleich und gleich unterhalten könnten, ist die kulturell-soziale. Und wer weiß, ob der deutsche Arbeiter oder auch der deutsche Intelligenzler nicht manches von uns lernen könnte. Natürlich nicht beruflich oder im Bereich der Arbeitsorganisation, wohl aber in bezug auf die Perspektive des Aufbruchs zu einer neuen Gesellschaft ohne Barrieren, ohne künstlich aufgebaute horizontale Trennungslinien. Um aber miteinander auf einer gemeinsamen Ebene zu sprechen, ist es notwendig, einander kennen- und verstehen zu lernen. Wir tragen auf unserem gebeugten Rücken gleich große und schwere Bündel geschichtlich-kultureller Erfahrungen, eigener Traditionen, eines eigenen *Modus vivendi*. Wir müssen gerade wegen dieser Last zu einer Plattform der Verständigung gelangen und dadurch uns selbst von Komplexen – das heißt von unbegründeter Selbsttherabsetzung – wie auch von der diese kompensierenden, ebenso unberechtigten Selbstüberwertung befreien.

Ganz anders gestaltet sich das Verhältnis des heutigen Polen zur Sowjetunion, und in der Folge zu den Russen. Ich glaube, schon seit langem – seit den Aufständen des 19. Jahrhunderts – war in Polen die Abneigung gegen die Russen nicht so allgemein, grenzte nicht so nahe an

Haß. Selbst in der Zeit, als in unserem Land unter Bierut¹¹ der Stalin-Terror wütete, herrschte diesbezüglich kein solcher allgemeiner Konsensus, und die Anhänger der Abhängigkeit der Volksrepublik Polen von der UdSSR waren nicht so isoliert wie heute. Damals waren es übrigens ziemlich viele, und zu einem großen Teil waren sie wirklich gläubig. Wenn heute diese stark dezimierte „Elite“, die sich selbst außerhalb der Nation gestellt hat, noch an irgend etwas glaubt – so an die Macht, an ihren Anteil an der Macht und an die persönlichen Pfründen, die mit dieser inneren Emigration der Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei (PVAP) verbunden sind. Sagen wir es offen heraus – die überwiegende Mehrheit der heutigen Dissidenten hat mit dem Regime zusammengearbeitet oder sich mindestens mit ihm identifiziert. In einem gewissen Maße folgten ihnen, in einer Art passiven Kollaboration, recht zahlreiche Polen vom Typ „kleiner Mann“, die sich „für Politik nicht interessieren“, Menschen, die, von den Erlebnissen des Krieges und der Okkupation erschöpft, einfach ihre Ruhe haben wollten.

Heute ist die Gruppe der parteilosen Kollaborateure auf ein Minimum geschmolzen, die Trennungslinien sind schärfer geworden, aber selbst einer, der „sich für Politik nicht interessiert“, leistet sich den Luxus, auf die Russen zu schimpfen. So wurde dieser Russe, nicht weniger anonym als der polnische „kleine Mann“, zur Quelle jeglichen Übels: der leeren Geschäfte und der Brutalität der Polizei, der Versklavung der Geister und der wirtschaftlichen Indolenz des Systems. In die Sphäre individueller Beurteilungen übertragen, ergeben diese verschiedenen Arten der Abneigung das Klischee des „schwarzen (vielmehr des roten) Mannes“: Der Russe ist ein ungebildeter Grobian, ein Säufer, Dieb und Menschenschinder, ein Denunziant und Atheist, ein Asiate und Bauernlummel, sein Gehirn ist mit vulgärster Propaganda vermauert, er ist gefährlich in seiner Habgier und seinem Streben nach der Weltherrschaft. Also Menschenfresser und Sklave in einer Person. Abgesehen von der extremen Schablonenhaftigkeit eines solchen Denkens haben wir hier ein klassisches Beispiel für die Übertragung von Fehlern des Systems auf ein ganzes Volk.

In den Jahren des Krieges und der Okkupation war jeder Deutsche ein Henker und Verbrecher, daher das große Staunen, daß nach einigen Jahrzehnten der demokratischen Bundesrepublik die neue Generation der Deutschen sich als ein ganz normales Volk erweist. In bezug auf die Sowjetunion, wo das System sich nicht verändert und nicht einmal wesentlich entwickelt hat, wo nach wie vor die polizeilich-totalitäre Tyrannei herrscht, überträgt man sehr unbekümmert alle abstoßenden Eigenschaften dieses neuzeitlichen *ancien régime* auf den Mann von der Straße. Das ist genauso, als wollte man uns die Übel der Jaruzelski-Junta zur Last legen.

11 1947–1952 Staatspräsident, 1948–1953 Erster Parteisekretär. Anm. d. Übers.

Es gibt noch einen anderen Grund – der Pole bekennt sich ungern zu den eigenen Fehlern, es ist doch bequemer, sie anderen in die Schuhe zu schieben. Und darum ist dieser Konsensus der Russenfeindlichkeit in Polen kein Konsensus der Vernunft, sondern der Emotionen, nicht objektiver Überlegungen, sondern wiedererwachter alter Ressentiments. Zu der ansteigenden Welle solcher Stimmungen trägt besonders die Propaganda des Regimes bei, die, ähnlich wie im Fall der Deutschen, das Gegenteil dessen bewirkt, was sie will. Denn in Wirklichkeit haben die Spitzen der PVAP eine solche Heidenangst vor Moskau, daß sie in ihrem Übereifer noch mehr alles verderben, was, wie alles im Sozialismus, von Natur aus schlecht funktioniert. Die Fernseh- und Rundfunksendungen, die Zeitschriften mit dem geradezu exemplarischen, von niemandem gelesenen „*Kraj Rad*“ (Sowjetland) bis zur surrealistischen Fiktion der „Gesellschaft für polnisch-sowjetische Freundschaft“ mit der düsteren Groteske der „Freundschaftszüge“¹² – das sind die Produkte einer allzu eifrigen und deshalb um so ungeschickteren Propaganda. Wenn diese Propaganda den „Sowjetmenschen“ rühmt, beleidigt sie die Russen und ruft bei den Polen zusätzlichen, aus Widerwillen geborenen Streß hervor. Die Angst und die Liebedienerei der PVAP-Oberen hat sie aus Kolonialgouverneuren zu Gauleitern im eigenen Land gemacht. Im Grunde genommen hat in der unrühmlichen Geschichte der PVAP einzig und allein Gomulka eine gewisse Selbständigkeit und sogar Mut gegenüber dem Kreml gewagt, schade nur, daß damit nicht Intelligenz einherging (was mit seinen antiintellektuellen Komplexen zusammenhängen mag).

Es versteht sich von selbst, daß das Leben in jedem politischen System, in jedem kulturell-zivilisatorischen Umfeld der Gesamtheit – und über die Gesamtheit auch dem einzelnen – einen unauslöschlichen Stempel aufdrückt. Die Russen haben sich im Laufe der Jahrhunderte ihrer düsteren Geschichte manche sehr schlechte, sogar abstoßende Eigenschaften angeeignet, aber – gebeugt durch die Last des Leidens – auch viele gute Eigenschaften bewahrt. Der „Homosos“ von Sinowjew¹³ ist ein Pamphlet, das den Sowjetmenschen wie durch ein Vergrößerungsglas in seinen ärgsten, durch den Despotismus und den allgegenwärtigen Druck des Systems geformten Eigenschaften zeigt. Aber sehen wir doch in den Spiegel, blicken wir in das eigene Innere – ob sich auch bei uns nicht immer wieder Symptome einer Lähmung durch den Sowjetismus zeigen (natürlich mit einer leichten Färbung *à la Polacca*)?

Es ist wohl wenig sinnvoll, die Polen aufzufordern, die Deutschen und die Russen zu lieben. In den Beziehungen zwischen Nationen ist Liebe ein unnötiges, sogar schädliches Gefühl, kann sie doch niemals erfüllt werden. Kopulation von Völkern ist unvorstellbar, und platonisch

12 Alljährlich veranstaltete Reisen in die UdSSR, organisiert von der oben erwähnten Gesellschaft. Anm. d. Übers.

13 Alexander Sinowjew, *Die gähnenden Höhen*. Anm. d. Übers.

sche Gefühle können sich nicht in einen Strom von Poesie verwandeln, weil eine Gemeinschaft Erotik kollektiv weder in Taten noch in Worten vollziehen kann.

Mehr noch – bei den Polen, die in ihren Gefühlen gewöhnlich ziemlich impulsiv, aber auch wenig beständig sind, könnte eine unerfüllte Liebe leicht in Haß umschlagen. Und davon haben wir rundherum mehr als genug!

Hier scheint mir eine Nebenbemerkung angebracht. In jenem Tal zwischen den Bergen leben außer uns noch andere Völker. Die Beziehungen mit ihnen sind ein sehr wesentliches Element der polnischen Gegenwart und ein noch wichtigeres – unserer Zukunft. Diese Beziehungen sind größtenteils nicht besonders gut, manchmal geradezu schlecht; es ist ein unbestreitbares Verdienst der KULTURA, daß sie seit vielen Jahren diese – von vielen Lesern scheel angesehenen – heißen Eisen anpackt, besonders das Thema der Ukrainer, Litauer und Weißrussen. Da dies nicht der Platz ist, unsere Ausführungen auch auf diese allernächsten Nachbarn in unserem Tal auszudehnen, wollen wir nur auf ein Problem hinweisen: Man darf nicht vergessen, daß fast keiner unserer Nachbarn jemals in unserer Lage war; er hatte nicht zu beiden Seiten Berge, sondern nur auf einer. Die Ukrainer und die Litauer werden wahrscheinlich protestieren, sie werden sagen, daß für sie dieser zweite Berg – vom Westen her – eben Polen war. Das wäre aber falsch, denn es hieße, Analogien in einer entfernten und bereits abgeschlossenen Vergangenheit zu suchen, und überdies hat der polnische Expansionismus niemals so brutale Formen angenommen wie die, deren sich die Deutschen bedienten und deren sich die Russen weiterhin bedienen.

Aus dieser Bemerkung ergibt sich die Schlußfolgerung: Wir dürfen und können nicht auf irgendeine Pufferzonenrolle unserer nächsten Nachbarn rechnen. Die Konzeption der „Pufferzone“ hat sich in der Politik als reine Fiktion erwiesen, und wir waren in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen ein „Versuchskaninchen“ des vom Versailler Vertrag geformten Europa. Dagegen sollten wir uns bewußt werden, daß die Herausbildung bestmöglicher Beziehungen mit unseren Nachbarn einfach eine Frage der Sicherheit unseres Tales ist. DES GANZEN TALES!

Die polnischen Traumata gegenüber den Deutschen sind das Ergebnis unserer Erinnerungen an die Okkupation und der Bedrohung unserer Westgrenze. Für jeden, der die Geschichte kennt, ist es offensichtlich, daß die germanischen Völker ihre Kraft oft in gewaltigen Ausbrüchen von Aggressivität entladen haben. Der „Furor teutonicus“ manifestierte sich zur Zeit der Völkerwanderung, in der „Bekehrung zum Christentum durch das Schwert“ bei den Kreuzrittern, und, am stärksten, in den beiden Weltkriegen. Heißt das, daß Deutschland immer noch ein Herd und eine Schule des Militarismus ist? Die DDR – gewiß, dort schult General Hoffmann die Heerscharen europäischer

Kubaner, und die Vorschule dazu ist die Massenproduktion von Sportlern, die aus allen internationalen Wettkämpfen ganze Haufen von Medaillen heimbringen. Aber die Bundesrepublik? Das Land, wo die „Friedenskämpfer“¹⁴ die mächtigste Massenbewegung sind? Wo selbst Soldaten gegen amerikanische Raketenwaffen demonstrieren?

Man darf auch nicht vergessen, daß Polen ungeheure materielle Verluste nicht nur in beiden Weltkriegen, sondern auch in den Schwedenkriegen des 17. Jahrhunderts erlitten hat, und neben den Ruinen von 1914–1918 (und 1920) sowie von 1939–1945 Polen noch voll ist von Ruinen aus den Jahren 1655–57. Aber gibt es heute noch jemand, der Angst hätte vor einem Angriff der Schweden – jener tapferen und rücksichtslosen Söldner, die unter König Karl Gustav der Schrecken von halb Europa waren und heute so ungeschickt gegen geheimnisvolle (fragt sich nur, für wen geheimnisvoll?) U-Boote Kriege führen, bereit, wie Sino-wjew behauptet, eine „Skandinavisierung“ (per analogiam zur Finnlandisierung) hinzunehmen, bloß um ihren Wohlstand zu bewahren?

Das ist es ja gerade. Die einst kriegerischsten Nationen haben, in Wohlstand und Demokratie lebend, ihre Tapferkeit eingebüßt. Deshalb hat die Bundesrepublik aufgehört, eine Gefahr für Polen zu sein, und unsere Westgrenze ist nur ein Faustpfand in einem eventuellen Tauschhandel und die Daseinsberechtigung für die immer mehr in die Vergangenheit entschwindenden Führer der Landsmannschaften mit so typisch urgermanischen Namen wie Hupka und Czaja geworden. Die UdSSR hingegen stellt eine Bedrohung für die ganze Welt dar, weil das permanente Elend und das Eingesperrtsein der Gewissen in den Paragraphen des Strafgesetzbuches dazu führen, daß Krieg für die „Homosos“ wohl ein Risiko, zugleich aber eine Chance für etwas Neues, vielleicht Besseres ist.

In der Landschaft unseres Tales sind also in den letzten Jahrzehnten bedeutsame Veränderungen eingetreten, und die Unterschiede zwischen den Bergen um uns sind gewaltig. Auf der einen Seite – sanfte Hänge, bedeckt mit Wäldern und Almen, auf der anderen – spitze, unzugängliche Felsen, Gletscher und ewiger Schnee. Vom Osten droht den Polen eine direktere Gefahr, denn sie ist auch eine russische. Unter diesem Begriff sind nicht die krankhaften Ideen des seligen Rosenberg zu verstehen. Uns geht es um Vereinigungstendenzen zwischen den slawischen Völkern. Im Umgang mit dem Deutschen steht der Pole vor der Alternative: entweder er selbst, also Pole zu bleiben, oder sich zu germanisieren. Mit den Russen ist die Sache schwieriger; sie haben sich auf

14 Vielleicht sind nicht alle Organisatoren der Friedensbewegung sowjetische Agenten, und gewiß demonstriert die große Mehrheit der Friedensmärsche in der hehren Absicht der Verteidigung des Menschenlebens, aber diese Leute haben nichts aus der Vorkriegserfahrung des Pazifismus gelernt. Sie demonstrieren einfach die Selbstverteidigungskraft des Westens, und vergessen, daß – *si vis pacem para bellum*. Sie dienen also nicht so sehr dem Frieden, als ... dem Kreml. Anm. d. Autors.

verschiedene Varianten spezialisiert, die den Patriotismus für die von ihnen kontrollierten Nationen dosieren, ohne die Zügel des „Internationalismus“, das heißt der Gehorsampflicht gegenüber der Moskauer Zentrale, zu lockern. Die Russifizierung im Rahmen eines manipulierten Panslawismus (oder wie immer man diese Konzeption nennen mag) muß keine vollkommene Entnationalisierung auch im sprachlichen Sinne bedeuten; es genügt, wenn sie sich in den Köpfen der einzelnen Menschen vollzieht. Es gibt hier mancherlei Alternativen, und deshalb ist die von Johannes Paul II. lancierte Idee eines slawischen Christentums so wichtig, wenn auch im Westen nicht allzu populär.

Im Westen bekommt man immer wieder zu hören, der Papst befasse sich zu sehr mit Politik. Es gibt nichts Dümmeres als eine solche Argumentation. Der Papst kann einfach nicht umhin, sich mit Politik zu befassen, da doch alles, was die Menschheit betrifft, *ipso facto* Politik ist: sowohl die Verteidigung der Rechte des Individuums als auch die Prinzipien einer gerechten Arbeit, die Katechisierung von Völkern oder von Gesellschaftsschichten. Also ist auch die Idee des slawischen Christentums eine durch und durch politische Idee, wenn man zur Kenntnis nehmen will, daß der Appell an Geist und Herz des Menschen – nicht durch Machenschaften, Terror und Handelsgeschäfte! –, sondern durch Verkündung der Göttlichen Sendung gleichfalls Politik ist.

Die oben signalisierte Möglichkeit der Russifizierung im geistigen und ideellen Bereich bedroht uns jetzt nicht allzusehr – die entschiedene Mehrheit des polnischen Volkes ist für lange Zeit gegen diese Gefahr gefeit. Doch eine kaum geringere Gefahr liegt darin, daß die Polen in ihrer gegenwärtigen russenfeindlichen Haltung erstarren. Auf lange Sicht bedeutet das, daß man diese Absurdität der Feindschaft mit sich schleppt, einer Feindschaft, die nur die Option offenläßt, eines der betroffenen Völker auszurotten – also unser Volk, das wir ja schwächer sind, weniger zahlreich und in der gegenwärtigen Lage auch durch den Warschauer Pakt hinreichend entwaffnet.

Es handelt sich aber nicht darum, die Wege zwischen unseren Völkern aus reinem Kalkül zu ebnen. Um sie wirklich zu ebnen, dazu bedarf es einer tieferen gegenseitigen Kenntnis und des gegenseitigen Verständnisses. Wir sehen nämlich die Russen als eine Masse demütiger Sklaven, die gehorsam jeden Befehl von oben ausführen, oder als die makabren Masken der grausamen Kreml-Greise und ihrer bewährten Schergen. Der böse Traum der Polen über die Russen erscheint uns in den Gestalten der Georgier Stalin und Berija, des Ukrainers Chruschtschow und ... des Polen Dersinski. Vergessen sind die „russischen Freunde“ Mickiewicz¹⁵, und die bewundernswerten heutigen Dissidenten scheinen wir überhaupt nicht mehr mit den Russen zu asso-

¹⁵ Titel eines Gedichts „An die Moskauer Freunde“, das den russischen Dekabristen gewidmet war. Anm. d. Übers.

ziieren. Und doch verdienen diese Dissidenten, worauf J. J. Lipski in seinem wertvollen Essay „Zwei Vaterländer – zwei Patriotismen“ (KULTURA Nr. 10/1981, deutsch im KONTINENT, Nr. 22/1982) hingewiesen hat, noch mehr Hochachtung als die unsrigen, weil letztere viel weniger riskieren, haben wir doch – selbst jetzt – weder Lager noch sibirische Verbannungsorte. Man soll niemandem streitig machen, was ihm gebührt, und nicht deswegen haben wir die frühere Zusammenarbeit unserer Dissidenten mit dem Regime erwähnt. Jeder hat das Recht auf Fehler, und jeder hat das Recht auf Freiheit. Die Kosten der einen wie der anderen lassen sich nicht berechnen und bemessen. Es genügt jedoch festzustellen, daß die russischen Dissidenten, die hundert Mal mehr riskieren als wir, die Ehre der Russen gerettet haben. Und zwar nicht durch einen dramatischen Sprung in einen Fluß¹⁶, sondern durch den Imperativ der Gedankenfreiheit und durch ihre Hartnäckigkeit. Dieselbe Hartnäckigkeit, für die wir sie zu verleumdern versuchen.

Darüber hinaus, auch diese Binsenweisheit muß wiederholt werden – haben die Russen einen so ungeheuer großen Beitrag zur Weltkultur geleistet und mußten manchmal einen so hohen Preis dafür bezahlen (Dostojewski), daß sie schon aus diesem Grunde Respekt verdienen.

Und schließlich – wieder eine Überraschung für viele Polen, die keine Gelegenheit zu tieferen und unmittelbaren Kontakten mit Russen hatten – sind diese meist sanfte, herzliche, hilfsbereite, gastfreundliche und friedlich gesinnte Menschen. Die kollektiven Eigenschaften, derer wir sie bezichtigen, sind entweder das Ergebnis der Knechtschaft, der Verlogenheit und der Isolation, in die sie das Regime getrieben hat, oder sie existieren einfach nicht. Die größte Sünde der Russen scheint ihr Patriotismus zu sein. Es ist, um mit Lipski zu sprechen, jene zweite Art des Patriotismus – überspannt, von messianischem Sendungsbewußtsein angehaucht, in Rücksichtslosigkeit ausartend. Übrigens ist dieser russische Messianismus grundverschieden von unserem – unserer ist larmoyant, engelhaft verklärt und auf unser Märtyrertum pochend. Der Messianismus der Russen ist einer der Führerschaft, also imperialistisch. Wenn doch nur einmal – in den Bergen wie im Tal – Ernüchterung einträte, die Erkenntnis, daß weder die Polen ein Christus noch die Russen ein Moses der Völker (selbst der slawischen Völker) sind, in der Praxis deren Polizistissimus!¹⁷

Wie schon gesagt, wäre es unsinnig, einem Volk zuzureden, andere Völker ins Herz zu schließen. Nicht einmal zur Nächstenliebe sollte

¹⁶ Anspielung auf den Tod des Fürsten Józef Poniatowski, Oberkommandierender der Armee des von Napoleon I. gegründeten Großherzogtums Warschau. Während der Schlacht von Leipzig (1812), als die Niederlage der Franzosen offensichtlich war, sprang Poniatowski mit den Worten: „Gott hat mir die Ehre der Polen anvertraut, nur Gott kann ich sie wiedergeben“ in die Elster und fand so den Tod. Anm. d. Übers.

¹⁷ Anspielung auf Stalins Titel „Generalissimus“, den A. Sinowjew in seinen „Gähnenden Höhen“ parodierte, indem er die Titel „Sergeantissimus“, „Kapralissimus“ usw. erfand. Anm. d. Übers.

man ein Volk ermuntern. Indem eine Gemeinschaft von den Einzelmenschen eine bestimmte Summe individueller Eigenschaften übernimmt, wird sie dadurch nicht zu einem menschlichen Individuum, sie bleibt eine Gemeinschaft, und unter diesem Blickwinkel kann man sie möglichst objektiv betrachten. Also keine Liebe, sondern Achtung, die einer besseren gegenseitigen Kenntnis und Verständnisfähigkeit entspringt, bildet das Fundament internationaler Beziehungen.

Was hat es schon zu bedeuten, wenn einzelne hervorragende Persönlichkeiten, nachdem sie ein anderes Volk kennen- und verstehen gelernt haben, vor ihm Ehrfurcht empfinden, wenn unsere Gemeinschaften als Ganzes – sowohl im Tal wie in den östlichen Bergen – füreinander unleugbare Verachtung, vermischt mit Neid – was diese Verachtung nur verschärft – fühlen? Wir beneiden die Russen um ihre Größe und ihre Zahl, ihre politisch-militärische Macht, sie uns – um unser höheres kulturelles und zivilisatorisches Niveau.

Kehren wir, um ein Beispiel zu nennen, zum Patriotismus zurück. Diesen kann man doch weder uns noch den Russen absprechen. Aber wie oft haben wir, und insbesondere sie, von diesem edlen Gefühl schlechten Gebrauch gemacht? Es lohnt wohl nicht, eine Bilanz aufzustellen, wer wieviel für das gemeinsame Wohl vieler Völker getan hat, es lohnt aber, daran zu erinnern, daß wir sehr oft im Bewußtsein jener Gemeinschaft der Vaterländer gekämpft haben, die trotz allem Europa ist. Man könnte einwenden, daß wir die hehre Parole „Für unsere und eure Freiheit“ immer dann auf unsere Fahnen geschrieben haben, wenn wir, unterdrückt, von den uns umringenden Bergen zermalmt, von irgendwoher Hilfe suchen, durch unsere Solidarität die Solidarität anderer anrufen wollten. Doch der im vorigen Jahr gefeierte Jahrestag des Entsatzes von Wien erinnert an den Kreuzzugscharakter mancher unserer kriegerischer Initiativen in der Vergangenheit. Wir sollten aber auch nicht – weil es sich nicht geziemt – jene Symptome des Chauvinismus aus den Augen verlieren, an denen es bei uns weder in der Vergangenheit gefehlt hat noch heute fehlt. Und wieder sollte man nicht unseren Chauvinismus mit dem russischen bilanzieren, weil das zu nichts führt. Weil nur Staaten – gewöhnlich vergebens – Verhandlungen miteinander führen können. Nationen brauchen keine Raketen, Panzer oder Flugzeuge abzurüsten, sondern Phobien, Komplexe, Ressentiments. Und in diesem Bereich hat auch eine einseitige „Abrüstung“ Chancen auf Erfolg, das heißt, auf die „Abrüstung“ der Gegenseite.

Die Berge – selbst die westlichen – werden, zumindest in absehbarer Zeit, im Laufe unserer oder der nächsten Generation, keiner Erosion erliegen, werden nicht bis zum Niveau des Tals zerbröckeln. Es ist nicht wahr, daß in unserer Epoche keine Wunder mehr geschehen, wir haben mit ihnen Tag für Tag zu tun, nur nehmen wir sie oft nicht wahr; von den Schwierigkeiten unseres Lebenskampfes beansprucht und bedrückt, gehen wir gleichgültig an anderen vorbei, an jenen Menschen,

die aus dem Alltag durch ihr Engagement an allgemeinemenschlichen oder nationalen Schicksalen herausragen; Wunder haben auch häufig kollektiven Charakter – zu solchen muß das Phänomen der Geburt der „Solidarność“ gezählt werden. Nur daß es in unserer Epoche keine Wunder von einem theatralisch-transzendenten Charakter mehr gibt: Die Heiligen segeln nicht auf Wölkchen über den Schlachtfeldern, besonders solcher Schlachten, die innerhalb einzelner Völker ausgefochten werden. Man muß also gewissermaßen die Menschen zu Wundern aufrufen, zu jenen individuellen Wundern, damit sie in ihrem Alltag den Mut finden, sich auf die Seite des Wunders zu schlagen, und auch zu kollektiven Wundern. Können wir durch unsere eigene kollektive Resignation, durch unser Streben nach Bequemlichkeit die „Solidarność“ mit einem Grabhügel zuschütten, die nur auf der organisatorischen Ebene zerschlagen wurde, aber „noch nicht verloren ist“?¹⁸

In den Beziehungen zu unseren Nachbarn müssen wir durch unseren kollektiven guten Willen alles tun, um unsere gestrigen und heutigen Feinde in künftige Freunde oder zumindest redliche Partner einer Koexistenz freier Vaterländer zu verwandeln. Der polnische katholische Publizist Stefan Kisielewski hat recht, wenn er hartnäckig wiederholt, daß wir selbst mit den Russen zu einem Einverständnis gelangen müssen. Er hat aber nicht recht, wenn er sich um dieses Einverständnis an die sowjetische Spitze wendet, diese Eisfelsen des *ancien régime*. Sein Irrtum besteht darin, daß man mit dieser „Machtelite“, die ebenso isoliert ist von ihrem Volk wie die PVAP von unserem, ohne Vermittlung der einheimischen Gauleiter einfach nicht verhandeln könnte, und es überhaupt nichts gibt, worüber man verhandeln könnte, weil zu Verhandlungen ein Partner nötig ist, nicht aber ein Falschspieler!

Die Polen müssen mit den Deutschen wie mit den Russen nicht verhandeln, sondern sprechen – mit den ersteren ohne das erniedrigende Bewußtsein wirtschaftlicher Inferiorität, mit den letzteren ohne kulturell-zivilisatorische Überheblichkeit. Und das heißt nicht, daß alle Nachkommen von Piast Kołodziej¹⁹ sich mit beiden verbrüdern, ihnen zuprosten, sie auf beide Wangen küssen sollen. Gespräche zwischen Völkern sollen in übertragenem Sinn verstanden werden, als kollektive Gespräche von einzelnen unter sich, weil ein solches Gespräch unweigerlich mit der Grundfrage beginnen muß: Wer bin ich in der heutigen Welt? Das ist die Grundvoraussetzung, um Achtung vor anderen Völkern zu gewinnen.

Es ist nicht verwunderlich, daß die KULTURA, die heute im Ausland wirkt, den Weg des Brückenschlags zwischen den Völkern Mitteleuropas eingeschlagen hat. Manchen Polen gefällt das nicht, aber es

¹⁸ Anspielung auf die Worte der polnischen Nationalhymne: „Noch ist Polen nicht verloren.“ Anm. d. Übers.

¹⁹ Piast der Stellmacher, mythischer Urahn der ersten polnischen Herrscherdynastie. Anm. d. Übers.

geht doch nicht darum, leichten und kurzlebigen Beifall zu finden, sondern darum, die Probleme perspektivisch – das heißt, frei von der geistigen Sklaverei im Lande und der bedrückenden Emigrationspsychose außerhalb des Landes – zu sehen. Die einzig richtige Betrachtungsweise dieser Probleme ist der Blick aus der Perspektive eines freien Gewissens.

Polen als Land und die Polen werden auf dieser Ebene neben den Ukrainern, Weißrussen, Litauern, Slowaken und anderen Nationen bleiben. Sie können weder die politischen Anführer dieser Völker sein, noch sich in wirtschaftliche Abhängigkeit von ihnen begeben. Niemand wird die Berge, die das Tal umgrenzen, zermalmen oder verschieben. In unserem eigenen Interesse liegt die Befreiung von fremder Unterdrückung, aber auch die Befreiung von eigenen Ressentiments und Komplexen. Keine uns entgegengestreckte Hand darf zurückgewiesen werden. Auch die Berge müssen nicht immer drohende Barrieren sein, etwas, das auf das Tal einen dunklen Schatten wirft. Dies ist eine in ihrer naiven Gutmütigkeit fast kindische Vision, wie eine auf Abbläße in Marktbuden verkaufte „schöne“ Landschaft, und dennoch nicht so irreal, wie es auf den ersten Blick scheinen könnte.

Nur muß man, wenn man dies will, fähig sein, von sich selber anzufangen. Also keine „einseitige Abrüstung“, sondern die richtige Ausnutzung der Freiheit.

Deutsch von Edda Werfel

Adam MICHNIK

Zwischen Rußland und Deutschland

Die Feststellung, das „deutsche“ Thema gehöre in Polen zu den „heißen Eisen“, ist eine banale Tatsache. Dieser seit Jahren sorgsam gepflegte Aspekt der offiziellen Propaganda, zeitweise hochgespielt oder abgemildert, gehört zu den schwierigsten Problemen einer unabhängigen polnischen Politik. Deshalb möchte ich seiner historischen Entwicklung einige Anmerkungen widmen.

An der Schwelle unseres Jahrhunderts formulierte Roman Dmowski, der Schöpfer und Ideologe des polnischen Nationalismus, folgende Grundidee seines Programms: Polen liegt zwischen Rußland und Deutschland. Seine Pflicht sei es, eine gegen Deutschland gerichtete pro-russische Orientierung zu wählen, da Rußland zwar eine Unterwerfung Polens anstreben könnte, um die Polen zu einem Instrument seiner Politik zu machen, Deutschland dagegen durch seine Germanisierungspolitik das polnische Volk vollständig zu vernichten trachte.

Es ist schwer vorauszusagen, welches Schicksal der pro-russischen Orientierung Dmowskis, die zweifellos unter der Bevölkerung Polens Anhänger besaß, beschieden gewesen wäre, wenn sie nicht durch die bolschewistische Revolution und den Versailler Vertrag zunichte gemacht worden wäre.

Im Jahre 1918 hatte Polen seine Unabhängigkeit erlangt, die schon 1920 durch die Invasion des bolschewistischen Rußland bedroht wurde; diese konnte erst kurz vor Warschau gestoppt werden. Damit hatte die pro-russische Orientierung in Polen endgültig ihre Daseinsberechtigung verloren; im allgemeinen Bewußtsein setzte sich wieder die gängige Meinung über Polen als dem „Schutzwall der westlichen Zivilisation gegen den barbarischen russischen Bolschewismus“ durch.

Die Probleme des wiedererstandenen polnischen Staates lagen in seiner geopolitischen Situation. Eingepreßt zwischen Hitlers Drittem Reich und Stalins totalitärem Sowjetrußland, war Polen ein autoritär-

parlamentarisch regiertes Land, zu einer Politik des Gleichgewichts gegenüber den beiden feindlichen Nachbarn verurteilt.

Als sich diese Politik ihrem Ende zuneigte, blieb Polen nur noch die Hoffnung auf ein Bündnis mit England und Frankreich, ein Weg, der später von Cat-Mackiewicz, einem geistreichen Publizisten des konservativen Lagers, als „Politik exotischer Bündnisse“ bezeichnet wurde.

Bei aller begründeten Kritik an der Außenpolitik der „Sanacja“, des konservativen Blocks, der Polen in den 30er Jahren regierte (zu erwähnen sind hier vor allem die Verteidigung des Überfalls Mussolinis auf Abessinien vor dem Völkerbund und der Einmarsch in das Teschener Gebiet an der Südgrenze Ost-Oberschlesiens im Jahre 1938), muß festgestellt werden, daß es der Pakt Ribbentrop-Molotow vom August 1939 gewesen ist, der den Zusammenbruch der Politik Polens besiegelte. Dieses Abkommen ebnete damals den beiden totalitären Mächten den Weg zur vierten Teilung Polens und entschied damit über das spätere Schicksal meiner Heimat.

Polen konnte (und wollte) sich mit keiner der beiden Besatzungsmächte verbünden. Fünf lange Jahre hindurch leistete dieses hungern- de, der physischen Vernichtung ausgelieferte Volk, verschleppt in die Vernichtungslager der Nazis und in sowjetische Arbeitslager, heroischen Widerstand und lebte im Glauben an die Erklärungen englischer und amerikanischer Staatsmänner, die ständig den Polen so lieb in den Ohren klingende Phrasen von Polen als der „Inspiration der Welt“ und dem „Gewissen der Völker“, von „Ehre und Treue“ wiederholten.

Nach dem Überfall Nazi-Deutschlands auf die Sowjetunion im Juni 1941 wandelte sich Stalin von einem Verbündeten Hitlers zu einem Bundesgenossen der Polen. Als Konsequenz kam es zu einer politischen Umorientierung der polnischen Regierung in London, die in dem Abkommen Sikorski-Maiski vom Juli 1941 festgeschrieben wurde.

Die Politik Sikorskis ist übrigens der beste Beweis dafür, daß die polnischen Politiker von der Notwendigkeit überzeugt waren, einen Weg zur polnisch-sowjetischen Verständigung zu finden. Ausschlaggebend war jedoch, daß Stalin nicht im entferntesten daran dachte, eine Verständigung mit Polen zu suchen. Ihm ging es vielmehr um eine Unterwerfung Polens. Er benutzte daher den Fall Katyn und die Behauptung, die polnische Regierung arbeite mit dem Nazi-Regime zusammen, als bequemen Vorwand für den Abbruch diplomatischer Beziehungen.

Doch auch dieser so offenkundige Unsinn reichte nicht aus, die Regierungen der Alliierten nachhaltig zu warnen; Stalin war ein zu wertvoller Partner in der Anti-Hitler-Koalition, als daß man einen Konflikt mit ihm hätte riskieren wollen. Polen wurde auf dem Altar der Verständigung zwischen den Großmächten geopfert.

Je länger ich über die Politik Stalins gegenüber Polen nachdenke, um so mehr wächst meine Bewunderung für den Realitätssinn, den Weit-

blick und die Gerissenheit dieses größten politischen Verbrechers des 20. Jahrhunderts. Als Stalin Polen im Jahre 1944 befreite (wie man weiß, besetzten die Kommunisten niemals ein fremdes Territorium, sie „befreien“ es stets), zwang er dem Land eine kommunistische Regierung auf, einen von sowjetischen „Spezialisten“ organisierten Machtapparat und eine neue geopolitische Gestalt. Er entriß den Polen fast die Hälfte ihres östlichen Territoriums mit den historischen Kulturzentren Wilna und Lemberg und schenkte ihnen dafür einen großen Teil des bis dahin deutschen Bodens.

Damit hatte er der polnischen Politik eine Falle gestellt: Hätten die Polen Stalins Modell einer politischen Neuordnung Europas abgelehnt, so hätten sie – nolens volens – auch auf die einzige ernsthafte Garantie verzichten müssen, daß Stettin und Danzig, Breslau und Schlesien zu Polen gehören würden. Ohne diese Gebiete aber wäre das Land zu einem Rumpfgelände geschrumpft, ähnlich dem Herzogtum Warschau, Napoleons kurzlebiger Phantasieschöpfung zu Beginn des 19. Jahrhunderts.

Im Jahre 1944 bildeten die polnischen Kommunisten eine zahlenmäßig kleine Sekte, die keinerlei Unterstützung durch die Bevölkerung besaß, außerdem dezimiert durch die stalinistischen Säuberungen, denen der gesamte Führungskader der 1938 aufgelösten polnischen kommunistischen Partei zum Opfer gefallen war.

Doch die Kommunisten, die sich erst 1942 wieder in einer Partei organisierten, verfügten über mächtige Trümpfe: Sie besaßen die Unterstützung Stalins, dessen Heere Polen überschwemmt hatten, sowie das alte nationaldemokratische Programm einer Westgrenze an Oder und Neiße, das nunmehr der neuen Situation angepaßt wurde. Sie verfügten damit über die Macht (der Roten Armee) und ein Versprechen (der territorialen Entschädigung für die verlorenen Ostgebiete).

Zu einer wichtigen Trumpfkarte wurde für sie auch das Abkommen von Jalta, das Polen Stalin als Kriegsbeute überließ und damit die Programme sämtlicher politischer Orientierungen in Polen zunichte machte.

Die Regierung der Polnischen Republik in London, der Unterstützung durch ihre bisherigen Verbündeten beraubt, verlor die Möglichkeit, die internationalen Geschicke Polens zu beeinflussen. Ihr blieb lediglich eine Strategie verbaler Proteste, die sich bald einem grundsätzlichen, unlösbaren Widerspruch ausgesetzt sah: Verlangte sie die Respektierung der Grenzen vor dem 1. September 1939, so stellte sie damit die Endgültigkeit der Grenze an Oder und Neiße in Frage, was für das polnische Volk unannehmbar war. Denn die Forderung der Londoner Regierung nach Rückgabe von Wilna und Lemberg fand nirgendwo eine reale Unterstützung, während die Idee einer Revidierung der Grenze an Oder und Neiße mit einer sehr realen Unterstützung unter den aus diesen Gebieten vertriebenen Deutschen rechnen durfte.

Daher konnten die Erklärungen der polnischen Regierung in London unter der Bevölkerung Polens, die die Westgebiete als urpolnisches Land angenommen hatte, keine Begeisterung hervorrufen, auch wenn sie ihr von Stalin zum Geschenk gemacht worden waren, um die Macht des deutschen Staates zu schwächen und einen ewigen Keil zwischen die deutsch-polnischen Beziehungen zu treiben. Gemäß seiner wichtigsten politischen Devise „divide et impera“ hatte Stalin eine wahrhaft teuflische Falle geschaffen.

Der Verrat der westlichen Verbündeten öffnete den Kommunisten den Weg zu einer Sowjetisierung Polens, der Terror besiegelte diese Entwicklung. Die polnischen Kommunisten ernannten das Problem der Grenze an Oder und Neiße zum wichtigsten Faktor ihrer Innenpolitik und gewannen – wobei sie sich den Glaubensverlust der Polen an die Hilfe der westlichen Demokratien zunutze machten – Unterstützung in Kreisen, die einander bis dahin fremd und feindlich gegenübergestanden waren.

Stettin und Breslau lieferten der neuen Staatsmacht ihre Daseinsberechtigung, und ihr totalitärer Charakter, gepaart mit der von den Nationaldemokraten übernommenen Vision eines „Polen der Piasten“ (im Gegensatz zur Idee eines „Polen der Jagellonen“, einer Vielvölker-Republik im Sinne der Anhänger Józef Piłsudskis), ließ die Kommunisten zu Vollstreckern eines Programms werden, das die totalitären Splittergruppen des nationalistischen Lagers vor 1939 vertreten hatten.

So verwundert es nicht, daß Bolesław Piasecki, der Führer des polnischen Faschismus in der Zeit der Zweiten Republik, umgehend zu ihrem eifrigen Verbündeten wurde.

In seinem „Poetischen Traktat“ stellt der polnische Dichter und Nobelpreisträger Czesław Miłosz die Frage, wer die nationale Leidenschaft zum Zement für die großen Gebäude der Zukunft bestimmt hatte. Miłosz traf damit ins Schwarze. Der Zement, der die polnischen Kommunisten mit dem polnischen Volk verband, war die „nationale Leidenschaft“, das Bestreben, die Grenze an Oder und Neiße zu festigen, und das starke anti-deutsche Ressentiment, das durch die Schreckensherrschaft der Nazis genährt wurde. In der Frage der Westgebiete konnte jeder kommunistische Führer auf die Unterstützung aller Polen zählen, auch der eingekerkerten und verfolgten, und wenn in den vergangenen Jahren das Argument einer „Bedrohung durch die Deutschen“ nicht mehr das allgemeine Bewußtsein beherrschte, so sind die Gründe dafür in der Überzeugung der Bevölkerung zu suchen, daß Breslau und Stettin für immer polnische Städte seien, während sich die Kommunisten des deutschen Schreckgespenstes nur noch bedienen, um ihren Kritikern zu begegnen.

Die polnischen Kommunisten sind – trotz aller gängigen Stereotypen – keine Vollstreckungshilfen der Russen, was jedoch nicht heißen soll,

daß sie dem Kreml nicht unterstellt seien und daß es unter ihnen keine notorischen sowjetischen Agenten gebe. Allein eine kurze Besinnung auf die politische Laufbahn Władysław Gomułkas beweist, daß dieses Problem seit jeher viel komplizierter war. Besonders deutlich tritt dies bei einer Analyse der „Deutschlandpolitik“ Gomułkas zutage.

Für ihn stand diese Frage stets an erster Stelle. Gomułka hielt die Festschreibung einer günstigen Westgrenze Polens für die größte politische Tat der Kommunisten, die damit Polen vor dem Schicksal eines kleinen, bedeutungslosen Staates im Zentrum Europas bewahrt hatten. Er meinte deshalb, daß die Polen ihre gesamte politische Energie auf die Unterstützung der Kommunisten konzentrieren sollten, um dadurch ihren territorialen Gewinn zu sichern. „Die Sowjetunion ist der einzige Garant der Grenze an Oder und Neiße“, beteuerte Gomułka und leitete aus dieser Tatsache die Forderung nach bedingungsloser Übereinstimmung der polnischen Politik mit der Sowjetunion ab.

Damit wurde die Propagandathese gestärkt, daß Polen ohne kommunistische Führung nicht existieren könne, da der Kreml ausschließlich in den Kommunisten die Garanten seiner Interessen in Polen sehe. Also: Wer die Kommunisten und deren Politik kritisiere, schade Polen, das von den deutschen Revanchisten bedroht werde. Dieser Argumente bedienten sich die Kommunisten bei jeder Diskussion, Tag für Tag, besonders aber in Zeiten scharfer Spannungen und Konflikte mit der Bevölkerung.

Auch wenn die Kommunisten damit zugaben, daß die Unterstützung des Kreml die einzige staatliche Legitimation für ihren Herrschaftsanspruch ist, so bleibt doch die Tatsache, deren man sich leider zu selten bewußt wird, bestehen, daß nach Jalta niemand ein alternatives, realistisches Programm der polnischen Außenpolitik aufgestellt hat.

Die Haltung Gomułkas gegenüber der Sowjetunion war konsequent, auch wenn sie mit dem Glaubensmodell eines orthodoxen Kommunisten von der „Heimat des Weltproletariats“ nicht völlig übereinstimmte. Gomułka hatte panische Angst vor dem Argument, die Polnische Arbeiterpartei sei ein Handlanger der Sowjetunion, ebenso panisch fürchtete er die sowjetischen Agenten innerhalb der Parteiführung, die ihm mißtrauisch auf die Finger blickten.

Schon 1944 betonte er immer wieder, die polnischen Lösungen unterschieden sich vom sowjetischen Vorbild – was nicht nur zur Ablehnung der Idee von einer „17. Republik“ führte, sondern auch zur Auseinandersetzung über eine beschleunigte Kollektivierung der Landwirtschaft.

Er wiederholte immer wieder: „Man kann uns ruhig als polnische Kommunisten angreifen, aber nicht als sowjetische Agenten.“ Er wußte genau, was der Glaubwürdigkeit seiner Partei am meisten schaden konnte; über deren Einflußbereich machte er sich keinerlei Illusionen. Er wußte auch, daß das nationale Argument die einzige Möglichkeit bil-

dete, unter der polnischen Bevölkerung allmählich Unterstützung zu finden. Doch dies war keinesfalls nur ein taktisches Vorgehen.

Einen Schlüssel zum Verständnis der Politik Gomułkas bildet die Kenntnis seiner wichtigsten, ihn beständig quälenden Sorge, der Angst vor einer neuerlichen sowjetisch-deutschen Annäherung. Denn die Spitze eines solchen Bündnisses hätte sich gegen Polen richten können.

Aus diesem Grunde beobachtete Gomułka nicht nur die revanchistischen Strömungen innerhalb der deutschen Rechten, was einen Niederschlag in den lautstarken Angriffen gegen Adenauer, die verschiedenen Landsmannschaften und die Vertriebenenverbände fand. Er fürchtete auch ähnliche Tendenzen unter den deutschen Kommunisten.

Die wenigsten erinnern sich, daß 1946, nach der denkwürdigen Rede Außenminister Byrnes' in Stuttgart, in der der amerikanische Politiker die Endgültigkeit der polnischen Westgrenze in Frage stellte, Gomułka in seiner Antwort nicht nur Byrnes, sondern auch Aussagen der deutschen Kommunisten angegriffen hatte, die ihre Bereitschaft erklärten, mit Stalin Gespräche aufzunehmen, um für ein künftiges, vereinigtes und mit der Sowjetunion verbündetes Deutschland günstige Grenzkorrekturen herbeizuführen.

Gomułka fürchtete eine solche Entwicklung, mißtraute auch Stalin, und verlangte – natürlich durch vertrauliche Kanäle – die Unterzeichnung eines polnisch-sowjetischen Abkommens, das eine sowjetische Garantieverklärung für die Grenze an Oder und Neiße enthalten sollte.

Diese Bemühungen wurden ihm als Beweis für sein fehlendes Vertrauen zur Sowjetunion im Jahre 1948 während der Angriffe gegen seine „rechts-nationalistische Abweichung“ zum Vorwurf gemacht. Die Hetzkampagne hatten damals sowjetische Günstlinge innerhalb der Führung der Polnischen Kommunistischen Arbeiterpartei entfacht.

Diese Zwangsvorstellungen begleiteten Gomułka auch nach 1956. Auf diese Weise ist seine Beunruhigung nach dem Besuch Adshubejs in der Bundesrepublik Anfang 1964 zu erklären, der eine Wende in der Deutschlandpolitik Chruschtschows vorbereiten sollte. Damit erklärt sich auch seine Erleichterung nach dem Sturz Chruschtschows (im Gegensatz beispielsweise zur lautstark verkündeten Mißbilligung durch Novotny).

Häufig wurde betont, daß der Sturz Gomułkas im Dezember 1970 zeitlich mit der Normalisierung der deutsch-polnischen Beziehungen und dem denkwürdigen Besuch Brandts in Warschau zusammenfiel. Der größte Sieg auf dem Gebiet der internationalen Politik (die Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze durch die Bundesrepublik) wurde von der größten innenpolitischen Niederlage begleitet.

Aus heutiger Sicht besaß der Gomułka-Brandt-Vertrag eine große, bahnbrechende Bedeutung für die deutsch-polnischen Nachkriegsbeziehungen. Die wilde anti-deutsche Propaganda beruhigte sich ein wenig, Möglichkeiten für gegenseitige Kontakte wurden geschaffen. Es

wäre jedoch naiv anzunehmen, daß im Bewußtsein der Bevölkerung dieses Thema nunmehr als abgeschlossen betrachtet wurde. Denn kaum vier Jahre vor dem historischen Besuch Brandts hatte in Polen ein politischer Sturm getobt: Den denkwürdigen Brief der polnischen Bischöfe („Wir vergeben und bitten um Vergebung“) hatte die kommunistische Propaganda zum Anlaß genommen, um, gestützt auf anti-deutsche Ressentiments, eine gewaltige Kampagne zu starten. Trotz der unbestrittenen Autorität der polnischen Bischöfe und des ausgeprägten Widerwillens der Polen gegenüber der kommunistischen Propaganda fiel ein großer Teil der Argumente der Regierung auf fruchtbaren Boden. Es dauerte mehrere Jahre, bis die öffentliche Meinung diesen klugen, edelmütigen und weitblickenden Schritt der Bischöfe voll akzeptierte.

Der Vertrag Gomułka-Brandt wurde von den Polen nicht als ihr eigener Erfolg bewertet. Die Bevölkerung, die sich in jenen Jahren von jeglichem Einfluß auf ihre eigenen Geschicke verdrängt fühlte, betrachtete diesen Vertrag als einen Teil des politischen Spiels der Kommunisten, die das Land gegen den Willen des Volkes und zu seinem Schaden beherrschten.

Ein Beweis dafür war der Aufstand der Werftarbeiter an der Ostseeküste. Die Arbeiter gaben damit nicht nur ihrer Unzufriedenheit mit der Innenpolitik Gomułkas Ausdruck, sie bewiesen auch – wenn auch mittelbar –, daß der Weg zu einer deutsch-polnischen Verständigung nicht ausschließlich über offizielle Kontakte führen kann, die vom Volk als nicht authentisch empfunden wurden.

Diesen Gedanken müssen wir hervorheben: Władysław Gomułka hielt sich für einen polnischen Kommunisten, der den Willen des Volkes vertrat. Im Jahre 1956 entsprach dies auch der Meinung der gesamten Bevölkerung. Doch im Dezember 1970 galt Gomułka nur noch als Instrument der sowjetischen Herrschaft über Polen und wurde dementsprechend behandelt. Diese Tatsachen darf man nicht außer acht lassen, wenn man die Beziehungen des polnischen Volkes zu seinen Nachbarn analysiert.

Gierek wird, trotz aller Fehler und Ungereimtheiten seiner Politik, in Zukunft zweifellos als ein Mann beurteilt werden, der Polens Fenster zur Welt aufgestoßen hat.

Gerade ich, der ich ihn in den Jahren seiner Regierung kritisierte, habe das Recht, dies gerade heute zu sagen, da dieser Mann von der parteihörigen Journaille in den Dreck gezogen wird. Im Grunde entwickelte Gierek, zum Teil erfolgreich, umfangreiche internationale Kontakte, die Polen zweifellos genutzt haben. Gierek setzte eigentlich die Grundideen von Gomułkas Außenpolitik fort, und da er dies mit Schwung und Energie tat, erfreute er sich in der übrigen Welt, auch in der Bundesrepublik, hoher persönlicher Wertschätzung.

In seiner Liebedienerei gegenüber der Sowjetunion ging Gierek weiter als Gomułka, das gleiche gilt jedoch auch für die Öffnung zum We-

sten. Er förderte die Beziehungen zur Bundesrepublik und ermöglichte bei dieser Gelegenheit im Rahmen der sogenannten „Familienzusammenführung“ die Emigration nach Deutschland. Dies war zweifellos eine richtige Entscheidung; jeder sollte das Recht haben, das Land zu wählen, in dem er leben will.

Am Rande sollte jedoch angemerkt werden, daß Familien nach Deutschland auswanderten, die von der deutschen Verwaltung jahrzehntelang nicht germanisiert werden konnten; dem kommunistischen Machtapparat gelang dies mühelos.

Die fortschreitende Normalisierung der offiziellen deutsch-polnischen Beziehungen bedeutete jedoch für den innenpolitischen Gebrauch keinen Verzicht auf das deutsche Schreckgespenst. Dies galt für die erste Kampagne gegen das KOR¹ im Frühjahr 1977, als sich die Parteipropaganda des Problems des Lagers in Lambinowice bediente und damit das Risiko außenpolitischer Spannungen zugunsten einer Lösung innenpolitischer Schwierigkeiten in Kauf nahm.

Auch das Grundmodell der geopolitischen Argumentation Gomułkas blieb unverändert. Ryszard Wojna, der führende Propagandist der Ära Gierek, veröffentlichte ein Buch („Gespräche mit dem Vater“), in dem er konsequent die pro-sowjetische Politik Edward Giereks mit der Möglichkeit begründete, die sowjetische Politik gegenüber Deutschland zu verwirklichen, und zwar auf Kosten der polnischen Westgrenze.

Wojnas Buch traf auf entschiedene Ablehnung, da man es – völlig zu Recht – als Versuch wertete, die falsche Innenpolitik der Gierek-Mannschaft mit internationalen Konstellationen zu rechtfertigen. Seine Ansicht vertrat Wojna auch in vielen späteren Aussagen, doch nach seinem blamablen Fernsehauftritt im August 1980, als er vor den streikenden Werftarbeitern das Gespenst einer neuen Teilung Polens beschwor, hörte ihm niemand mehr zu.

Es ist jedoch festzustellen, daß kein einziger Kritiker Wojnas gegen die Grundidee seiner Überlegungen zum sowjetisch-polnisch-deutschen Verhältnis polemisierte.

Nach dem August 1980 kam es in einem von politischen Leidenschaften erschütterten Polen zu Auseinandersetzungen zwischen geopolitischer Vernunft und historischen Erinnerungen, die bis dahin von der Zensur rigoros unterdrückt worden waren. Man befürchtete eine sowjetische Intervention, und alle waren sich darin einig, daß die sowjetischen Interessen respektiert werden mußten. Doch niemand wußte genau, welche der eingeleiteten Reformen diese Interessen tatsächlich verletzen. Die sowjetische Regierung machte keinen Versuch, mit den Polen zu verhandeln, sondern beorderte von Zeit zu Zeit polnische

¹ Das 1976 entstandene Komitee zur Verteidigung der Arbeiter (später in Komitee der gesellschaftlichen Selbstverteidigung umbenannt), dessen führende Mitglieder, u. a. der Autor dieses Beitrags, im Dezember 1981 eingekerkert wurden.

Kommunisten zum disziplinarischen Report nach Moskau und erteilte ständig neue Ermahnungen.

Der Kreml behandelte das polnische Problem als eine innenpolitische Angelegenheit; die Außenpolitik begann für die sowjetischen Führer jenseits der Elbe. Gleichzeitig waren sowjetische Zeitungen mit der Entlarvung von „Faschisten“ in der „Solidarität“ beschäftigt, während Agenten des Sicherheitsapparats Denkmäler sowjetischer Soldaten schändeten, worüber die Moskauer TASS-Agentur die Welt früher informierte als die Warschauer „Trybuna Ludu“. Diese Ereignisse führten zu einer Kettenreaktion: In der unzensurierten Untergrundpresse erschienen Artikel über den Ribbentrop-Molotow-Pakt und die Verbrechen von Katyn, hinzu kam eine verstärkte anti-sowjetische Stimmung, die jedoch keinen Einfluß auf den Lauf der Ereignisse besaß und in keinem einzigen Fall zur Formulierung eines konkreten politischen Programms führte.

Interessant ist in diesem Zusammenhang der damalige Stand der deutsch-polnischen Beziehungen. Als Teilnehmer an Dutzenden von Arbeiter- und Studentenversammlungen gewann ich den Eindruck, daß sich das Hauptgewicht der anti-deutschen Ressentiments deutlich in Richtung auf die DDR verlagert hatte.

Die Artikel im „Neuen Deutschland“ erregten die Bevölkerung und provozierten Entgegnungen. Ähnlich war es mit Artikeln in „Rude Prawo“, doch das „Neue Deutschland“ stand unbedingt an erster Stelle...

Auf die Äußerungen Erich Honeckers zum Thema Polen möchte ich gar nicht eingehen. Breschnjew, der unser Land anklagte, weckte Wut und Angst, doch für seinen übereifrigen Statthalter in Ostberlin fand sich nur verachtungsvolles Mitleid.

Während meiner zahlreichen Reden in den verschiedensten Städten und vor unterschiedlichsten Hörern wurde ich kein einziges Mal wegen des Versuchs zur Rede gestellt, „Schlesien an die Bundesrepublik zurückzugeben“, obwohl mich die „Trybuna Ludu“ eben deswegen angegriffen hatte. Niemand nahm diese Vorwürfe ernst.

Auch Jan Józef Lipski haben die wütenden Angriffe der Parteipresse gegen sein ausgezeichnetes Buch „Zwei Vaterländer, zwei Patriotismen“ nicht geschadet; in diesem Buch fordert Lipski, daß sich eine deutsch-polnische Verständigung auf Ehrlichkeit und Wahrheit stützen müsse. Das klassische „deutsche Gespenst“ hatte aufgehört zu funktionieren.

Die Argumente der Parteigrößen hinsichtlich einer Bedrohung unserer Westgrenze durch die Revanchisten in der Bundesrepublik beantwortete die Bevölkerung mit Zitaten aus dem „Neuen Deutschland“. Dieses Zitate brachten unsere Parteifunktionäre in große Verlegenheit; sie waren ohnehin verstört durch die ungestüme Rehabilitierungswelle preußischer Staatstraditionen, den dreisten Ton der Presse und das herausfordernde Benehmen von Regierungsstellen der DDR gegenüber polnischen Staatsbürgern. Nebenbei bemerkt, bedienten sich Teilneh-

mer des sogenannten Katholischen Parteiforums, einer stalinistischen Oppositionsgruppe gegen die Politik Jaruzelskis, ständig der Veröffentlichungen im „Neuen Deutschland“.

In Versammlungen hörte ich immer häufiger die Frage: Ist nicht die DDR zufällig ein Hort revanchistischer und anti-polnischer Ideen? – In der Regel antwortete ich ausweichend. Ich pflegte daran zu erinnern, daß die Bevölkerung in der DDR geknebelt wird und nicht in der Lage ist, ihre eigene Meinung zu sagen, während in der Bundesrepublik das polnische Problem jahrelang öffentlich diskutiert wurde, was zur Schaffung neuer Einsichten beitrug; in der DDR dagegen wurde die Liebe zu Polen von oben befohlen und regierungsamtlich festgelegt, was wohl zu entgegengesetzten Ergebnissen führen kann.

Ich erinnerte auch an das im Jahre 1978 erschienene Dokument „Programm der deutschen Kommunisten“, in welchem, dem Beispiel japanischer Kommunisten folgend, die Forderung nach Unterzeichnung eines Friedensvertrags nach dem Zweiten Weltkrieg enthalten war, und zwar nach dem Grundsatz Lenins: „Ohne Sanktionen und ohne Kriegsentschädigung“.

Ich erinnerte meine Zuhörer daran, daß es den japanischen Kommunisten bei dieser Formulierung um die Wiedergewinnung der Kurilen-Inseln gegangen war. Den deutschen Kommunisten ging es wahrscheinlich um eine Revision der Grenze an Oder und Neiße. Soviel sagte ich meinen Zuhörern, wenn sie mich vor dem 13. Dezember 1981 nach der DDR fragten.

Als ich in den ersten Wochen meiner Internierung den Gesprächen meiner Kollegen, der Arbeiter, Intellektuellen und Studenten lauschte, habe ich kein einziges Mal eine gegen die Bundesrepublik gerichtete Stimme gehört, z. B. im Zusammenhang mit der deutschen Zustimmung für Präsident Reagans Politik der Sanktionen.

Viel deutlicher war eine gewisse Unruhe zu spüren, und zwar wegen Stellungnahmen einiger sozialdemokratischer Politiker, die sich gegenüber der Handlungsweise unserer Generäle und Sekretäre allzu tolerant zeigten.

Ich selbst verfolgte diese Gespräche mit gemischten Gefühlen. Ich muß zugeben, es machte mich wütend, daß Willy Brandt so schnell vergessen hatte, wie bitter die Gefängniskost schmeckt, mit der in seiner Jugend die deutschen Sozialdemokraten gefüttert wurden; daß er so leicht das Wissen von der Einsamkeit deutscher Antifaschisten aus seinem Gedächtnis hatte streichen können, die von einem Europa im Stich gelassen wurden, das in jener Zeit Politiker der NSDAP in seinen diplomatischen Salons empfing.

Andererseits jedoch versuchte ich mir selbst und meinen Freunden zu erklären: Es ist gut, daß gerade Deutschland den verhältnismäßig sanftesten Kurs gegenüber unserer „Junta“ eingeschlagen hat, da damit wenigstens zum Teil das Schreckgespenst der anti-deutschen Propaganda

abgeblockt wurde, dieses einzige Instrument in den Händen der Generäle, das einigen Erfolg hätte versprechen können.

In den folgenden Monaten las ich voller Freude von der Lebensmittel-Hilfsaktion der Deutschen, von den polenfreundlichen (ich denke hierbei an die Bevölkerung, nicht an die Regierung . . .) Beschlüssen des Bundestages, die in hohem Maße dazu beigetragen haben, dem kranken Jan Józef Lipski den Weg in die Freiheit, und dem tapferen Lech Wałęsa den Weg zum Friedens-Nobelpreis zu ebnen.

Ich interpretierte diesen brüderlichen Einsatz als Antwort auf die Appelle polnischer Intellektueller, u. a. von Kołakowski und Miłosz.

Dafür möchte ich allen Deutschen, die dazu beigetragen haben, herzlich danken. Ich danke besonders Heinrich Böll und Günter Grass, den großen Schriftstellern, die für eine Aussöhnung zwischen unseren Völkern so viel Gutes getan haben. Ich meine, daß diese letzten Aktionen einen weiteren wichtigen Schritt auf dem Weg zu einer Verständigung bedeuten.

Ich mache mir jedoch keine Illusionen darüber, daß dieser Weg in Zukunft weniger steinig sein könnte. Im Blick auf die gegenwärtigen Probleme ist Polens Politik dazu verurteilt, eine unlösbare Aufgabe zu lösen, eine Quadratur des Kreises. Wie soll man angesichts der bestehenden Tatsachen zu gutnachbarlichen Beziehungen mit der Sowjetunion und Deutschland kommen?

Die Unlösbarkeit dieser Aufgabe besteht darin, daß die Führung der UdSSR die Möglichkeit neuer, auf breitere Partnerschaft gegründeter polnisch-sowjetischer Beziehungen nicht zuläßt, daß sie das Streben der Polen nach größerer Selbständigkeit nicht zur Kenntnis nimmt, diese Bestrebungen im Gegenteil für krankhaft hält, für eine Folge der Arbeit amerikanischer Geheimdienste. Und doch muß tagtäglich diese Quadratur des Kreises gelöst werden, weil das polnische Volk Anspruch auf eine klare Strategie und Richtung seiner Bestrebungen hat.

Die von der Emigration ausgearbeiteten Entwürfe setzen häufig den Zerfall des sowjetischen Imperiums, bzw. seine Entwicklung in Richtung auf eine Demokratisierung des Systems voraus. Dies sind keineswegs irrealen Zukunftsvisionen, es ist daher gut, daß politisch denkende Polen Programme auch für diese Eventualität vorbereiten. Trotzdem sind diese Visionen keineswegs selbstverständlich, und daher muß es auch alternative und minimalistische Programme geben.

Ich vertrete die Meinung, daß die Polen jetzt ein wirksames Programm für den Kampf um die innere Selbständigkeit erarbeitet haben. Wichtigste Bedingung für die Verwirklichung dieses Programms ist jedoch eine Voraussetzung, die als Tatsache zu gelten hat: Der Bestand der Grenze an Oder und Neiße wird nicht in Frage gestellt.

Ich denke, daß Repressionen seitens der Polizei die polnische Widerstandsbewegung nicht zerbrechen werden – doch revanchistische Handlungen der deutschen Politik wären dazu durchaus in der Lage.

Sollte es den Kommunisten gelingen, die Polen von einer realen Bedrohung Stettins und Breslaus zu überzeugen, dann könnte sich die Bevölkerung um die in Wahrheit herzlich wenig geliebten kommunistischen Machthaber scharen. Aus diesem Grunde ist die Haltung der Polen gegenüber der Teilung Deutschlands gespalten. Die offizielle Propaganda behauptet, daß eine Aufrechterhaltung dieser Teilung im Interesse Polens liege, da die DDR keine Bedrohung für die polnische Westgrenze darstelle. Auch wenn diese Argumente das elementare Gefühl für Gerechtigkeit beleidigen, so klingen sie für uns Polen trotzdem überzeugend: Die Teilung Deutschlands funktioniert im allgemeinen als Garantie für die Sicherheit der polnischen Grenze. Gleichzeitig werden deutschfeindliche Ressentiments geschürt, die noch lange ein Instrument der Kommunisten im Bereich der Innenpolitik bleiben werden.

Natürlich arbeitet die Zeit gegen diese krankhafte Furcht. Aber man muß der Zeit zu Hilfe kommen. Mir scheint, daß die deutsche Politik gegenüber Polen ihre Wirkung auf das Bewußtsein des polnischen Volkes unterschätzt und sich in diesem Bereich auf die – zwar sehr wichtigen – moralisch-politischen Gesten und auf die dankbar empfundene humanitäre Hilfe beschränkt.

Wir aber brauchen viel mehr gründliches Wissen über das gegenwärtige Deutschland, gut durchdachte und sorgfältig geplante Informationen über die deutsche Kultur, über deutsche Geschichte und die lebendigen Strömungen in seinem kulturellen Leben.

Das deutsche Problem wird in Polen fragmentarisch und einseitig dargestellt; diese fragmentarische Behandlung prägt das polnische Geistesleben.

Günter Grass' „Blechtrommel“, offiziell viele Jahre verboten und erst vor kurzem in Polen erschienen, gelangte nicht etwa wegen einiger Sätze über die Ausschreitungen von Rotarmisten in Danzig auf die „schwarze Liste“, sondern wegen der farbigen Schilderung der Aussiedlung von Deutschen aus den wiedergewonnenen polnischen Gebieten. Diese Beschreibung entlarvte brutal das Lügengebäude der offiziellen kommunistischen Propaganda.

Ich finde, daß z. B. eine in polnischer Sprache gedruckte, von deutschen Freunden Polens verfaßte Dokumentation über diese für viele deutsche Familien so schmerzlichen Aussiedlungen viel zur Wahrheitsfindung und zu gegenseitigem Verständnis im Hinblick auf dieses schwierige, traumatisch belastete Thema beitragen könnte. Dies wäre eine Fortsetzung des von den polnischen Bischöfen im Jahre 1966 beschrittenen Weges.

Das sind sehr ernste Probleme, aber ich meine, daß man den Mut haben muß, auch über schwierigste Fragen zu sprechen, damit sie in Zukunft etwas unproblematischer werden.

Deshalb stelle ich ganz offen fest: Nach meiner Überzeugung wird kein einziger Pole eine Begründung für eine Revision der Grenze an

Oder und Neiße hinnehmen. Diese Forderung könnte mit einem Strich jegliche deutsch-polnische Normalisierung zunichte machen und die Polen zu fanatischen Bewunderern der UdSSR werden lassen. Die kommunistischen Führer wissen das ganz genau, und deshalb verbreiten sie in den Massenmedien immer wieder revanchistische Erklärungen von Randfiguren des politischen Lebens in der Bundesrepublik. Auch Stefan Olszowski² weiß dies genau und knüpft deshalb an die geopolitischen Vorstellungen Dmowskis an. Und schließlich weiß das auch jeder denkende Pole, dem manchmal das Gespenst eines neuen Ribbentrop-Molotow-Paktes im Traum erscheint.

Jaruzelski vertritt die Politik einer pro-sowjetischen „Reorientierung“, setzt aber seine Bemühungen fort, den westlichen Boykott zu brechen. Seine Bemühungen, die Beziehungen zur Bundesrepublik zu verbessern, führten dazu, daß die „deutsche Gefahr“ teilweise durch eine amerikafeindliche Propaganda nach stalinistischem Muster ersetzt wurde. Angsteinflößende Berichte über „Pershings“ werden mit Beschuldigungen gegenüber der „Solidarität“ verknüpft, sie setze auf einen Krieg. Ein führender Ideologe der Jaruzelski-Mannschaft schrieb neulich, die auf Warschau und Breslau gerichteten Raketen seien „keinesfalls mit Papier ausgerüstet, auf dem herzliche Grüße an Bujak³ gedruckt sind“. Nach Meinung dieses Autors ist eine Revision der Beschlüsse von Jalta das erklärte strategische Ziel der Amerikaner, während die „Solidarität“ Reagan unterstütze und erwarte, er würde ihre Führer im Regierungssitz Belvedere etablieren, „nachdem er in einem thermo-nuklearen Krieg gesiegt habe oder auch dadurch, daß die Sowjetunion aus Angst vor Raketen sich selbst auflösen würde“.

Im Zusammenhang damit wird der „Solidarität“ unterstellt, sie verlange von den Vereinigten Staaten keinerlei Garantie der polnischen Westgrenze. Dieser bekannte Regierungs-Publizist fügt dann hinzu, daß er – wäre er Wałęsa oder Bujak – mit Sicherheit Reagan diese Frage stellen würde. Hierbei handelt es sich um eine gänzlich verfehlt konstruierte Konstruktion. Wałęsa und Bujak fordern die Existenzberechtigung der „Solidarität“, aber keine Ministerposten. Die Vereinigten Staaten stellen die polnische Westgrenze nicht in Frage, und die Unterstellungen von Kriegsträumen der „Solidarität“ sind eine gewöhnliche Lüge.

Die Polen lehnen heute die Alternative der frühen fünfziger Jahre ab: „Entweder ein Friede im Untertanengeist“ oder „Vernichtung durch den Krieg“ (eine Formulierung von Miłosz), und mit Sicherheit setzt die „Solidarität“ auf keinen Krieg. Kein Volk hat im letzten Weltkrieg einen so hohen Blutzoll entrichten müssen, und die Erinnerung daran ist noch

² Olszowski, Vertreter einer harten Linie, der sog. „Betonköpfe“, in der polnischen Parteiführung

³ Einer der Führer des „Solidarność“ im Untergrund

immer äußerst lebendig. Dies ist einer der wichtigsten Gründe für den friedlichen Charakter aller Bemühungen, den Bürgerrechten im Nachkriegs-Polen wieder Geltung zu verschaffen.

Getreu dieser Erfahrung, der Stimme des „polnischen“ Papstes folgend, lehnen die Polen einen Krieg kategorisch ab. Aber ebenso lehnen sie eine Interpretation der Beschlüsse von Jalta ab, die darauf gerichtet ist, das Volk und seine Bürger ihrer elementarsten Rechte zu berauben.

Hierin liegt der Kern des Konflikts. Der oben erwähnte Publizist schrieb in seinem zitierten Artikel zum Thema Jalta: „Das Abkommen von Jalta betraf in zweierlei Hinsicht unmittelbar Polen. Ein Teil der Beschlüsse hatte eine direkte, aktuelle Bedeutung, die mit der Etablierung der Machtverhältnisse im Nachkriegs-Polen zusammenhing, und war mit den Ereignissen der Jahre 1945–1947 verknüpft. Der andere Teil ist von zeitloser Bedeutung, denn er legt die Verschiebung Polens in westlicher Richtung fest, mit Grenzen, die in Potsdam abgesteckt wurden . . . Solange die ‚Solidarität‘ legal bestanden hatte, enthielt ihre offizielle Doktrin eine Zusicherung über Respektierung und Unverletzlichkeit der Bestimmungen von Jalta; alle anders gearteten Meinungen innerhalb der ‚Solidarität‘ wurden als unverantwortlich bezeichnet. Heute jedoch verzichtet man auf dieses Wechselspiel und jegliche Tarnung. . . Die Haltung der Opposition unterliegt nunmehr der Dynamik und Logik der späteren politischen Ereignisse. . . Sie unterstützt die gesamte Politik Reagans, mit den Sanktionen und gegen Jalta, das heißt gegen die internationale Garantie über die Verschiebung Polens in Richtung Westen.“

So stellt sich in knapper Form die gegenwärtige politische Doktrin der Jaruzelski-Mannschaft dar. Es lohnt nicht, mit dieser festgefahrenen Meinung ernsthaft zu polemisieren. Es lohnt nicht, nachzuweisen, daß die Verantwortung für Sanktionen auf die Regierenden zurückfällt, die lieber das Volk hungern lassen, als daß sie zurücktreten oder zumindest den totalitären Charakter ihrer Herrschaft ändern.

Es hat auch keinen Zweck zu erklären, daß die „Solidarität“ niemals ihre Kompromißvorstellungen aufgegeben, daß sich jedoch die Situation verändert hat: Nach dem 13. Dezember 1981 muß man um jeden Kompromiß mit kompromißlosen Methoden kämpfen, natürlich genau wie früher ohne Blutvergießen.

Wichtig ist in den zitierten Ausführungen des Regierungspublizisten die Gleichsetzung von internationalem Frieden und dem Bestand der Westgrenze mit dem totalitären Charakter der kommunistischen Herrschaft in Polen. Im Grunde nämlich würde eine Revision der Beschlüsse von Jalta eine Revision des Grundsatzes bedeuten, daß in Polen Männer zu regieren haben, die vom Kreml eingesetzt sind oder zumindest den Segen Moskaus besitzen, und dabei völlig unabhängig vom polnischen Volk regieren.

Die Polen wollen diese Situation tatsächlich verändern, jedoch nicht

durch einen Welt- oder Bürgerkrieg. Während die Kommunisten ihr lautes Geschrei wegen einer Revidierung der Beschlüsse von Jalta anstimmen, sprechen sie unentwegt von der Westgrenze; in Wirklichkeit fürchten sie, es könnte zu einem Erlöschen der sowjetischen Garantien für ihre Herrschaft über Polen kommen. Nichts entsetzt sie mehr als die Vorstellung, den Russen würde das Tolerieren eines ruhigen Landes, das von einer Art polnischem Kekkonen regiert würde, mehr zusagen als ein ständig von Unruhen geschütteltes Polen, auch wenn es von orthodoxen Kommunisten beherrscht wird. Diesen Schluß könnten die Russen letzten Endes aus dem seit drei Jahren in Polen herrschenden „kalten Bürgerkrieg“ ziehen, vorausgesetzt, daß die Entwicklung der internationalen Lage sie dazu veranlassen würde.

Eine solche Perspektive sollte auch in den europäischen Hauptstädten ernsthaft in Betracht gezogen werden. Der letzte Krieg hat Polen unter anderem gelehrt, daß Ratlosigkeit und Pazifismus einen von einer totalitären Diktatur beherrschten Staat nicht vor einer Aggression zu rückschrecken läßt.

Pazifismus an sich verhindert keinen Krieg, er macht Völker wehrlos, die von einem totalitären Angreifer bedroht werden. Die Anhänger der Friedensbewegung in Europa dürfen dies nicht vergessen. Sie sollten auch stets daran denken, daß das wichtigste Problem für Adolf Hitler, den Klassiker einer totalitären Kriegspolitik, darin bestand, eine Antwort auf die Frage zu finden: Wie läßt sich eine Kriegspolitik mit Hilfe des Pazifismus führen? Daher darf heute niemand vergessen, daß ein Gewaltverzicht zum eigenen Schutz häufig einer Kapitulation vor einem räuberischen und skrupellosen Aggressor gleichkommt. Der Frieden kann nur auf die Respektierung der Menschenrechte gegründet sein. Wer dies außer acht läßt, ebnet den Weg zu einem neuen Krieg, auch wenn er beschwörend erklärt, er kämpfe für den Frieden, und dabei fest an seine Überzeugung glaubt.

Diesen Sinn hatte die Schlußakte der Konferenz von Helsinki, und deshalb besteht der einzige Weg zur Entspannung in einer konsequenten Durchsetzung der Menschenrechte in ganz Europa.

Die kommunistischen Regierungen haben sich zur Wahrung dieser Rechte verpflichtet, und dabei hilft kein Geschrei, daß die Feststellung, sie würden mit Füßen getreten, eine Einmischung in die inneren Angelegenheiten der Staaten des Warschauer Pakts bedeute. Alle mit diesen Regierungen geführten Gespräche über Entspannung müssen von der Wahrung der Menschenrechte ausgehen, und nicht von der Zahl der Raketen auf beiden Seiten des „Eisernen Vorhangs“. Dies ist auch der einzige Weg zur Auflösung der Militärblöcke in Europa und zu einer harmonischen Zusammenarbeit aller europäischer Völker. Dies ist auch der einzige realistische Test hinsichtlich des Wahrheitsgehalts und der Glaubwürdigkeit aller Erklärungen kommunistischer Diplomaten.

Eines sollte endlich allen klar sein: Wer den internationalen Charak-

ter der Menschenrechte leugnet, der lehnt eine Entspannung in den internationalen Beziehungen ab.

Ich bin von der Richtigkeit dieser Behauptung fest überzeugt, und deshalb habe ich mit Erstaunen gewisse Erklärungen von Politikern in der Bundesrepublik gelesen. F. J. Strauß werde ich nicht kommentieren, da mir der Sinn seiner Äußerungen nicht klar ist. Ähnlich unklar waren für mich auch seine früheren Auslassungen zur polnischen Westgrenze. Vielleicht gestattet es der Werte-Katechismus des Herrn Strauß, Polizeispitzeln Interviews zu geben (denn nur so muß man den Status eines Warschauer Journalisten, mit dem er gesprochen hatte, einschätzen), das gleiche gilt für seine verächtliche Einstellung gegenüber dem Schicksal von Eingekerkerten. Nicht ich habe das zu beurteilen.

Dagegen fällt es mir schwer, ohne Verwunderung Verlautbarungen über die neuerlichen Kontakte von SPD-Politikern mit der Führung der Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei zu lesen, und die Ankündigung eines Besuchs von Willy Brandt in Polen hat mich sprachlos gemacht. Wird da nicht die Sympathie eines Sozialdemokraten und Antifaschisten für meine Gefängnisaufseher ein wenig zu weit getrieben?

Ich weiß: Man kann mich leicht der mangelnden Objektivität bezichtigen. Daher wende ich mich an Heinrich Böll und Günter Grass mit der Bitte, an meinem Prozess teilzunehmen, das vollständige Beweismaterial einzusehen, die Zeugen und Angeklagten zu hören, das Urteil zu studieren und anschließend der deutschen Öffentlichkeit über alles zu berichten.

Wenn in Polen wirklich alles so rechtmäßig abläuft, wie es die Führer der PVAP Willy Brandt versichern, dann dürften sie zwei weltberühmten deutschen Schriftstellern, die für ihre Sympathie gegenüber Polen bekannt sind, keine Schwierigkeiten in den Weg legen. Ich glaube fest daran, daß mein Appell gehört wird und Böll und Grass sich bereiterklären, als Beobachter beim Prozess der KOR-Mitglieder dabei zu sein.

An Willy Brandt dagegen richte ich folgenden Appell: Sollten Sie mein Land besuchen, so beschränken Sie sich nicht auf die zweifelhafte Ehre, die Hände unserer Generäle und Parteisekretäre zu schütteln. Bitte geben Sie sich nicht damit zufrieden, deren verlogene Erklärungen anzuhören, „in Warschau herrsche Ordnung“.

Ich empfehle Ihnen, dem Träger des Friedens-Nobelpreises in Danzig, Lech Wałęsa, den polnischen Träger des Friedens-Nobelpreises zu besuchen, den Führer der polnischen Arbeiter, das Symbol des Widerstandes des polnischen Volkes gegen die totalitäre Diktatur.

Und bitte beziehen Sie Ihre Kenntnisse über das Los der polnischen politischen Gefangenen nicht von unseren Wächtern. Besuchen Sie uns in unseren luxuriösen, wegen ihrer Rechtsstaatlichkeit berühmten Gefängnissen. Wir werden Ihnen einige interessante Geschichten erzählen – darüber, wie heute in Polen politische Gefangene behandelt werden, deren Existenz unsere Generäle (Ihre Gesprächspartner) leugnen.

Besuchen Sie uns, Herr Brandt.

Und dann vergessen Sie nicht, Blumen am symbolischen Grab der Bergleute von der Hütte „Wujek“ niederzulegen, die im Dezember 1981 ermordet wurden.

Besuchen Sie Polen, Herr Brandt. Herzlich willkommen!

Deutsch von Margitta Weber

Jan SZULDRZYŃSKI:

Warum konnten sich Polen und Deutsche nicht verständigen?

Diese Frage stellen wir uns oft. Es tun dies vor allem junge Menschen, deren historische Erinnerung notgedrungen begrenzt ist und die die Bedeutung der deutsch-polnischen Beziehungen im Hinblick auf die Zukunft Europas beurteilen. Denn sie wissen, wieviel Schlimmes gerade dieses Problem Europa gebracht hat.

Der Satz: „So lange die Welt besteht, wird kein Deutscher einem Polen Bruder sein“ kann für unsere Gegenwart nicht gelten. Viele Generationen haben ihn jedoch wiederholt, und so hat er sich tief in das Bewußtsein der Polen eingegraben. Die Geschichte vergangener Jahrhunderte und die Erfahrungen der noch Lebenden werden als überzeugender Beweis für die Richtigkeit dieses Satzes angeführt – trotz aller großen Veränderungen, die wir inzwischen erlebt haben.

Und doch wird unsere Zeit von einem Überdenken aller festgefahrenen Begriffe oder Überzeugungen geprägt. Die Autorität der Geschichte, allerdings in ihrer besonderen Interpretation, ist das verpflichtende Dogma der Marxisten. Doch in einem umfassenderen Sinne kann man sich heute nicht ohne weiteres auf die Autorität der Geschichte und der überkommenen Begriffe berufen. Unsere Gegenwart wird einerseits vom Dahinschwinden der Vergangenheit geprägt, andererseits vom Beginn einer neuen Epoche – hoffentlich eines Aufstiegs und keines Untergangs.

Eine Überprüfung aller Werte und ihre Neuformulierung ist das allgemeine Charakteristikum unserer Zeit; wir erleben dies nicht nur in der Politik, sondern in starkem Maße sogar auf religiösem Gebiet, in einer Institution, die wie keine andere dazu berufen ist, dauerhafte und unveränderliche Werte zu schützen. Auch in diesem Bereich stellt die Notwendigkeit, das Leben umfassender zu betrachten, „nova“ über „vetera“. Dies kann dazu ermutigen, auch das politische Denken zu verändern.

Mit Sicherheit erfordern die deutsch-polnischen Beziehungen eine grundlegende Überprüfung. Es wird ein langsamer, langwieriger Prozeß sein, und er sollte heute in unserem vitalen, aufnahmefähigen und sich verändernden Europa nicht hinausgezögert werden. Die Vision einer wenn auch fernen Zukunft muß schon jetzt die Grundlage für politische Planung sein und zugleich ein Prüfstein für die Beurteilung, ob wir konstruktiv handeln. Gemeinsam mit einer Analyse der Fehler der Vergangenheit ist dies ein erster Schritt auf dem Weg zu einem neuen Bewußtsein.

Viele Generationen lang war das deutsch-polnische Verhältnis schlecht, sehr schlecht sogar, so daß von einer Verständigung keine Rede sein konnte. Bezeichnend ist, daß wir in der Zeit nach den Teilungen Polens keinen einzigen Polen finden, dessen Name sich mit einem wie auch immer gearteten Eintreten für eine Verständigung mit den Deutschen in Verbindung bringen läßt. Damit wird wohl die allgemeine Überzeugung von der Vergeblichkeit einer Verständigungspolitik charakterisiert, so als hätte die Suche nach freundschaftlichen Kontakten zu Deutschen im besten Fall den Sinn gehabt, die Bedingungen für einen zeitlich begrenzten Modus vivendi zu finden.

So ist der Name des mit Louise von Hohenzollern verheirateten Fürsten Antoni Radziwill und dessen Wirken während der ersten 15 Jahre nach dem Wiener Kongreß (1815) in Vergessenheit geraten, der als Statthalter des preußischen Königs im Großherzogtum Posen für eine – wenn auch nicht politische, so doch zumindest kulturelle – Versöhnung der Polen mit Berlin eintrat.

Auch die von der Suche nach einem Ausgleich geprägten Jahre (1866–73) des Wirkens des Erzbischofs von Gnesen und Posen, Mieczysław Ledochowski, der unter dem Druck der damals propreußischen Politik des Vatikans stand, werden leicht vergessen; dafür ist er durch seine großartige unversöhnliche Haltung im „Kulturkampf“ in die Geschichte eingegangen. Seine versöhnliche Politik des Ausgleichs mußte er gewissermaßen mit einer zweijährigen Gefängnishaft in Ostrow Wielkopolski büßen.

Auch die kurzfristigen Bemühungen um eine Verständigung seitens des Posener Politikers und Mitglieds des „Polnischen Kreises“ im Berliner Parlament, Josef Koscielski, die er in der Hoffnung unternahm, der Sturz Bismarcks (1890) und das Beispiel der galizischen Autonomie würden im jungen Kaiser Wilhelm II. und in seiner Regierung edelmütigere Gefühle gegenüber Polen wecken, führten in der Geschichte lediglich zu einer Anerkennung der Initiativen Koscielskis hinsichtlich einer Stärkung der polnischen Kultur in dem von Preußen annektierten Land.

Den bedeutendsten Architekten eines Brückenschlags zwischen Polen und Deutschen in der Gegenwart, den Politiker und Publizisten Władysław Studnicki (1867–1953), einen unentwegten Verkünder der Idee von einer gemeinsamen deutsch-polnischen politischen Front in

Europa, wird vielleicht die Geschichte nicht in ähnlicher Weise vergessen. Vielleicht wird man ihn ebenso wie Koscielski zu den Romantikern zählen, deren Phantasie der damaligen politischen Lage zum Trotz ihrer Zeit weit voraus war. Seine Idee fand in Polen überhaupt keine Unterstützung, in Deutschland wurde sie kaum zur Kenntnis genommen.

Den Protagonisten einer Verständigung mit den Deutschen hat die Geschichte eine Anerkennung ihrer Verdienste versagt, ohne deren Bedeutung zu würdigen und ohne ihre politische Klugheit zu begreifen.

Anders erging es dem Markgrafen Wielopolski, der um 1860 im russisch besetzten Teil Polens versuchte, die Quadratur des Kreises in den polnisch-russischen Beziehungen zu lösen. Auch wenn seine Politik einer Verständigung mit dem Zaren ebenfalls mißlang und in gleicher Weise von der Bevölkerung verworfen wurde, so wird Wielopolski von der Geschichte doch als Staatsmann anerkannt.

Pilsudski hatte ihm zwar jegliche Größe abgesprochen, doch die Geschichte billigt ihm politischen Sachverstand zu, während jeglicher Versuch einer Verständigung mit den Deutschen zugleich als völlig sinnlos angesehen wurde.

Politiker, die eine Verständigung mit Deutschland anstrebten, finden in der Geschichte keine Anerkennung; man versucht das Mißlingen dieser Politik großmütig mit den damaligen Verhältnissen zu erklären.

Ist also diese Richtung politischen Denkens so hoffnungslos, daß sie immer nur als unsinnig angesehen werden muß und man darüber zur Tagesordnung übergeht?

Als während des ersten Weltkriegs deutsche Truppen den russischen Teil Polens besetzt hatten, befanden die Deutschen als erste Teilungsmacht, die Kriegslage zwingt sie dazu, einen Grundstock für einen polnischen Rumpfstaat zu schaffen. Dieser Schritt wurde (im Jahre 1916) von den Polen in Warschau, die auf eine Unabhängigkeit hinarbeiteten, als Manöver abgetan, das den Zweck hatte, die Zahl polnischer Rekruten im deutschen Heer zu erhöhen. Die Ablehnung jeglicher Zusammenarbeit hatte die Festungshaft von Pilsudski und Sosnkowski in Magdeburg zur Folge und leitete die illegalen Untergrund-Aktionen zur Schaffung polnischer Militäreinheiten ein.

Im gleichen Jahr lud der deutsche Minister Matthias Erzberger vom katholischen „Zentrum“ Vertreter der großpolnischen Provinz nach Berlin ein. Er erläuterte ihnen die Notwendigkeit einer deutsch-polnischen Verständigung und bat sie, ihren Einfluß geltend zu machen, um die unter preußischer Herrschaft lebenden Polen für dieses Ziel zu gewinnen. Sowohl Erzberger als auch Beseler in Warschau stießen auf Ablehnung. Ein Eintreten für ein solches Programm hätte automatisch zum Verlust von Vertrauen und Einfluß geführt.

Die Polen mißtrauten den Deutschen, sie glaubten nicht an deren ehrliche Absichten, zweifelten an irgendwelchen freiwilligen Zugeständnissen zugunsten der Polen.

Wielopolski, der eine Verständigung mit Rußland suchte, gilt als Staatsmann; in den von Preußen besetzten Gebieten galt die Suche nach einer Verständigung mit den Deutschen stets als Opportunismus von Persönlichkeiten, deren Bemühungen als bar jeglicher politischen Klugheit eingeschätzt wurden.

Wie ist diese unterschiedliche Bewertung zu erklären?

Man könnte sagen, den Polen sei die Abneigung gegenüber Deutschen angeboren. Oder erklärt die starke Persönlichkeit Wielopolskis diesen Unterschied?

Die Teilungen Polens im 18. Jahrhundert waren von dem Wunsch geleitet, in Osteuropa ein neues Kräfteverhältnis zu schaffen. Als Folge wurden polnische Gebiete immer stärker beschnitten, bis der Wiener Kongreß die geographischen Grenzen festlegte und die Unabhängigkeit Polens endgültig auslöschte. Dabei ist wichtig, daß die Teilungsmächte in einem besonderen Vertrag (1799) ihren politischen Willen bekundeten, den polnischen Staat für immer von der Landkarte Europas verschwinden zu lassen.

Sogar der Name „Polen“ sollte nirgends mehr auftauchen; zu diesem Zweck erhielten die den Teilungsmächten zugesprochenen Gebiete völlig neue Bezeichnungen. Polen behielt nur noch die Bedeutung von regionalen Provinzen. Es hörte auf, in Europa zu existieren. Polen wurde zu einem Thema der Ethnographie und spielte als selbständige Einheit in der internationalen Politik keine Rolle mehr.

So wurde der Begriff „Polen“ durch eine ethnische Umschreibung mehrerer willkürlich geschaffener Teile ersetzt.

Dieser Umstand schlug besonders im Denken der Deutschen tiefe Wurzeln; besonders wichtig ist, daß die Auflösung des polnischen Staates als große Errungenschaft angesehen wurde, die den nationalen und staatlichen Interessen Deutschlands entgegenkam. Damit entstand ein Leitsatz des politischen Denkens, der das Verhältnis der Deutschen gegenüber Polen charakterisiert.

Während der Verhandlungen über den Versailler Vertrag soll ein westlicher Diplomat erklärt haben, Polen – das sei eigentlich so viel wie 5mal Elsaß-Lothringen, es sei das Problem von Wilno, Lwów, Schlesien, Danzig und Posen, aber man wisse nicht, was diese einzelnen Probleme zu einem Ganzen verbinde.

Was steckt hinter diesen Fragen? Was ist das eigentlich für ein Polen, das die einzelnen Teile zu einer politischen Einheit zusammenfügt?

Der Begriff eines polnischen Staates existierte weder in den Köpfen der Deutschen noch in denen der übrigen Europäer. Polen – das waren endlose Streitigkeiten in verschiedenen Provinzen mit national gemischter Bevölkerung, die von vielen – auch von Polen – für sich beansprucht wurden. Aber von welchem Polen? Wo begann und wo endete es, welches war sein Platz und was war seine Bedeutung im europäischen System?

Im 19. Jahrhundert entsprach die Haltung der Deutschen hinsichtlich der Polen nicht der Haltung gegenüber einem selbständigen Staat, nicht einmal der einer großen historischen Nation gegenüber. Staat und Nation waren aus der Geschichte und aus dem Gedächtnis gelöscht, ihre Existenz wurde von den Deutschen unbarmherzig geleugnet. Sie betrachteten die Polen ausschließlich als eine regionale ethnische Gruppe im Einflußbereich der ständigen politischen Expansion des Deutschen Reiches und des Königreichs Preußen.

Diese Haltung verlangte nach politischer und kultureller Assimilation. Die Polen interessierten Deutschland nur als eine zur Germanisierung bestimmte ethnische Gruppe. Im Bewußtsein der Deutschen existierte kein politisch selbständiges Polen mehr, und es bestanden auch keinerlei Aussichten auf eine Wiederherstellung dieses Staates. Es gab nur noch eine polnische Bevölkerung, der für den Preis der Aufgabe ihrer nationalen Identität die zivilisatorischen Segnungen Deutschlands angeboten wurden.

Dies war die Einstellung der Deutschen in der Zeit zwischen dem Wiener Kongreß und dem ersten Weltkrieg. Zwar wechselte die Taktik, die Intensität der Ausrottungspolitik schwankte von Zeit zu Zeit, ebenso die Methoden der Entnationalisierung, doch die Zielsetzung, die Bismarck drastisch mit dem Begriff „ausrotten“ umschrieben hatte, änderte sich während dieser einhundert Jahre nicht.

Unter diesen Umständen war eine Verständigung unmöglich. Ein kürzlich in Polen gedrehter Film über die Geschicke der Polen unter preußischer Herrschaft trägt deshalb folgerichtig den Titel „Der 150jährige Krieg“.

Wielopolski und die Politiker des Positivismus¹ und der Petersburger Duma konnten zwar eine vage Hoffnung auf eine nationale und politische Eigenständigkeit innerhalb des zaristischen Vielvölkerstaates hegen, und den Politikern des autonomen Galizien blieb es vorbehalten, von einem Polen innerhalb der Grenzen einer föderativen österreichisch-ungarischen Monarchie zu träumen. Doch vom Deutschen Reich konnten die Polen nichts anderes als eine fortschreitende nationale und politische Entmündigung erwarten.

Deshalb wurde eine Verständigungspolitik mit den Deutschen allgemein als sinn- und hoffnungslos angesehen, da sie in keinem Fall in der Lage war, jene Vorteile zu versprechen, mit denen Polen in seinem Verhältnis zum zaristischen Rußland oder zu Österreich unter Bedingungen eines „150jährigen Krieges“ rechnete. Den unter preußischer Herrschaft lebenden Polen blieb nur Unterwerfung und Verzicht. Diese

¹ Der polnische Positivismus ist nicht identisch mit der philosophischen Richtung, die diesen Namen trägt (Comte, Spencer), sondern bezeichnet eine nach dem Januaraufstand von 1863 entstandene politisch-kulturelle Bewegung, die der romantischen Ideologie der Aufstände eine „positive“ entgegenstellte, die Lösung der „organischen Arbeit“ an der Hebung des wirtschaftlichen und kulturellen Niveaus des Landes.

Tatsache belegt ein Ausspruch Kaiser Wilhelms II.: „Die Polen sind meine Irokesen“, eine Anspielung auf die Ausrottungspolitik auf Kosten der Indianer in Nordamerika.

Vor dem zweiten Weltkrieg, nach der Unterzeichnung des deutsch-polnischen Nichtangriffspakts von 1933, als sich polnische und deutsche Minister gegenseitig in Berlin und Warschau besuchten, erklärte Hitler einmal gegenüber dem polnischen Justizminister, die Teilungen Polens seien ein Fehler gewesen; Deutschland erkenne heute an, daß Polen für Europa wichtig sei. Dieser Fehler wurde jedoch wiederholt, und die alte Ausrottungspolitik, bis zum Extrem durchgeführt, blieb weiterhin das einzige Element der deutschen Politik gegenüber Polen. Daher hat das Mißtrauen der Polen eine tiefe historische Ursache.

Kann es in Zukunft anders und besser werden?

In Europa hat sich in den vergangenen Jahren zu viel verändert, als daß man zu alten Verhältnissen zurückkehren könnte; die Zukunft hängt nun von neuen Menschen und neuen Einsichten ab. Man muß sich jedoch dessen bewußt sein, wie schlimm die Vergangenheit gewesen ist, um Dinge zu verändern und besser zu machen, und zwar mit einem Gefühl für politische Realität, ohne Flucht in Illusionen, denen man im Westen immer wieder anhängt.

Bundeskanzler Adenauer hatte von der Notwendigkeit gesprochen, die Erfahrungen der Vergangenheit als Mahnung für künftige Generationen im Gedächtnis zu bewahren. Er hatte recht. Man muß von der Vergangenheit ohne Ausflüchte und Beschönigungen reden und Konsequenzen ziehen – nicht zum Zweck einer Abrechnung, sondern aus Sorge um die Zukunft.

Als nach dem zweiten Weltkrieg über das Schicksal Polens entschieden wurde, erklärte Bundeskanzler Adenauer während eines Gesprächs mit einem polnischen Politiker, er glaube an die politische Zukunft Polens, da er sich gut erinnere, mit welchem Geschick es die Polen nach dem ersten Weltkrieg fertigbrachten, drei so verschiedenartige Teile des Landes in einem einheitlichen Staat zu vereinen. Für Adenauer war dies ein Beweis für nationale Vitalität und politische Reife, und damit für das Recht Polens, in Europa eine wichtige Rolle zu spielen.

Damit sich die Zukunft besser und anders gestaltet, bedarf es der ehrlichen Einsicht, daß Polen eine selbständige politische Einheit in Europa darstellt. Europa steht immer stärker im Zeichen der Gemeinschaft. Die Zukunft Polens und seiner Beziehungen zu Deutschland hängt von dem Grad der Einsicht ab, daß Polen an der Gestaltung der Geschicke Europas beteiligt sein muß. Die internationalen Beziehungen werden von den Eigeninteressen der einzelnen Völker beherrscht. Man muß jedoch begreifen, daß eigene Interessen nur in Zusammenarbeit mit den Nachbarn vertreten werden können.

Bundeskanzler Willy Brandt sagte einmal, sein Ehrgeiz und sein Ziel als Kanzler sei es, als der Deutsche in die Geschichte einzugehen, dem

es gelang, mit allen Nachbarn in Frieden zu leben. Dieses Ideal unterscheidet sich wesentlich von den Zielen Friedrichs des Großen und Bismarcks. Heute braucht man in Europa keine Gegner, sondern Verbündete. Es ist eine natürliche Sache, daß jedes Volk seine großen Staatsmänner verehrt und in ihrem Handeln nach Wegweisern sucht. Der in seiner Art große Friedrich und der um die Einheit der Deutschen verdiente Bismarck verfolgten jedoch Ziele, die man nur schwer mit übernationalen, allgemeinmenschlichen Idealen in Übereinstimmung bringen kann. Heute haben sowohl Deutsche als auch Polen die Aufgabe, ihre gegenseitigen Beziehungen im Geist der Ideale einer gemeinsamen Zivilisation neu zu beurteilen. Die wichtigste Aufgabe bei einer Neubewertung der gegenseitigen Beziehungen wird darin bestehen, daß die polnische Seite ihre unabhängige politische Individualität beweist, während die deutsche Seite diese Selbstständigkeit anerkennt.

Im Deutschland Wilhelms II. wurde gelehrt, die Vereinigung des Reiches unter Bismarck sei das Verdienst der Volksschullehrer gewesen. Doch in eben jenen so einflußreichen Schulen, die die Einigung vorbereitet haben, keimte die verächtliche Behandlung alles dessen, was polnisch ist. Sicherlich ist von diesem langjährigen Unterricht einiges haften geblieben, und ein Wandel in jenen jahrzehntelang eingepflichten Überzeugungen wird nur in einer ehrlichen Auseinandersetzung mit Werten erfolgen können, die über die Erziehung und Bildung neuer Generationen bestimmen.

Dies ist keine Aufgabe der Propaganda oder eines Wechsels der politischen Einstellung. Ein Wandel in den Beziehungen zwischen Deutschen und Polen muß tiefer reichen, er muß die Grundlagen der eigenen Kultur, das Verstehen der eigenen Geschichte und des eigenen Anteils an unserer Zivilisation umfassen. Hierin kann man die eigentliche Rolle Polens und Deutschlands entdecken.

An einer Schweizer Universität erzählte mir einmal ein Professor für europäische Geschichte, er bereite mit einer Gruppe von Studenten eine Fahrt nach Polen vor; es handele sich nicht um eine Touristenreise, sondern um eine Exkursion im Rahmen des Geschichtsunterrichts. Er möchte vor allem Orte aufsuchen, in denen Spuren von Schweizer Bürgern aufzufinden seien, die in irgendeiner Form am Leben Polens teilgenommen hatten, auf dem Gebiet des Bau- und Militärwesens, der Kunst, der Bibliotheken usw. ...

Auf meine Bemerkung, er scheine ein besonderer Freund der Polen zu sein, meinte er, ein besonderes Gefühl der Freundschaft sei gar nicht vonnöten, um zu wissen, daß die Schweiz ohne Polen nicht das wäre, was sie heute darstellt, denn ihre Entwicklung wäre anders verlaufen. Als er meine Verwunderung über diese kühne Behauptung bemerkte, fügte er hinzu, daß von Polen einige Male über die Sicherheit seines eigenen Landes entschieden wurde, und zitierte: „Warschau 1920, Wien 1683, usw.“.

Die Geschichte kann häufig ein Mittel des Kampfes zwischen den Völkern sein, in diesem Fall jedoch war sie der Stoff, aus dem der Begriff einer Europäischen Gemeinschaft zusammengefügt wird.

Gestattet es das geistige Erbe den Deutschen, sich dessen bewußt zu werden, daß sie Polen etwas verdanken, und daß sie Polen für die Sicherheit des eigenen Landes brauchen?

Die deutsch-polnischen Beziehungen sind in erster Linie ein politisches Problem. Sie betreffen auch andere Gebiete, doch die Politik bleibt letzten Endes entscheidend. Sie ist von der Kultur und von wirtschaftlichen Faktoren abhängig, aber beide entwickeln sich nicht in einem politischen Vakuum. Die Notwendigkeit zu politischem Handeln und Denken kann durch nichts ersetzt werden. Eine deutsch-polnische Annäherung auf literarischem, allgemein kulturellem oder wirtschaftlichem Gebiet ist von größter Bedeutung, die gewaltige wirtschaftliche und menschliche Hilfe in der ökonomisch katastrophalen Lage unschätzbar, doch dies alles befreit uns nicht davon, politische Schlüsse zu ziehen.

Gefragt ist politische Intelligenz. Kluge Politiker waren es, die in den Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland zwei verfeindete Völker zu solidarischer Zusammenarbeit führten. Den politischen Führern fällt bei der Schaffung neuer Beziehungen zwischen Polen und Deutschland eine wichtige Rolle zu, denn in den Köpfen dieser Männer entsteht die für die Allgemeinheit kaum wahrnehmbare Vision jener Werte, von denen eine bessere Zukunft abhängt.

Auf dem Gebiet der deutsch-polnischen Beziehungen sind aber so viele Vorurteile, ja sogar Komplexe entstanden, daß logische Argumente nur schwer gefühlsmäßige Überzeugungen, die aus dem Bewußtsein tiefen historischen Unrechts erwachsen sind, besiegen können.

Wir brauchen eine neue Überzeugungskraft, die aus dem Selbsterhaltungstrieb entsteht, wir brauchen die Erkenntnis von gemeinsamer Bedrohung und von der Notwendigkeit gemeinsamer Verteidigung, denn dies kann uns einigen. Nur das kann unsere gegenseitigen Beziehungen retten und bewahren. Wir könnten dieses Ziel verfehlen, wenn wir versuchten, alle Argumente auf der Waagschale alter Rechnungen abzuwägen, da diesen Gewichten jegliche Objektivität fehlt und jede Seite sie zu ihren Gunsten verteilen würde.

Man darf nicht vergessen, daß die polnische Ostgrenze über die Sicherheit Deutschlands und vieler anderer Völker entscheidet. Im 18. Jahrhundert herrschte in Deutschland die Meinung vor, die polnischen Teilungen würden die „orientalische Frage“ lösen. Aber was wurde erreicht? Wie kleinkariert war eine Politik, die dem Völkerbund die Entscheidung darüber abverlangte, in welcher Farbe die Briefkästen in Danzig angestrichen werden sollten, oder ob man „Freie Stadt“ oder „Freistaat“ Danzig schreiben sollte. Wir sehen Europa und das Unglück seiner Teilung jetzt in völlig anderen Perspektiven.

Wenn wir heute die Aussagen deutscher Autoren lesen, die sich voller Wehmut an die zum Teil 600jährige Anwesenheit in Gebieten erinnern, die sie nach dem Krieg verloren haben, können wir das Gefühl für diese deutsche Tragödie begreifen. Nur noch diesen Menschen bedeuten alte Namen etwas, an die keiner mehr denkt: „Namen, die niemand mehr kennt“. Niemand hatte mit einer solchen Katastrophe gerechnet.

Man sollte jedoch nicht vergessen, daß es auch andere Namen gegeben hat, deren Löschen aus unserer Erinnerung und aus unserem Leben mit jenem von den Deutschen so tief empfundenen Verlust zusammenhängt. Es waren Namen der mit leichter Hand unbarmherzig zerstückelten polnischen Gebiete: Südpreußen, Westpreußen, Großherzogtum Posen, Netze-Distrikt, Provinz Posen, Warthegau, Generalgouvernement, Distrikt Galizien – und so weiter. Mußte es zu einer Katastrophe kommen, damit diese Namen gelöscht wurden? Polen hatte sie nicht verursacht.

Die Polen sind eine vitale Nation, die von den Deutschen unterschätzt wurde. Sie sind auch ein schöpferisches und politisch begabtes Volk, das viele Katastrophen überlebt hat.

Im 18. Jahrhundert, zur Zeit des Wahlkönigtums, war der polnische Staat zu liberal, um die notwendige politische Macht zu etablieren. Es gab Fehler und Unzulänglichkeiten, die später aufgebauscht wurden, um die Teilungen zu rechtfertigen. Im damaligen Polen gab es keinen angeborenen Haß gegenüber Deutschen und umgekehrt; zahlreiche Deutsche lebten damals in polnischen Städten, Deutsche saßen auf dem Thron polnischer Könige, und die Dynastie der sächsischen Wettiner war vom Sejm, der die Verfassungsreformen im Jahre 1791 beschloß, dazu ausersehen worden, den polnischen Thron als Erbeigentum zu übernehmen.

Der deutsche Wirtschaftswissenschaftler Professor Ludwig Bernhard, ein Kenner der polnischen Situation in Preußen, schrieb nach dem ersten Weltkrieg, die organisatorischen Fähigkeiten der Polen unter preußischer Herrschaft, die sie im Kampf gegen die Germanisierung einsetzten, hätten zu so bedeutsamen Ergebnissen geführt, daß sie es verdienten, in die Geschichte als Beispiel dafür einzugehen, wie eine nationale Minderheit ihre selbständige Existenz sogar gegenüber einem übermächtigen Staat erhalten kann. Dies ist eine bedeutsame Anerkennung aus dem Mund eines Gegners.

Bundeskanzler Adenauer erkannte die Vitalität Polens bei der raschen Wiederherstellung der nationalen und staatlichen Einheit des geteilten Landes an, doch während der 20 Jahre währenden Unabhängigkeit Polens hatte in der deutschen Politik die Überzeugung geherrscht, Polen sei lediglich ein „Saisonstaat“.

Man muß schon sehr beschränkt oder böswillig sein, um sich heute keine Rechenschaft darüber abzulegen, wie wichtig Polen für das

Schicksal Europas gewesen ist – trotz der ständigen Herabsetzung seiner Bedeutung durch die deutsche Politik.

Heute zeichnet sich das neue Bild eines anderen Polen ab. Ein Beweis für Polens Vitalität ist vor allem seine Haltung im zweiten Weltkrieg und alles, was das Land in seinem Widerstand auch gegen die russische Übermacht geleistet hat. Heute gibt es zwar keine unabhängige polnische Außenpolitik, aber trotzdem leisten die Polen ihren Beitrag nicht nur zu einer deutsch-polnischen Verständigung, sondern auch zur Einheit Europas. Dies beweisen unter anderem die versöhnliche Erklärung der polnischen Bischöfe im Jahre 1966 und die Schaffung einer Arbeiterbewegung, die das Bewußtsein für die Bedrohung Europas durch den Marxismus schärfte, dies beweist auch die geistige und moralische Führungsrolle der Polen bei der Suche nach gemeinsamen, grundlegenden Werten in Europa.

Das alles geschieht heute, da Polen keine eigenständige Politik führen kann. Man muß hoffen und darauf hinarbeiten, daß Polen zu einem vollberechtigten politischen Faktor in Europa wird. Die Deutschen haben hierbei eine Aufgabe zu erfüllen. Denn davon, daß Polen schöpferische und selbständige politische Werte aufzeigt, und von der Anerkennung dieser Bemühungen durch die Deutschen hängt eine Verbesserung der gegenseitigen Beziehungen ab.

Deutsch von Margitta Weber

Casimir GARNYSZ

An die Deutschen – – aus einem anderen Blickwinkel

„An den Friedensdemonstrationen gegen die amerikanischen Militarisierungspläne nehmen Hunderttausende von Deutschen teil ... an Demonstrationen gegen Jaruzelski und die sowjetische Aufrüstung dagegen nur eine Handvoll ...“, klagt die Emigrantenpresse.

Es stimmt. Die jüngere Generation der Deutschen, jene, die zu Hunderttausenden gegen die atomare Bewaffnung protestieren und den Vereinigten Staaten die Schuld an der weltbedrohenden Gefahr atomarer Vernichtung zuweisen, sind an den Problemen des kommunistischen Lagers und am Kampf der „Solidarität“ um Menschenwürde kaum interessiert.

Die Appelle von polnischen Emigranten und von Vertretern der „Solidarität“, die die Ausrufung des Kriegszustandes durch Jaruzelski während eines Aufenthalts im Westen überrascht hatte, sprechen eine Sprache, die diesem Teil der öffentlichen Meinung fremd bleibt. In ihren Aufrufen verwenden sie Begriffe und Argumente, die die Menschen, an die sie gerichtet sind, nicht berühren. Sie gehen an ihnen vorbei, wecken bestenfalls ein oberflächliches, flüchtiges Mitgefühl für das Schicksal von Pechvögeln, Unglücklichen, die wie so viele andere auf dieser Erde irgendwo weit weg von jemandem verfolgt werden.

Natürlich werden weder polnische noch irgendwelche anderen „Aufrufe“ das kommunistische System in Osteuropa stürzen können, sie werden unter den Bewohnern des Westens keine organisierte Massenkampagne zugunsten des polnischen Volkes und der „Solidarität“ auslösen.

Auf welche Weise sollte man wohl jene Menschen im Westen ansprechen, die – jederzeit bereit zu politischen Aktionen angesichts der Probleme innerhalb des eigenen Systems – kaum oder überhaupt nicht auf Bemühungen reagieren, die polnische Frage in das politische Bewußtsein der westlichen Nationen zu rücken, so daß dieses Problem bei De-

monstrationen und Protestmärschen auch auf ihren Fahnen und in ihren Aufrufen Platz finden könnte. Natürlich nicht anstatt von aktuellen Parolen, sondern neben ihnen.

Diese Aufgabe ist nicht einfach zu lösen. Über das intellektuelle Mißtrauen, das oft von gefühlsmäßiger Abwehr seitens der unter einem kommunistischen Regime lebenden Menschen bei Meldungen über Schwierigkeiten im Westen begleitet wird, braucht man sich nicht zu wundern.

Einem Volk, dem das Fehlen der einfachsten Versorgungsgüter seit Jahren das Leben vergällt und dem eine herzlose Bürokratie das tägliche Leben unerträglich macht, einem Volk, das vom Gefühl der Ohnmacht beherrscht wird, einem Gefühl, das nach den hoffnungsvollen Monaten der „Solidarität“ besonders bitter ist – so einem Volk fällt es schwer, die Probleme, mit denen sich die Menschen im Westen herumplagen, zu begreifen.

Osteuropäern, und besonders Polen, die in einem verarmten und wirtschaftlich ruinierten Land leben, aber auch vielen in jüngster Zeit ausgewanderten Emigranten, erscheinen die Wirtschaftsprobleme des doch so offenkundig wohlhabenden, farbenprächtigen Westens als unreal und einer ernsthaften Überlegung nicht wert. Klagen über soziale Ungerechtigkeit und politische Anarchie, über Umweltverschmutzung und seelenlose Bürokratie haben meist eine unwirksame Reaktion zur Folge: „Die sollte man für ein paar Monate zu den Kommunisten schicken, da werden sie geheilt.“

Und doch sind die keineswegs eingebildeten Probleme für jeden Bewohner des Westens tagtäglich spürbar. Sie zu leugnen, würde auf mangelnde Vorstellungskraft und naive Betrachtungsweise hindeuten. Dies um so mehr, als diese schroffe negative Einstellung meist auf gefühlsmäßige Stereotypen zurückgeht, die aus einem Vergleich mit der Lage im kommunistischen Block resultieren und eine authentische Kenntnis der Tatsachen vermissen lassen.

Die beiderseitige Unwissenheit und der Mangel an gegenseitigem Verständnis für Probleme, die heute die Bewohner des Westens und des Ostens gleichermaßen bedrücken, machen sich vor allem bei persönlichen Begegnungen bemerkbar. Man redet meist aneinander vorbei, und ein solches Treffen endet nicht selten mit einer Disqualifizierung der gegenseitigen Ansichten, etwa als „uneinsichtiger Linksradikalismus“ (dies an die Adresse des westlichen Gesprächspartners, wenn er seinem eigenen System kritisch gegenübersteht), oder als „stumpfsinniger Konservatismus“ (wenn ein Osteuropäer seinem Gesprächspartner klarmachen will, daß in dessen Welt im Gegensatz zur kommunistischen alles in bester Ordnung ist). Statt eine differenzierte Betrachtung der Welt zu erleichtern, machen solche Standpunkte einen Dialog völlig unmöglich.

Viele Deutsche der jungen, und auch solche der mittleren Generation, sind mit dem Status quo in ihrem eigenen Land und in dem ihnen

wohlbekannten westlichen Teil der Welt unzufrieden. Eine schwer einzuordnende Angst, verbunden mit einer ständig gegenwärtigen Unsicherheit, ist nach Meinung von Kennern der Situation ein wesentlicher Bestandteil der Stimmung im heutigen Deutschland, vor allem bei den etwa Vierzigjährigen.

Ähnlich wie die Bewohner des Ostblocks betrachten auch die Westdeutschen ihre Welt und ihre Probleme als einzigen Bezugspunkt, während das sowjetische System, das außerhalb ihres Lebenskreises liegt, ihre Einstellung kaum berührt. Sie nehmen daher die amerikanische Präsenz viel direkter, „begreifbarer“ wahr als die sowjetische.

Es interessiert sie wenig, daß die Präsenz der Sowjetunion qualitativ völlig anders geartet ist, daß sie nach ganz anderen Gesetzen in Erscheinung tritt; für sie gibt es nur die „amerikanische Frage“. Von der anderen Präsenz haben sie einiges im Schulunterricht gehört, sie kennen sie vielleicht aus Erzählungen, während sie jene in ihrer eigenen, westlichen Welt hautnah erleben. Wenn sie von der Abhängigkeit der Satellitenstaaten innerhalb des Sowjetblocks hören, denken sie sofort an ihre eigene Abhängigkeit von Amerika.

Am stärksten empfinden sie die Bedrohung durch Krieg und Atombomben; dazu sind spitzfindige politische Programme ebenso überflüssig wie das Denken in Kategorien politischer Abstraktionen – hier wirken spontane Gefühle von Angst, Gefahr und allgemeiner Verunsicherung.

Auf welche Weise könnte man endlich – im Interesse Polens und Osteuropas – jene Deutschen ansprechen, die mit ihrem eigenen System unzufrieden sind, die für Demilitarisierung und Pazifismus auf die Straße gehen und gleichzeitig gegen die Führungsrolle Amerikas protestieren? – Am wirksamsten wäre wohl, wenn West- und Ostdeutschland, wie es seinerzeit Günter Grass vorgeschlagen hatte, für den Zeitraum von 10 Jahren ihre Systeme tauschten. Doch dies ist leider nicht durchführbar. Es bleibt nur der Versuch, Polen, die „Solidarität“ und das gesamte Problem des sowjetischen Kommunismus in jenen Problemkreis aufzunehmen, für den sich westliche Pazifisten interessieren.

Emanzipierung ist heute die wichtigste Losung, die ihr ständig wiederholt und die ihr auf eure Plakate schreibt. Emanzipierung wovon? Und wofür?

Wir wissen: Ihr wollt keine übermächtige Bürokratie, ihr lehnt eine technisch-mathematische Weltsicht ab, seid gegen Wasser- und Luftverschmutzung, gegen Wohn- und Industrie-Silos, gegen einen erdrückenden Staatsapparat, gegen Benachteiligung von Schwächeren und schließlich gegen Militarismus, Bevormundung und Nuklearraketen. Aber ausschließlich bei euch? Für eine Emanzipierung nur in Deutschland und nur für Deutsche, während euch die Welt jenseits der Elbe nichts angeht?

Der kommunistische Leviathan auf der anderen Seite, diese Verkör-

perung staatlicher Selbstherrlichkeit, von Bürokratie und Gigantomanie, von fehlendem ökologischen Bewußtsein, von politischem Druck und Militarismus – all das, was ihr verabscheut – das alles ist nicht mehr euer Problem?

Die Schwierigkeiten, die euch heute in eurer westlichen Welt zu schaffen machen, die Krisen, die in einer Gesellschaft auftreten, die in einem fortgeschrittenen kapitalistischen System lebt, und die die Ursache für viele Probleme bilden, die euch plagen, sind vor allem zivilisatorischer Natur und reichen weit über den von modernen liberalen Demokratien gesteckten Rahmen hinaus.

Ihr seid mit den Problemen in eurem Teil Europas so sehr beschäftigt, daß ihr nicht zu bemerken scheint, daß östlich der Elbe sehr ähnliche Entwicklungen stattfinden, nur sind sie auf Grund der spezifischen Eigenschaften des kommunistischen Systems noch viel spektakulärer und bedrückender; es ist ein System, dessen Doktrin und Praxis jene „zivilisatorischen“ Probleme nicht nur aufblähen, sondern die eigenen Schwierigkeiten verstärken und die Menschen noch wehrloser machen.

Antikommunistische Parolen, die ihr seit Jahren hört, überzeugen euch nicht; ihr zuckt die Achseln, wenn von der „Freiheit des Westens“ und vom „kapitalistischen Wohlstand“ die Rede ist. Im Nachkriegs-Deutschland geboren und aufgewachsen, wißt ihr genau, welche Freiheitsbeschränkungen es in einer Demokratie (vor allem in einer Massemokratie) gibt und welche Fallen ein Wohlstandsstaat in sich bergen kann.

Da ihr aber im Zentrum Europas lebt, an der Grenze eines willkürlich geteilten Kontinents, dürft ihr euch nicht auf eine simple Ablehnung ideologischer Parolen beschränken – gleichsam als Ersatz für eine genaue Kenntnis der tatsächlichen Faktoren, von denen die kommunistischen Staaten heute geprägt werden.

In diesem kleinen Europa, nur einen Steinwurf weit, herrscht ein Gigant. Euch empört die „imperialistische“ Haltung Amerikas gegenüber eurem Land und dessen Handlungsweise, die ihr als Verletzung eurer nationalen Souveränität empfindet. Uns hingegen macht es der sowjetische Imperialismus unmöglich, das Leben unseres eigenen Volkes, seine Gesetze, seine Regierung und seine Institutionen selbständig zu bestimmen. Unser Volk wird in grundsätzlichen, entscheidenden Fragen seiner kollektiven Existenz nicht nach seiner Meinung gefragt, seine Forderungen werden systematisch unterdrückt, mehr noch – versucht einmal, euch selbst in einer ähnlichen Situation vorzustellen – man verbietet uns, offen darüber zu sprechen.

Ihr diskutiert lauthals über alles, was euch nicht gefällt. Wir aber müssen schweigen. Es ist nicht wahr, daß lautes Schreien wenig nützt – im Gegenteil, es reinigt die Luft, die man atmet. Ein solcher Aufschrei hilft zu überleben.

Ihr seid besorgt über die Verschmutzung der Umwelt, die Häßlichkeit

eurer Städte, das verdreckte Wasser, die ungesunde Nahrung? Wir auch. Der kommunistische Moloch hat sich seit Jahren auf eine systematische, ungestrafte Vergiftung der Umwelt spezialisiert. Die Methode ist einfach: zentralistische Planung, Entscheidungen von oben, lückenhafte Kontrolle durch die Zensur, die alle Berichte über den fortschreitenden ökologischen Zusammenbruch unterdrückt. Ihr ärgert euch über den Vorrang der Produktion in eurem System und das quantitative Wachstum anstelle von Lebensqualität? Ihr bevorzugt „klein aber rein“ anstatt mörderischer Kolosse? Wir auch. Doch der kommunistische Riese bevorzugt gigantische Vorhaben. Ihre geringe Rentabilität hat zur Folge, daß Dreck, Gestank und Scheußlichkeit täglich wachsen. Es ist nicht mehr möglich, in der Ostsee zu baden! In unseren Flüssen sterben die Fische, das mittelalterliche Krakau zerfällt, im Karpatenvorland gibt es keine Pilze mehr, in Schlesien drohen die Menschen zu ersticken. Die Zahl der Lungenkranken steigt bei uns ständig, die Säuglingssterblichkeit nimmt erschreckende Ausmaße an.

Euch widert die große, seelenlose Bürokratie an? Uns preßt der kommunistische Apparat die Kehle zusammen, wenn wir täglich vor den diversen Ämtern Schlange stehen müssen; wir werden zu demütigen Bittstellern erzogen. Ihr unzufriedenen Staatsbürger könnt Genossenschaften, selbstverwaltete Aktiengesellschaften und andere Institutionen gründen – bei uns ruht letztlich alles in den Händen des feindseligen, mißtrauischen Giganten, der selten einmal die Zügel ein wenig lockert, um sie dann wieder anzuziehen.

Euch gefällt die kapitalistische Ausbeutung nicht, wie zum Beispiel die Machenschaften von Immobilienhändlern? Uns beutet in ähnlicher Weise unser Feudalherr aus, der kommunistische Staat, der sich beispielsweise jede winzige Wohnzelle teuer bezahlen läßt. Junge Ehepaare müssen heute 15 Jahre auf eine solche „Wohnung“ warten!

Viele von euch regt die offenkundige Ungleichheit der Bürger in eurer Überflußgesellschaft auf. Die Schuld dafür gebt ihr dem Kapitalismus. Doch Kommunismus bedeutet ebenfalls grundsätzliche soziale Ungleichheit, ein überall anzutreffender Tatbestand, der starke Emotionen hervorruft – um so mehr, als der kommunistische Moloch dieses Problem ignoriert und doktrinär behauptet, wir seien eine „klassenlose Gesellschaft“.

Dabei ist es paradox, daß die gesellschaftliche Gleichheit eine der wenigen, wenn nicht die einzige kommunistische Lösung war, die in Polen, besonders unter der Arbeiterklasse, auf fruchtbaren Boden fiel.

Die tiefe strukturelle Ungleichheit innerhalb des Systems, in dem wir leben, wird auf verschiedenen Ebenen sichtbar: bei den Einkünften und dem Lebensstandard der Bevölkerung; fast ein Drittel unseres Volkes lebt heute knapp am Rande, wenn nicht gar unterhalb des Existenzminimums, während die kommunistischen Machthaber sich ständig bereichern. Der Zugang zu Bildungsmöglichkeiten – in

der Regel allgemein und unentgeltlich – ist in den Großstädten und ihren wesentlich besseren Schulen hundertfach leichter als auf dem Lande. Ähnlich ist es beim kulturellen Angebot. Auf dem Gebiet der medizinischen Versorgung und der Sozialleistungen haben unsere Machthaber und ihre kommunistische Clique seit Jahren besondere Vorrechte.

Der freie Zugang zu Informationsquellen stellt ein spezifisches Problem im kommunistischen System dar; er bildete eine der wichtigsten Forderungen der „Solidarität“, die eine offene Informationspolitik und ihre ungehinderte Verbreitung verlangte.

Es ist nicht einfach zu beschreiben, wie sehr die Blockade und willkürliche Verteilung von Informationen, diese grundlegende Stütze bei der Unterdrückungspolitik des kommunistischen Molochs, einen Menschen entmündigen und demütigen kann. Sie macht letztlich im weitesten Sinne des Wortes eine Beteiligung an politischen Entscheidungen unmöglich.

Ihr fühlt euch in eurem eigenen System oft politisch machtlos und an den Rand gedrängt. Uns begleitet dieser Umstand seit unserer frühesten Kindheit, gleichermaßen als ABC-Fibel des Staatsbürgers in einer kommunistischen Gesellschaftsordnung. „Die Partei für das Wohl des Volkes!“ – Doch der Koloß nimmt uns jede Entscheidung ab und führt uns in eine Richtung, die vom Kreml diktiert wird. Und zugleich wird uns seit Jahren systematisch eingeredet – versucht es euch doch einmal vorzustellen, obwohl es euch da sicher an Phantasie fehlen wird, daß ihr es nicht selbst erlebt habt –, daß Sch. . . ein Leckerbissen ist! Daß unsere Unfreiheit in Wirklichkeit Freiheit ist, unsere Randexistenz Mitarbeit, und unsere Unterordnung Unabhängigkeit.

Wenn euch irgendwo Manipulation oder Lügen im System auffallen – und das kann überall, wenn auch in verschiedenem Ausmaß vorkommen –, dann könnt ihr ohne weiteres darüber schreiben und öffentlich sprechen oder dagegen demonstrieren. Uns bleibt diese Möglichkeit verschlossen. Wir müssen schweigen, oder dürfen in seltenen, von oben genehmigten Ausnahmen in wenig konkreten Formulierungen darüber berichten.

Dieses erzwungene öffentliche Schweigen angesichts einer Flut von Lügen, Repressionen und Demütigungen bildet wohl den wesentlichsten Unterschied in den Erfahrungen der Deutschen im Westen und der Polen hier bei uns.

Ihr seid der Meinung, daß bei euch, den Europäern im Westen, eine ähnliche innenpolitische Katastrophe unmöglich wäre, selbst wenn . . .

Ihr lehnt einen Vergleich zwischen Faschismus und Kommunismus ab und behauptet, das ließe sich nicht vergleichen.

Bitte seid nicht so arrogant. Im Westen, im Nachkriegs-Deutschland geboren, habt ihr einfach keine Ahnung, wie einfach es ist, die Seele und das Denken eines Menschen zu vergewaltigen . . .

Ihr geht davon aus, daß die oberflächliche, eindimensionale Kultur der westlichen Welt die Freiheit des Individuums unterdrückt und seine innere Entwicklung hemmt – Werte, die für euch das wichtigste, endgültige Ziel eurer angestrebten Emanzipierung sind.

Unsere Ziele unterscheiden sich nicht von euren. Nur ist bei uns alles viel schwieriger. Ihr habt keine Ahnung, wie heimtückisch der sowjetische Kommunismus den Menschen „weichmachen“ und verschlingen will, und mit welch unmenschlicher Kraftanstrengung man sich bei uns gegen den Verlust seiner Persönlichkeit wehren muß.

Wenn ihr, ausschließlich mit euch selbst beschäftigt, weiterhin auf kurzsichtige Weise immer nur euer System angreift, so könnte es geschehen, daß ihr am Ende, statt den erträumten „dritten Weg“ zwischen dem Westen und dem Osten zu finden, leichtfertig vom Regen in die Traufe geratet und die euch bereits bekannten Unterdrückungsmechanismen erfahren müßt, die durch zusätzliche Widerwärtigkeiten, die euch bislang erspart geblieben sind, noch verstärkt würden.

Allein das Risiko einer solchen Entwicklung scheint doch wohl ziemlich entmutigend zu sein – wie immer man den Grad dieser Wahrscheinlichkeit einschätzen mag. Wir hier in Polen, im drohenden Schatten des sowjetischen Kolosses, sind der Meinung, daß das Risiko recht hoch ist. Ihr dagegen, ständig in Sicherheit lebend, haltet es naturgemäß für geringer.

Euch erschreckt die Gefahr eines nuklearen Konflikts, der auf eurem Staatsgebiet ausgetragen würde? – Unser Land grenzt praktisch an das eure, und die gleichen Geschosse würden unsere beiden Völker vernichten!

Ihr fordert die Entmilitarisierung Westdeutschlands und demonstriert gegen die amerikanische Aufrüstung. Wir hingegen, auf der anderen Seite der Grenze, die im Zentrum Europas unsere beiden Welten trennt, dürfen über die sowjetische Aufrüstung kein lautes Wort verlieren, denn dieses Thema ist tabu. Der Militärhaushalt, die Armee, Atomwaffen, Abschußrampen, das tatsächliche Ausmaß der Bedrohung, das Risiko einer Explosion oder das Auftreten chemisch verseuchter Stoffe mitten in bewohnten Gebieten – all dies wird vor uns streng geheimgehalten, darüber wird die Öffentlichkeit nicht informiert; diese Themen sind ausschließlich dem engsten Kreis der Regierenden im kommunistischen Block vorbehalten.

Wir wissen, daß ihr gegenseitiges Aufrechnen ablehnt, und alle Argumente, die auf eine sowjetische Überlegenheit hinsichtlich einer bestimmten Waffe hinweisen, sind in euren Augen falsch; ihr bezeichnet sie als rein technisch, rechnerisch und buchhalterisch, ohne das Wesen der Bedrohung und Gefahr zu erfassen, die über uns lauert.

Wenn ihr also nicht aufrechnen wollt, wenn ihr die Gefahr als allgemein ansieht – warum, um Himmelswillen, seid ihr nicht konsequent und greift nur die eine Seite an?! Warum fordert ihr nicht ebenso laut

und vernehmlich bei euren Demonstrationen auf den gleichen Plakaten, in Eingaben an eure Regierung, auch die Entmilitarisierung der Sowjets? Dies um so mehr, als wir, die wir hier auf der anderen Seite Europas die gleiche Bedrohung empfinden, schweigen müssen!

Wenn ihr nicht bereit seid zu sterben, dann schreit auch in unserem Namen, richtet die gleichen Forderungen an die Sowjetunion! Sprüht Totenköpfe auch auf deren Wände!

Hört auf, provinzierische Spießer zu sein; jenseits eures Zauns lauert die gleiche atomare Gefahr, es genügt etwas genauer, solidarischer hinzusehen.

Als Volk im Zentrum Europas könnt ihr euch eine „verkürzte“ Welt nicht leisten. Wenn ihr euer Wahrnehmungsfeld auf den westlichen Teil des Kontinents und die westliche, kapitalistische Welt beschränkt und ausschließlich die Probleme eures eigenen Systems angreift, bleibt ihr einäugig. Wenn ihr aus eurem „Volkswiderstand“ das Problem des sowjetischen Molochs und des Kommunismus – und damit Polens, der „Solidarität“ und unseres Kampfes um Unabhängigkeit – ausklammert, so ist das Kurzsichtigkeit, schlimmer noch: Blindheit.

Wir bitten euch daher:

Haltet beide Augen offen und blickt so auf diese Welt, im Sinne einer besseren Zukunft ohne Krieg – für euch und für uns.

Deutsch von Margitta Weber

Zdzisław NAJDER

Polen und Deutschland

Als wir Anfang 1976 an unsere Tätigkeit im Rahmen der PPN (*Polskie Porozumienie Niepodległościowe* – wörtlich: Polnische Unabhängigkeits-Verständigung, im weiteren PPN genannt) herangingen, stellten wir uns zwei Aufgaben: zum einen, die Ziele zu bestimmen und zu ordnen, die, nach unserer Überzeugung, von der Mehrheit der politisch bewußten Polen angestrebt werden, und, zum zweiten, eine Art politischer Umerziehung unserer Landsleute durchzuführen. Wir legten uns Rechenschaft darüber ab, daß, was diese Umerziehung betrifft, die deutsch-polnischen Beziehungen das schwierigste Thema sein würden. Dieser Problematik hat die PPN drei Aufsätze gewidmet. Zwei von ihnen sind untenstehend abgedruckt, der zweite in gekürzter Fassung (ausgelassen wurde die Beschreibung der damaligen politischen Lage in der Bundesrepublik Deutschland). Der dritte, ausführlichste, mit dem gemeinsamen Pseudonym „Vierergruppe“ unterzeichnet, hatte eher den Charakter publizistischer Überlegungen als den eines politischen Programms, obwohl er an dieselben Probleme anknüpfte und im Prinzip dieselbe politische Linie repräsentierte.

Wie sehen diese Texte heute aus, nach so vielen ereignisreichen Jahren? Die Lage hat sich deutlich verändert. Das polnische Volk hat in den achtziger Jahren einen beschleunigten und weitreichenden Lehrgang des offenen politischen Denkens durchgemacht. Die Periode der „*Solidarność*“ und noch mehr die Zeit nach dem 13. Dezember 1981 haben die Sensibilität gegen die Tatsache und die Formen der offiziellen Manipulation der herrschenden Meinungen, Stimmungen, Ängste und Komplexe ungemein verschärft. Auch wurde die Sympathie, die von den Bürgern der Bundesrepublik der polnischen Bevölkerung nach der Einführung des Kriegsrechts entgegengebracht wurde, nicht nur von einzelnen, sondern von breiten Massen zur Kenntnis genommen.

Dank diesen Faktoren hat sich das Bewußtsein, daß die sogenannte deutsche Bedrohung heute weitgehend das Produkt der gezielten Pro-

paganda ist; daß die UdSSR nicht der Garant unserer Westgrenze ist; daß die Wiedervereinigung Deutschlands im Rahmen der Europäischen Gemeinschaft uns Polen das Tor zur Welt öffnen und uns den Ausbruch aus der Einkreisung ermöglichen würde – dieses Bewußtsein hat Eingang gefunden in das Denken sehr vieler politisch aktiver Polen. Die Lektüre zahlreicher, im polnischen Untergrund erscheinender Publikationen überzeugt uns davon. Es ist schwer zu sagen, ob die in diesen Publikationen enthaltenen Ansichten, die häufig denen der PPN ähneln, den bewußten oder unbewußten Widerhall der letzteren darstellen, aber die Ähnlichkeit unterliegt keinem Zweifel.

Auch in Deutschland sind Veränderungen eingetreten, wenn auch bei weitem nicht so eindeutige. Die Einstellung der Deutschen zum Problem der Wiedervereinigung ihres Landes ist derzeit, wie Meinungsumfragen beweisen, weniger einheitlich als früher. Die Furcht vor einer Störung der Ruhe in den internationalen Beziehungen, von den Ängsten um den Frieden schon ganz zu schweigen – diese Gefühle sind stärker als der Wunsch nach der Wiedervereinigung. Bedenkt man das düstere politisch-militärische Erbe Deutschlands in unserem Jahrhundert, so ist eine solche Hierarchie der Gefühle eine erfreuliche, wenn auch für einen Polen eher unnatürliche Erscheinung. Wir zweifeln jedoch nicht daran, daß im Grunde ihres Herzens die Deutschen die Wiedervereinigung wollen, selbst wenn sie sich nicht allzu gerne dazu bekennen.

Nicht das ist jedoch beunruhigend. Die Polen beunruhigt, irritiert und ärgert der von Zeit zu Zeit wiederkehrende Ton eines revisionistischen Chauvinismus in den Aussagen deutscher Politiker. Und obzwar alle, die das ihnen von den Wählern zuerkannte Recht haben, im Namen der Regierung der Bundesrepublik Deutschland zu sprechen, einmütig versichern, daß dieser Staat auf Anwendung von Druck und Gewalt in den internationalen Beziehungen verzichtet hat und auf dem Boden des im Jahre 1970 mit der Volksrepublik Polen unterzeichneten Abkommens steht – erweckt die Berufung auf die so eifrig in Erinnerung gebrachte, bekannte Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts in Karlsruhe zuweilen den Eindruck, daß es bei dieser Entscheidung nicht nur um den Buchstaben des Gesetzes und nicht nur um die Feststellung geht, einzig und allein ein gesamtes, vereinigtes Deutschland sei zum Abschluß eines Friedensvertrags, der die geographische Gestalt dieses Landes ändert, berechtigt.

Das Zusammenleben von Völkern, besonders so schwergeprüften Völkern wie die Polen und die Deutschen, kann sich nicht auf die Berufung auf Gesetzesformeln und deren Exegese stützen. Was not tut, ist das lebendige Bewußtsein, daß uns nicht nur Nachbarschaft verbindet, sondern auch ein gemeinsames Schicksal: Unserem ganzen Land und einem Teil ihres Landes wurden ein ungewolltes politisches System und fremde Vorherrschaft aufgezwungen. Und ob es uns nun gefällt oder nicht – unsere Möglichkeiten, uns von dieser Vorherrschaft zu befreien,

sind eng, vielleicht gar untrennbar miteinander verbunden. Wohl zum ersten Mal in der Geschichte fallen die nationalen Interessen der Deutschen und der Polen zusammen, genauer gesagt, sie sollten zusammenfallen, falls sich beide Nationen diese Schicksalsgemeinschaft zu Bewußtsein brächten.

Es ist ein trauriges historisches Paradoxon, daß ein zur Gänze unterjochtes Volk, das jahrzehntelang einer rücksichtslosen Indoktrinierung unterworfen war, ein Volk, das durch die Deutschen mehr gelitten hat als andere, sich ein stärkeres Bewußtsein dieser Schicksalsgemeinschaft herausgebildet hat als die zu drei Vierteln freien, sich selbst regierenden, keiner Verdummung durch die Zensur ausgesetzten Deutschen. Bleibt nur zu hoffen, daß das sich ändert.

I

Wenn die Forderung nach Unabhängigkeit für Polen ein vollkommen bewußter Akt sein soll, dann stellt sie uns die Pflicht, zu überlegen, wie sich die internationale Lage Polens nach der Wiedererlangung seiner Unabhängigkeit verändern wird.

Als ein zentral gelegenes, das größte und stärkste Land in Mitteleuropa, ist Polen ein kritischer Raum für das gesamte Kräfteverhältnis in Mittel- und Osteuropa. Für jede Krise in diesem Teil Europas wird es entscheidend sein, was auf dem Territorium Polens geschieht. Unter anderem deshalb, weil eine Änderung des Herrschaftssystems in Polen die Möglichkeit von Veränderungen auch bei den Nachbarn Polens bietet.

Eine der Folgen der Wiedererlangung der Unabhängigkeit Polens wird die Öffnung neuer Möglichkeiten für die Wiedervereinigung Deutschlands sein. Es gibt Leute, die daraus ein Argument gegen die polnischen Unabhängigkeitsbestrebungen schmieden. Wir teilen diese ihre Meinung nicht.

Eine nüchterne Betrachtung der künftigen polnisch-deutschen Beziehungen wird durch unsere Vergangenheit und Gegenwart erschwert. Auf der unmittelbaren Vergangenheit lastet das Unmaß der Verbrechen, die durch das Dritte Reich an der Bevölkerung der Polnischen Republik begangen wurden. Verständigung oder Freundschaft zwischen Polen und Deutschland kann nicht darauf fußen, daß man die Jahre 1939–1945 vergißt. Wir glauben, daß in unseren Überlegungen der Nachdruck nicht auf die tragische Vergangenheit, sondern auf die Zukunft gelegt werden sollte. Die Deutschen aber müssen dessen eingedenk sein, daß damit die an uns gerichtete Forderung einhergeht, die Augen von dem erlittenen Unrecht abzuwenden.

Unsere Gegenwart ist die Zwangslage eines Vasallen der Sowjetunion, die ein sozial und administrativ rückständiges Land ist. Die Tatsache, daß uns der Weg freier, natürlicher politischer Prozesse ver-

schlossen bleibt, führt dazu, daß unsere Kategorien des politischen Denkens immer archaischer werden.

Unser politisches Schicksal veranlaßt uns, die Rolle der Nachbarschaft zu überschätzen. Das „Lager“, dem wir angehören, hat uns Deutschland als „natürlichen“ Feind und ewiges Schreckbild verordnet, der zweite Nachbar dagegen, die UdSSR, hält uns in der lähmenden Umarmung des Großen Bruders fest. Indessen sind in der heutigen Welt, angesichts der modernen Militärtechniken und technologischen Möglichkeiten, nicht Nachbarschaften, sondern Bündnisse und Verträge für die Selbständigkeit eines Staates entscheidend; ein Beispiel dafür ist Israel, ein anderes, auf der anderen Seite, Kuba.

Die Westgrenze Polens wurde von Deutschland nicht *endgültig* anerkannt. Die geltenden Verträge sind, wie dem Bundestag und dem Bescheid des Bundesverfassungsgerichts zu entnehmen ist, bloß für den bestehenden Staat Bundesrepublik Deutschland bindend, nicht aber für ein künftiges vereinigtes Deutschland. Vielleicht wäre es, wenn unsere Länder nicht zu antagonistischen militärisch-politischen Blöcken gehörten und wenn die deutsch-polnische Grenze ebenso leicht zu überschreiten wäre wie etwa die deutsch-holländische, nicht zu einer solchen Erklärung und zu einem solchen Urteil gekommen. Die Deutschen müssen sich aber darüber im klaren sein, daß der Schwebezustand der polnischen Westgrenze die Polen mißtrauisch stimmt und sie daran hindert, ihren Argwohn gegen den deutschen Expansionismus abzubauen. Die Polen hingegen müssen sich klarmachen, daß in ganz Europa – außer „unserem“ Block – die Grenzen sowohl im Alltagsleben, als auch im Bewußtsein der Bürger eine zusehends kleinere Rolle spielen. Sie sind so leicht zu überschreiten, daß man sie gar nicht mehr wahrnimmt. In unserem Teil der Welt bleiben die Grenzen ungeheuer wichtig, weil sie undurchdringlich sind. Vergleichen wir zum Beispiel die Bedeutung des Grenzverlaufs zwischen Polen und der UdSSR einerseits und zwischen Deutschland und Frankreich andererseits. Und doch haben die Franzosen gegen die Deutschen mehr Kriege um Grenzen geführt als wir.

Die Frage der deutsch-polnischen Beziehungen müssen wir stets aufs neue überdenken, indem wir obsoleete Formeln vermeiden und uns von Propagandaklischees nicht irreführen lassen – freilich, ohne darüber die bitteren Lektionen der Geschichte zu vergessen. Wenn wir diese Probleme nicht kühn und schöpferisch überdenken, werden wir nur ein passives Objekt fremder politischer Auseinandersetzungen bleiben. Wir halten daran fest, daß *ein Aspekt* unserer Beziehungen zu Deutschland aus allen Spekulationen und Diskussionen ausgeklammert bleiben muß: Unabhängig davon, was wir über die Art und Weise der Festsetzung unserer Grenzen im Jahre 1945 und über die damaligen Möglichkeiten einer rationelleren Grenzziehung denken mögen – stehen wir auf dem

Standpunkt, daß unsere gegenwärtige Grenze mit Deutschland unveränderlich ist.

Entgegen allem, was uns die Propaganda einzureden versucht, ist die UdSSR nicht der Garant unserer Grenzen, sondern der Garant eines bestimmten, uns aufgezwungenen politischen Systems. Dieses System zu ändern ist unmöglich ohne die Befreiung von der uns aufgezwungenen „Obhut“ dieses Garanten. Sobald die Fesseln dieser Vormundschaft gelockert sind, werden wir Auge in Auge den Deutschen gegenüberstehen. Es ist also klar, daß auf unsere Entschlossenheit, uns aus der Abhängigkeit von der UdSSR zu befreien, die Frage, ob die Bundesrepublik sich überzeugend für die bedingungslose Anerkennung der territorialen Integrität Polens aussprechen wird, einen riesigen Einfluß ausüben muß.

Alle jene, welche die Notwendigkeit des „Bündnisses“ mit der UdSSR – also in Wirklichkeit der Unterordnung Polens unter die staatlichen Interessen und die offizielle Ideologie der Sowjetunion – als Schutz vor deutschen Ansprüchen künden, müssen das Kind beim Namen nennen: Die Fortdauer dieses Bündnisses in seiner gegenwärtigen Form bedeutet die Fortdauer unserer Unfreiheit. Eine Lockerung dieses Bündnisses schließt ein Risiko mit ein; von der Bundesrepublik hängt es ab, wie groß dieses Risiko im Bewußtsein der Polen sein wird. Die Deutschen hingegen müssen sich Rechenschaft darüber ablegen, daß, solange Polen nicht seine Unabhängigkeit wiedererlangt, die Chancen, daß die DDR ihre Selbständigkeit erringt, minimal bleiben werden.

Die Wiedervereinigung Deutschlands ist das grundsätzliche langfristige Ziel beider politischer Lager in der Bundesrepublik. Es kann kaum angezweifelt werden, daß dieses Ziel auch von den Ostdeutschen angestrebt wird, die ihrer Souveränität und ihrer bürgerlichen Freiheiten beraubt sind. Wenn in der Bundesrepublik darüber selten offen gesprochen und geschrieben wird, so sollte uns das nicht irreführen. Es zeugt keinesfalls davon, daß dieses Ziel in Vergessenheit geriet, sondern lediglich von der unter den dortigen Politikern herrschenden Überzeugung, daß die friedlichen Methoden, für die sie sich entschieden haben, Discretion erfordern. Wir unsererseits sollten im Gedächtnis behalten, daß im 19. Jahrhundert um ein mögliches Wiederaufleben eines vereinten Polens nach den Teilungen Grabesstille herrschte; und auch, daß die Deutschen ein ebensolches Recht auf Wiedervereinigung haben wie wir auf Unabhängigkeit.

Für die Deutschen, die an der Zersplitterung ihres Landes in unabhängige oder halb unabhängige Staaten und an die Tatsache, daß die Staatsgrenzen sich nicht mit sprachlichen Grenzen deckten, gewöhnt waren, kann „Wiedervereinigung“ eine viel lockerere Verbindung bedeuten, als für die Polen die Vereinigung der drei Teilgebiete im Jahre 1918 bedeutete.

Die beiden großen politischen Lager in der Bundesrepublik streben die Wiedervereinigung auf zwei verschiedenen Wegen an, die SPD

durch eine Verständigung mit den Regierungen der UdSSR und der Volksrepublik Polen sowie durch eine allmähliche wirtschaftliche und soziale Annäherung beider deutschen Staaten, die CDU/CSU durch eine stufenweise Zurückdrängung des sowjetischen Einflusses in Europa. Keines der beiden Lager scheint der Einstellung des polnischen Volkes Gewicht beizumessen. Die westdeutschen Staatsmänner wissen, daß Polen keine selbständige Außenpolitik betreiben kann, und neigen dazu, ihm die Rolle eines passiven Objekts des internationalen Kräftespiels zuzuweisen. Doch ist dies eine kurzsichtige Haltung, denn für die Zukunft der Deutschen kann es nicht gleichgültig sein, ob Polen ein souveräner Staat ist oder nicht.

Man bekommt oft das Schlagwort zu hören, Polen befinde sich in einer ausweglosen geopolitischen Lage. Es wird behauptet, daß wir, eingeklemt zwischen zwei mächtigen Staaten, um nicht beiden zugleich zum Opfer zu fallen, zu einem engen Bündnis mit einem von ihnen gezwungen sind – einem Bündnis, das angesichts der ungleichen Kräfte und unserer Zwangslage notwendigerweise Abhängigkeit bedeutet. Aber die geopolitische Lage ist nicht unveränderlich. Anders war sie für uns im 16. Jahrhundert, anders im 18., anders vor fünfzig Jahren – und eine andere ist sie heute. Darüber sollte man sich im klaren sein.

Man kann unsere geopolitische Lage auf zweierlei Art sehen: 1. Wir sind von der UdSSR und ihren Vasallen umringt. Dadurch wird eine Entwicklung in Richtung Unabhängigkeit und demokratischer Fortschritt gelähmt. Die DDR, nach einem der Propagandaslogans „unser guter Nachbar und treuer Freund“, ist dies nur aus Pflicht – was nicht heißt, daß sie nicht zuweilen mit Andeutungen über eine Revision der Grenze an uns herantritt (Stettin käme ihr zustatten!). 2. Polen liegt nicht mehr zwischen Rußland und Deutschland, sondern zwischen dem sowjetischen Imperium und den sich langsam integrierenden Staaten eines Vereinigten Europa, dessen Bestandteil die Bundesrepublik Deutschland ist.

Bei all ihrer Stärke ist die Bundesrepublik heute nicht länger, wie es das alte Deutschland war, eine Großmacht, fähig zu einer völlig selbständigen Außenpolitik in großem Maßstab – und schon gar nicht zu einer aggressiven Außenpolitik. Sollte sie eine solche Politik versuchen, würde sie sofort nicht nur den Schutz der Vereinigten Staaten, sondern vor allem die Unterstützung aller anderen Länder der Europäischen Gemeinschaft verlieren. Die Bindungen an diese Gemeinschaft werden von Jahr zu Jahr in wirtschaftlicher, politischer und selbst militärischer Hinsicht immer schwerer zu lösen sein. Auch ist es absolut unwahrscheinlich, daß die Bundesrepublik um irgendwelcher fragwürdiger territorialer Gewinne willen bereit wäre, sich auf Gnade oder Ungnade der UdSSR auszuliefern.

Der Wiedervereinigung Deutschlands stehen zwei prinzipielle Gegner entgegen: die UdSSR und die herrschenden Kreise der DDR. Für

die UdSSR wäre die Wiedervereinigung Deutschlands gleichbedeutend mit der Schrumpfung ihres Imperiums, für die Regierungsmannschaft der DDR – mit dem Verlust ihrer Macht.

Auch die anderen Länder der Europäischen Gemeinschaft stehen einer Wiedervereinigung Deutschlands ohne Enthusiasmus gegenüber. Sie befürchten eine weitere wirtschaftliche und politische Stärkung Deutschlands, das dann die Gemeinschaft dominieren könnte. Man kann jedoch davon ausgehen, daß, je enger sich das vereinigte Europa integriert, desto schwächer der Widerstand gegen die Wiedervereinigung beider deutschen Staaten werden wird.

Dem Widerstand der Polen gegen die Wiedervereinigung Deutschlands liegen ähnliche Motive zugrunde. Wir fürchten, daß ein wiedervereinigtes Deutschland seine Macht zur Erzwingung territorialer Zugeständnisse nutzen könnte. Wenn aber die Wiedervereinigung im Rahmen der Europäischen Gemeinschaft zustande käme, wenn das Gebiet, das heute die DDR bildet, zu einem Teil nicht nur der Bundesrepublik, sondern eines föderativen Europas werden und nicht nur einen der Mitgliedsstaaten, sondern die gesamte Europäische Gemeinschaft stärken würde – dann könnte auch der Widerstand der Polen schwächer werden. Die Wiedervereinigung Deutschlands im Rahmen der Europäischen Gemeinschaft gäbe Polen die Möglichkeit, in unmittelbarem Kontakt mit dem Westen zu stehen, mit dem es seine ganze kulturelle Vergangenheit und Gegenwart verbindet, mit der Gemeinschaft zusammenzuarbeiten, und schließlich die Möglichkeit einer echten Wahl seiner Bündnisse und Wirtschaftsbeziehungen.

Die Polen könnten also zum Schluß kommen, daß die Wiedervereinigung Deutschlands in ihrem eigenen Interesse liegt, unter zwei Bedingungen:

1. die vorbehaltlose Anerkennung unserer Westgrenze,
2. die grundsätzliche Integration Deutschlands in die Europäische Gemeinschaft.

Die Nichterfüllung dieser beiden Vorbedingungen dient hingegen als ständiges Hauptargument für ein Bündnis mit Rußland, unabhängig von der Herrschaftsform in Polen und in Rußland.

Wenn wir Verständnis für die nationalen Bestrebungen der Deutschen zeigen und zugleich klar unsere eigenen Interessen erkennen, kann uns dies die künftige Gestaltung wirklich gutnachbarlicher Beziehungen mit Deutschland erleichtern. Um der Zukunft willen sollten wir uns dazu aufraffen, Voreingenommenheiten und Ängste großmütig zu überwinden.

Die offiziellen polnisch-deutschen Beziehungen sind heute weitgehend vom Kreml ferngesteuert. Auf die internationalen Beziehungen üben auch unsere wirtschaftlichen Bedürfnisse keinen Einfluß aus, die bewirken, daß die Bundesrepublik Deutschland unser größter Kreditgeber und wichtigster Handelspartner in Europa ist.

Auf den Beziehungen zwischen den beiden Völkern, diversen Interessengruppen und Einzelpersonen liegt weiterhin der Schatten der tragischen Erlebnisse der Jahre 1939–1945. Inoffizielle Kontakte waren in den letzten dreißig Jahren verschwindend gering. Die Machthaber der UdSSR und der Volksrepublik Polen, die Deutschland in der Rolle eines Schreckgespenstes brauchen, vereiteln die Versöhnungsversuche, die von bestimmten Kreisen in Westdeutschland und von polnischen katholischen Kreisen unternommen werden. Solche Fakten, wie etwa Besuche deutscher Jugendgruppen im Rahmen der „Aktion Sühnezeichen“ in Polen, zahlreiche Spendensammlungen für polnische Zwecke und Bedürfnisse in der Bundesrepublik, vorwiegend von kirchlichen Organisationen unternommen, das Interesse an Vorlesungen polnischer, meistens katholischer Intellektueller über die deutsche Okkupation in Polen, die in der Bundesrepublik stattfinden, zahlreiche Übersetzungen der polnischen Literatur usw. – diese Fakten werden der öffentlichen Meinung nicht zur Kenntnis gebracht. Dagegen werden wie auf Kommando deutschfeindliche Stimmungen geschürt, Informationen über rechtsextreme Verbände und neonazistische Publikationen in der BRD aufgebauscht, und so wird das Gewicht von Gruppen und Veröffentlichungen, deren Einzugsbereich im Grunde gering ist, künstlich aufgewertet.

Besonders schmerzlich, schändlich und leider totgeschwiegen ist das Problem Tausender Masuren und Bewohner des Gebiets Oppeln, die, nachdem sie sich jahrhundertlang der Germanisierung erwehrt hatten, nun durch die Dummheit der polnischen Behörden germanisiert wurden. Die Mehrheit dieser Menschen kennt die deutsche Sprache nicht und wandert nicht aus nationalen Gründen aus, sondern auf der Suche nach Freiheit und einem leichteren Leben.

In der Bundesrepublik Deutschland gibt es verschiedene Stimmungen und Haltungen, aber sie haben den Vorzug, authentisch, von niemandem im vorhinein geplant und dirigiert zu sein. Wir sollten möglichst weitreichend mit jenen zusammenarbeiten, die uns wohlgesinnt sind, die unsere Probleme verstehen, die ihren deutschen Landsleuten den geschichtlichen Hintergrund unserer heutigen Beziehungen erklären.

Wenn wir zu Recht verlangen, daß die deutsche Jugend sich Rechenschaft ablege über die Hintergründe und das Unmaß der nazistischen Verbrechen, müssen wir aber auch dessen eingedenk sein, daß die polnische Jugend vom Regime in Unkenntnis der eigenen jüngsten Geschichte erzogen wird. Wir nehmen es mit Recht übel, daß deutsche Teenager nicht wissen, was Auschwitz war – aber unsere eigenen Kinder haben keine Möglichkeit, die Wahrheit über die Verbrechen des Stalinismus zu erfahren, nicht einmal darüber, was vor kaum acht Jahren an der polnischen Ostseeküste geschehen ist¹.

¹ Es handelt sich um die blutig unterdrückten Arbeiterunruhen von 1970; dieser Artikel wurde 1978 geschrieben, im Untergrund und an die Polen gerichtet.

Eine Wiedergutmachung für die deutschen Verbrechen im letzten Krieg ist unmöglich. Jegliches Strafausmaß kann nur symbolischen Charakter haben: Keine Strafe wird den Verlust von Millionen Menschenleben ausgleichen. Man muß freilich bedenken, daß die Bundesrepublik der erste Staat in der Geschichte ist, der – wenn auch langsam und oft schleppend – seine eigenen Bürger für Verbrechen bestraft, die vor Jahrzehnten an Bürgern anderer Staaten begangen wurden. In der DDR dagegen wurde die ganze Verantwortung für die Kriegsverbrechen nazistischen Institutionen und Organisationen angelastet – persönlich wurde niemand dafür belangt. Und in der UdSSR, auf deren Konto ca. 20 Prozent der polnischen Bevölkerungsverluste im letzten Krieg gehen (d.h. 1200000 Tote) ist nie auch nur ein Wort über strafrechtliche Verantwortlichkeit gefallen.

Am Beispiel der polnisch-sowjetischen Beziehungen können wir er-messen, was die für die DDR verbindliche Freundschaft mit der Volksrepublik Polens wert ist. Hinter freundschaftlichen Gesten, von den Machthabern beider Länder dirigiert, verbergen sich gegenseitiges Miß-trauen, ja sogar Feindseligkeit. Vieles weist darauf hin, daß gerade die DDR potentiell ein Herd der polenfeindlichsten Tendenzen in Deutsch-land ist. Verbittert, erniedrigt, tagtäglich zur Lüge gezwungen, können die Bewohner der DDR in Zukunft zum größten Hindernis für das Ent- stehen gutnachbarlicher Beziehungen zwischen unseren beiden Völkern werden.

Die Erinnerung an die Verbrechen der Hitlerzeit macht es heute vie- len Polen leichter, sich mit dem sowjetischen Joch abzufinden. Men- schen, die den Naziterror in Erinnerung haben – besonders diejenigen, die nie mit dem sowjetischen Terror in Berührung gekommen sind –, sind oft geneigt, zur Verhüllung der beschämenden Tatsache, daß Polen kein souveränes Land ist, das Argument ins Treffen zu führen, die So- wjetunion hätte uns von den Deutschen „befreit“ und „beschütze“ uns vor deren „Eroberungsgelüsten“. Ein solcher Gedankengang ist falsch. Der Genozid, den die UdSSR in den Jahren 1939–1941 am polnischen Volk begangen hat, diente den Polen nicht als Argument für eine Kolla- boration mit Hitlerdeutschland. Ebenso kann der deutsche Genozid kein Argument für die Untertänigkeit gegenüber der UdSSR sein.

Eine echte, nicht manipulierte, beiderseitige Verbesserung der deutsch-polnischen Beziehungen auf völkerverbindender und zwi- schenmenschlicher Ebene ist eines der wichtigsten Anliegen, die im letz- ten Viertel des 20. Jahrhunderts vor uns stehen. Wir können es uns nicht leisten, in den Deutschen den ewigen Erbfeind zu sehen. Kein vernünf- tig handelndes Volk läßt sich in der Politik vom Prinzip der Aufrechter- haltung von Feindbildern leiten.

Von der Vernunft, dem guten Willen und dem Verantwortungsgefühl der Deutschen einerseits und dem Mut zu schöpferischem politischen Denken der Polen andererseits hängt der Ausweg aus der gegenwä-

tigen Sackgasse, hängt das künftige Schicksal unserer beiden Völker ab.

Mai 1978

II

(...) Wir sind überzeugt, daß die im Jahre 1944 von den drei Groß- mächten aufgezwungene Teilung Europas in Blöcke und Einflußsphä- ren einmal auseinanderbrechen muß. Wir fordern daher unsere Leser auf, darüber nachzudenken, welche Veränderungen dann erfolgen, wo- mit sie beginnen werden, welche Gefahren daraus für Polen erwachsen könnten, welche Vorteile es daraus ziehen könnte – und was wir uns schon heute für Polen wünschen sollten.

Wir sehen voraus, daß die Grenze, die heute Deutschland in zwei un- gleiche Teile trennt, verschwinden wird. Wir sind der Meinung, daß die Verteidigung der heutigen Teilung Deutschlands gleichbedeutend ist mit der Verteidigung der Teilung Europas in zwei Einflußbereiche, so- mit auch mit der Verteidigung unserer Abhängigkeit von der UdSSR. Wenn wir uns von dieser Abhängigkeit befreien, wenn wir die Möglich- keit einer freien Zusammenarbeit mit dem ganzen sich vereinigenden Europa gewinnen wollen, dann müssen wir für die Vereinigung des *gan- zen* Deutschland oder für einen Zusammenschluß beider deutschen Staaten auf föderativer Ebene sein. Unserer Meinung nach müssen wir uns schon heute darum bemühen, daß sich diese Vereinigung nicht *ge- gen* Polen kehrt, sondern sich unter dem Blickwinkel eines freund- schaftlichen Zusammenlebens mit Polen vollzieht. Wir gehen davon aus, daß wir das Recht der Deutschen auf ihre Existenz in einer nation- alen Gemeinschaft anerkennen sollten, und daß die Deutschen unser Recht anerkennen sollten, dort zu bleiben, wohin wir, aus dem Osten verdrängt, gekommen sind. „Deutschland wird vereinigt, die Polen blei- ben dort, wo sie sind!“ – so lautet unsere Formel der optimalen Ent- wicklung. Die Grenzen nicht zu verändern, sondern ihnen jene Bedeu- tung zu nehmen, die sie in der Vergangenheit hatten und heute haben – dies ist die Leitlinie unseres Denkens über die zukünftigen Beziehungen mit unseren Nachbarn in Ost und West. Wir möchten, daß die Grenzen, darunter auch die polnisch-deutsche Grenze, so durchsichtig und durchdringbar werden wie die heutigen Grenzen Deutschlands mit Frankreich, Belgien und den Niederlanden, die doch einst, ebenso wie unsere, blutende und brennende Grenzen waren.

Die vor zwei Jahren veröffentlichten Aufsätze der PPN wie auch die Artikel des Redakteurs der „Kultura“ über die polnisch-deutsche Aus- söhnung und Verständigung im Rahmen der voraussehbaren Vereini- gung Europas, die früher oder später stattfinden wird, haben in der Bundesrepublik ein Echo in der Presse und Interesse in manchen politi-

schen Kreisen, unter anderem in Kreisen der jungen „Freien Demokraten“ (FDP), erweckt. Wir müssen jedoch feststellen, daß dieses Interesse dem Gewicht des Problems und der politischen Verantwortlichkeit dieser von den Verfechtern der Unabhängigkeit Polens verfaßten Dokumente bei weitem nicht gerecht wurde. (. . .)

In der Ostpolitik der Bundesrepublik fällt ein gewisser Widerspruch auf. Diese Politik setzt nämlich eine Schwächung der Position der UdSSR voraus, das heißt eine Schwächung ihrer Vorherrschaft und ihrer Möglichkeiten, zu diktieren, was in Mittel- und Osteuropa zu geschehen hat. Daraus sollen sich neue Chancen für die Wiedervereinigung Deutschlands ergeben – und der Meinung mancher zufolge auch neue Chancen für Gebietsforderungen im Osten. Dabei vergißt man offensichtlich, daß eine Schwächung der UdSSR automatisch eine Stärkung der Unabhängigkeit und der politischen Ansprüche der anderen Länder in diesem Teil Europas nach sich ziehen würde. Je schwächer die Sowjetunion, desto stärker und anspruchsvoller würden Polen und die Tschechoslowakei werden. Und selbst wenn infolge dieser „Schwächung“ eine „Verständigung“ mit Moskau möglich wäre, so könnte sich eine „Verständigung“ mit Warschau und Prag, also das Gewinnen der Sympathien der Polen und Tschechoslowaken für die Wiedervereinigung Deutschlands als zweifelhaft erweisen. Die Zustimmung dieser Völker zu irgendwelchen Grenzrevisionen kann aber mit Bestimmtheit ausgeschlossen werden.

Hier scheint es angebracht, sowohl uns selbst als auch die Deutschen daran zu erinnern, daß Deutschland eine Großmachtpolitik, das Aufzwingen von Grenzveränderungen, nur in engstem Bündnis entweder mit der UdSSR, oder mit den Vereinigten Staaten, oder – vielleicht – zusammen mit der Europäischen Gemeinschaft verfolgen könnte. Es erübrigt sich wohl darauf hinzuweisen, daß ein solches Bündnis mit der UdSSR dem Verlust der Unabhängigkeit Deutschlands gleichkäme. Dagegen ist leicht vorzusehen, daß weder die Vereinigten Staaten noch die Europäische Gemeinschaft neue Versuche einer deutschen territorialen Expansion unterstützen würden.

Als Argument für eine solche Expansion diente einst die These von der Gewinnung eines „Lebensraums“ für das deutsche Volk. Bei dem in Deutschland dauernden niedrigen Bevölkerungszuwachs sollten die Politiker dieses Landes eher darauf bedacht sein, den gegenwärtigen Bevölkerungsstand aufrechtzuerhalten, als dem eigenen Volk Visionen einer Rückkehr zu den Grenzen von 1937 vorzuspiegeln.

Gibt es also einen Ausweg aus dem Teufelskreis, in dem wir 35 Jahre nach dem Krieg auf der Stelle zu treten scheinen? Ein solcher Ausweg sollte in der heutigen Welt Gegenstand eines aufrichtigen deutsch-polnischen Dialogs sein – und ist es auch manchmal –, dessen Ziel eine wirkliche Versöhnung beider Völker ist. Darum scheint uns eine Politik grundfalsch, die von der Voraussetzung ausgeht, über polnische Fragen

ließe sich am besten mit den Russen oder mit der von ihnen eingesetzten polnischen Regierung reden. Das Kräfteverhältnis in der Welt ändert sich ständig, und niemand kann voraussehen, wie lange noch die sowjetische Vorherrschaft in Osteuropa von Bestand sein wird. Einmal wird sie jedoch zu Ende gehen, und dann wird es nicht genügen, über polnische Angelegenheiten mit den Russen zu sprechen, man wird sich mit den Polen und anderen europäischen Nationen an einen gemeinsamen Tisch setzen müssen. Diesen Gesprächen und den aus ihnen resultierenden Entscheidungen sollte eine Annäherung beider Völker, ihre wirkliche Aussöhnung auf der Basis einer gemeinsam anvisierten Zukunft vorausgehen. Diese Vision kann in der Praxis nur eine sein – das Prinzip der vollkommenen Offenheit der gegenwärtigen Grenzen bei einer beiderseitigen normalen Migration der Bevölkerung und der Sicherung der Rechte der Minderheiten. Wem diese Vision nicht gefällt und wer sich gleichzeitig zu einer europäischen Lösung, genauer gesagt zum Prinzip der geistigen und politischen Einheit Europas bekennt, der möge eine andere alternative Lösung vorschlagen – die aber nichts mit der Idee gemein haben kann, das 35 Millionen zählende polnische Volk je nach Bedarf um 200–300 km nach dem Westen oder Osten zu verschieben.

Wenn Polen über das künftige Europa nachdenkt, hat es nicht die Absicht, über seine Beziehungen zu Deutschland mit den USA oder mit Frankreich zu verhandeln, sondern mit dem deutschen Volk. Deshalb wird die Parole der Versöhnung, die im Jahre 1965 vom polnischen Episkopat vorgeschlagen wurde, in unserem Land immer wieder aufgegriffen, und die Hoffnung auf einen aufrichtigen polnisch-deutschen Dialog erlischt nicht. Westdeutschland hat zu wiederholten Malen das Prinzip der Nichtanwendung von Gewalt beteuert. Wir, die wir diese Beteuerungen durchaus ernst nehmen und niemanden – zum Nutzen Moskaus – mit dem deutschen Revisionismus schrecken wollen, sind der Meinung, daß Gewaltverzicht allein zu wenig ist. Was not tut, ist der Dialog und die Versöhnung beider Völker.

Die Einstellung des westdeutschen Volkes zu den Menschenrechten – auch den Menschenrechten in Polen und der Tschechoslowakei – erlaubt uns zu hoffen, daß ein solcher Dialog und eine solche Versöhnung möglich sind.

PPN-Gruppe für Problemforschung

Februar 1980

Deutsch von Edith Wolff

Jan Józef LIPSKI

Offener Brief an alle Deutschen, die für die deutsch-polnische Versöhnung arbeiten wollen

Als ich nach über fünf Monaten Haft von Warschau nach London kam, um mich Herzuntersuchungen zu unterziehen bei dem Arzt, der mich vor vier Jahren operiert hat, erhielt ich das „Deutschland-Magazin“ vom 1. VI. 1982, das zwei Stimmen zum „Aufruf polnischer Intellektueller an die Deutschen“ enthält, und zwar den Artikel von Michael Jach „Neue Freundschaft über ‚Erbfeinden‘?“ (der auch Bemerkungen zu meinem Text „Zwei Vaterländer – zwei Patriotismen“ enthält) und den von Ottfried Hennig „Dialog – Angebot positiv aufgegriffen“. Beide Artikel haben mich zu zahlreichen, insgesamt trüben Überlegungen bewogen. Ich beziehe mich ausgerechnet auf diese zwei Texte, obwohl sie die mich beunruhigenden Meinungen weder kraß noch extrem formulieren, weil mir andere Aussagen von Deutschen zu diesem Thema bisher unbekannt sind und ich nicht warten kann, bis sie zu mir gelangen, da ich nach den ärztlichen Untersuchungen nach Polen zurückkehren, wo mich ein politischer Prozeß erwartet.

Mein Essay „Zwei Vaterländer – zwei Patriotismen“ habe ich geschrieben, um zur Genesung des Verhältnisses der Polen zu einigen Völkern, vor allem zu unseren Nachbarvölkern, beizutragen. Die Hauptbedingung dafür liegt meines Erachtens darin, daß wir uns unserer eigenen nationalen Schulden anderen gegenüber klar bewußt werden, ganz gleich ob die anderen sich womöglich weit größerer Vergehen den Polen gegenüber schuldig gemacht haben. Für eine künftige Versöhnung und Freundschaft wäre es, meine ich, günstig, wenn jeder mit seinen eigenen Schulden ehrlich abrechnen würde, und zwar eher mit den eigenen als mit denen des anderen. Von den Deutschen – und nicht nur von ihnen – erwartete ich nicht sosehr Beifall für meine Ansicht, daß

wir Polen den Deutschen nicht ganz schuldlos gegenüberstehen, denn ein solcher Beifall ist nicht schwer zu erreichen und er bringt die Sache der Versöhnung nicht ein Stückchen weiter, sondern eher eine analoge Abrechnung ihrerseits. Ich schloß dabei nicht aus, daß manche Deutschen die von mir angestellte Abrechnung mit dem polnischen Gewissen unausreichend finden werden. Was jedoch geschah, war schlimmer: Meine Abrechnung hält man tatsächlich für unausreichend, doch selber macht man nicht einmal den Versuch, mit dem eigenen Gewissen abzurechnen zu wollen. Im Artikel Herrn Jachs finde ich nicht eine Spur vom Gedanken, daß auch die Polen im Laufe der Geschichte von den Deutschen hie und da etwas erlitten haben, hingegen finde ich dort eine kritische Bemerkung, daß mein Versuch nicht über die fragliche Feststellung hinausgeht, daß Aussiedlungen und „Bodenraub“ eine „geringere Ungerechtigkeit“ sind.

Geringer als was? Ich glaube gut zu verstehen, was man einem Menschen antut, wenn man ihn seiner nächsten Heimat, seines Heimes, seiner Stadt oder seines Dorfes beraubt. Das dürfte übrigens jeder Pole verstehen, denn Millionen von uns sind Aussiedlungen (deutsche oder sowjetische) aus eigener Erfahrung bekannt. Doch ich kenne auch andere Ungerechtigkeiten. Ich komme aus der Stadt Warschau, in der man lange Zeit hindurch tagtäglich mindestens Dutzende und des öfteren Hunderte Menschen öffentlich hinrichtete, in der man Hunderttausende Juden ermordet hat, in der man während des Warschauer Aufstandes innerhalb von einigen Tagen Zehntausende Menschen ums Leben gebracht hat, darunter Kleinkinder, schwangere Frauen, Kranke und Krüppel; ich gehöre zu einem Volk, in dem jeder jemanden verloren hat, und zwar nicht an der Front, sondern aus des Henkers Hand (ich selbst habe eine Cousine in Ravensbrück verloren), zu einem Volk, das Massenaussiedlungen zum erstenmal in den Jahren 1939–1940 kennengelernt hat, als man Polen aus Großpolen und Pommern ins Generalgouvernement vertrieb (später dann aus der Gegend von Zamosc, wo die blonden und blauäugigen Kinder der ausgesiedelten Bauern von ihren Eltern getrennt und nie wieder gefunden worden sind). Was heißt also „geringere Ungerechtigkeit“? Eben das: Den Unterschied zwischen unmenschlichem Morden von seiten eines Okkupanten, der die Überfallenen wie Ungeziefer ausrotten will, und dem Unrecht, dem manchmal sehr großen Unrecht, das Menschen angetan haben, die man aus Viehwaggons hinausgetrieben hatte, damit sie hier, in ihrer neuen Heimat, Wurzeln schlagen, Menschen, die auch ihr Haus und ihren Boden aufs Spiel gesetzt und nicht wenig erlitten haben von Landsleuten derjenigen, denen sie später Haus und Boden nahmen. Ich weiß, daß die Aussiedlungen von Deutschen oft mit einer Schonungslosigkeit durchgeführt wurden, die manchmal bis zum Verbrechen ging, wenn, wie es in historischen Massenprozessen üblich ist, unter gewöhnlichen, normalen Menschen auch entartete Individuen vorkommen. Es war ja nach

fünf Jahren Krieg, in dem die Nazis Verbrechen und Entartung um sich verbreitet haben, und die Menschen, die hier anlangten, haben ja nicht darum gebeten, dem Ribbentrop-Molotow-Pakt und dem Kriegsverlauf zum Opfer zu fallen. Dennoch fühle ich mich auch für die Untaten der Schlimmsten unter ihnen verantwortlich, zur Freude derjenigen, die sich für nichts verantwortlich fühlen.

Wenn Herr Jach nicht begreift, was „geringere Ungerechtigkeit“ heißt, leistet er einen schlechten Dienst der Sache, die uns beiden am Herzen liegen sollte. Wenn auch andere Journalisten in Deutschland es nicht begreifen, stelle ich mir die Frage, ob ich mir nicht umsonst Mühe gebe. Denn was ich oben geschrieben habe, hätte ein Deutscher, nicht ein Pole schreiben sollen. Da dem nicht so ist, wird etwas Wichtiges verspielt. Darüber hinaus leistet die Stellung, mit der ich polemisiere, denjenigen unter meinen Landsleuten Beistand, die gar nicht hören wollen, daß die Polen je jemandem etwas angetan haben, und schon gar nicht den Deutschen; denjenigen, die sich kein gegenseitiges Vergeben und keine Versöhnung wünschen; denjenigen, die uns jedesmal, wenn das polnische Volk den Willen nach Freiheit offenbart, mit den Deutschen Angst machen; denjenigen, die mich und jene, die wie ich denken, als Verräter anprangern. Sie argumentieren u. a., daß die Deutschen gern jedes polnische Schuldbekenntnis zur Kenntnis nehmen, selbst jedoch nie diesen Weg einschlagen werden.

Dennoch bereue ich nicht, den Artikel „Zwei Vaterländer – zwei Patriotismen“ geschrieben zu haben, denn erstens schrieb ich die Wahrheit, und zweitens führt da der Weg zur Versöhnung. Einen anderen gibt es nicht. Doch wie lange werden wir auf Widerhall warten müssen?

Neben dem Artikel Herrn Jachs steht der von Herrn Hennig, Bundestagsmitglied und Ostpreußensprecher. Die These seines Artikels lautet: „Die Frage der Grenze zwischen den Deutschen und den Polen steht offen.“

Diese These bedeutet, daß die Deutschen (alle oder nur manche?) daran denken, diese Grenze nach Osten zu verschieben. Man fragt sich da, was sie mit den Menschen zu tun gedenken. Vielleicht wollen sie sie „nur“ zusammen mit der Grenze verschieben? Wohin?

Angesichts solcher Sätze über die Grenze, deren Frage offen steht, fürchte ich, daß ich mit meiner Feststellung polnischer Schulden bei der Aussiedlung der Deutschen in manchen von ihnen (oder in vielen?) die Hoffnung erwecke, daß nun sie das Repertoire ihrer Schulden den Polen gegenüber vergrößern (und sich obendrein nie zu ihnen bekennen) werden. Dabei ist die Entwurzelung aus Haus und Boden für Polen und Deutsche gleich schmerzhaft, und das Leid gleich groß. Polen sind auch Menschen. Sie haben ihren Wohnsitz auf Gebieten aufgeschlagen, aus denen man Deutsche ausgesiedelt hat, weil es für sie keinen anderen Platz unter der Sonne gab. Und es kann doch nicht so sein, daß derjenige, der von zwei Verbrechern überfallen worden ist, allein die Kosten

des Überfalls trägt. Diejenigen, die 1945 und später auf Gebiete gekommen sind, aus denen man die Deutschen ausgesiedelt hat, haben heute nicht nur auf diesen Gebieten geborene Kinder, sondern oft auch Enkelkinder, die bereits zur Schule gehen. Herr Hennig, „Ostpreußensprecher“, ist 1937 in Ostpreußen zur Welt gekommen. Ich begreife nicht, warum er, der wahrscheinlich ein Kind war, als er Ostpreußen verließ, größeres Recht auf diese Erde haben sollte als Menschen, die dort kaum einige Jahre später angekommen sind, die über dreißig Jahre lang auf dieser Erde arbeiten, deren Kinder und Enkelkinder hier das Licht erblickt haben? Warum sollten sie von hier verschwinden? Aus dem einfachen Grund, daß Herr Hennig, der sich wohl an kaum etwas aus seiner frühesten Kindheit erinnert, womöglich praktische Schlüsse aus seiner These ziehen möchte, daß „die Frage der Grenze offen steht“?

Ich kann es nicht hinnehmen, daß die Feststellung, Aussiedlungen von Deutschen aus Ostpreußen, Danzig, Pommern, Schlesien seien nicht ohne Unrecht verlaufen, als Rechtfertigung für neues geplantes Unrecht genutzt wird.

Ich fürchte, daß die Deutschen, die unseren Artikeln und Briefen auf diese Art „beistimmen“, die Idee der Versöhnung zugrunde richten werden, indem sie sich so verhalten, als ob sie der polnischen Partei- und Regierungspresse und Fernsehen Unterstützung gewähren möchten. Ich glaube jedoch, daß auch andere Ansichten zu Wort kommen werden. Mein Brief ist ein Aufruf an diejenigen unter den Deutschen, denen Versöhnung am Herzen liegt. Mögen sie es sich überlegen, ob tatsächlich die Geschichte der Beziehungen zwischen unseren beiden Völkern so verlief, daß nur die Polen mit ihrem Gewissen abrechnen sollen, und ob der Pole weniger leidet als der Deutsche, wenn man ihn aus einem Ort vertreibt, auf dem er sein Leben zugebracht hat. Und zum Abschluß: Ist die Angst vor neuen Aussiedlungen, neuer Heimatlosigkeit und vielleicht noch Schlimmerem ein guter Katalysator der Versöhnung, zumal diejenigen, die sie empfinden, Aussiedlungen und Heimatlosigkeit bereits erlitten haben oder sie aus Familienüberlieferung kennen?

Deutsch von Margitta Weber

Jerzy STEMPOWSKI

Essay für Cassandra

I.

Bei den alten griechischen Schriftstellern ist Cassandra das Symbol für die persönliche Tragödie und die Machtlosigkeit der Propheten.

In der „Ilias“ ist die Gestalt der Cassandra nur skizzenhaft angedeutet. In der Welt des Homer, in der die Götter ihre Helden an der Hand dem Ruhm und dem Untergang entgegenführen, ist kein Platz für einen Dialog zwischen dem Propheten und seinem Volke. Ein solches Zwiegespräch gehört in die republikanische Welt. Erst hier wird der Unterschied zwischen dem, der sieht, und seiner nichtsehenden Umgebung deutlich.

Die Gestalt der tragischen Cassandra ist eine Schöpfung der athenischen Phantasie und gewinnt in der Demokratie an Größe und Reife. In den uns erhaltenen literarischen Denkmälern erfahren wir von Aischylos im „Agamemnon“ und von Euripides in den „Trojanerinnen“ das meiste über Cassandra.

Apollo verliebte sich in Cassandra, die Tochter des Priamus, und lehrte sie die Kunst der Weissagung. „Er kämpfte um meine Liebe“, erzählt Cassandra. Doch hatte er kein Glück, denn Cassandra ließ es bei Versprechungen bewenden. Obwohl enttäuscht, achtete er ihren Wunsch nach Jungfräulichkeit und entzog ihr die Gabe der Weissagung nicht. Euripides berichtet, daß Cassandra bis zur Zerstörung Trojas Priesterin des Apollo blieb. Da sie aber ihr Versprechen nicht gehalten hatte, schenkte niemand mehr ihren Worten Glauben.

Vergeblich warnte Cassandra vor dem Untergang, der Troja und den Priamiden drohte, als die schöne Helena den König von Sparta Paris' wegen verließ und die Stadt des Priamus betrat und damit einen Konflikt zwischen Troja und Griechenland heraufbeschwor. Über diese ihre Voraussagen wissen wir nur wenig, denn Homer – der bedeutendste Dichter des trojanischen Krieges – hat uns darüber keine Einzelheiten überliefert.

Nach der Eroberung und Zerstörung Trojas töteten die siegreichen Griechen alle Männer aus dem Geschlecht des Priamus und teilten die Frauen unter sich auf. Da suchte Cassandra im Tempel der Pallas Athene Schutz, die während des Krieges auf seiten der Griechen stand. Ajax zertrte sie mit Gewalt vom Altar und brachte sie zu einer Gruppe Trojanerinnen, die auf ihre Verlosung warteten. Eine der herrlichen griechischen Vasen im Louvre stellt diese Szene dar.

Der entweihte Tempel der Athene und die unbestattet zurückgelassenen Leichen der gefallenen Trojaner waren der Wendepunkt im Schicksal der griechischen Armee, die von nun an vom Unglück heimgesucht wurde. Die hier erwähnten griechischen Schriftsteller haben uns das damalige Verständnis von Sitte und Kriegsglück überliefert. Im „Agamemnon“ sagt Klytaimestra bei der Nachricht vom Untergang Trojas über die Eroberer der Stadt: „Wenn sie die Götter des besiegten Landes und ihre Tempel ehren, brauchen sie nicht zu fürchten, daß aus Siegern Besiegte werden.“ Einen ähnlichen Gedanken legt Euripides in Poseidons Mund: „Nur ein Wahnwitziger entvölkert und schleift Städte mit ihren Tempeln und Gräbern, die als Herberge der Verstorbenen verehrt werden, denn er schafft um sich eine Wüste und geht selbst darin unter.“

Gekränkt wendet sich Athene nun gegen die Griechen und versenkt einen Teil der aus Troja heimkehrenden Flotte im Meer. Bei der Verteilung der Frauen wird Cassandra Agamemnon zugesprochen, dem König von Argos und Heerführer der Griechen. Sein Schiff landet glücklich am heimatlichen Gestade. Aber der siegreiche König kehrt zurück, um durch die Hand der eigenen Frau, Klytaimestra, zu sterben, die den Tod ihrer Tochter Iphigenie rächen will. Diese ist vom Vater den Göttern zum Opfer dargebracht worden, um den griechischen Waffen den Erfolg zu sichern. Mit Agamemnon kommt Cassandra nach Argos. Auch ihr ist es bestimmt, auf Klytaimestras Betreiben den Tod zu erleiden.

Hier endet der legendäre, trojanische Teil der Geschichte über Cassandra und es beginnt der griechische. Von dem Augenblick an, da Troja zerstört und Athene erzürnt ist, wird Cassandra nicht müde, den Tod des griechischen Heerführers und die Schicksalsschläge, die über sein Haus kommen sollen, vorauszusagen. Dieser bei Aischylos überlieferte Teil von Kassandras Geschichte ist eine realistische Darstellung, die der Begriffswelt und den Verhältnissen der Athener Demokratie angepaßt ist. Die Weissagungen der Tochter des Priamus und die Reaktionen der Zuhörer haben darin eine gleichwertige Stellung.

Der dramatische Höhepunkt des „Agamemnon“ ist der lange Dialog zwischen Cassandra und dem Chor der Bürger von Argos. Der Chor verkörpert die Meinung der Mehrheit, den gesunden Menschenverstand, das Urteil wohlüberlegender Bürger. Das Zwiegespräch beginnt mit dem Augenblick, da Agamemnon – aus Troja zurückgekehrt – seinen Palast betritt, wo er im Bade ermordet werden wird. Cassandra, die

mit ihm den Tod finden soll, erblickt ein vor dem Portal aufgerichtetes Standbild Apollos, des Beschützers der Wege, und bricht in Wehklagen aus: „Wehe mir, ihr Götter! Apollo, Apollo! Wächter der Wege, wohin hast du mich geführt? In welch ein Haus?“

Der Chor wendet daraufhin ein, daß Wehklagen nicht zum Kult des Apollo gehören. Kassandras Benehmen erscheint den Bürgern taktlos. Ihr Ruhm als Prophetin ist ihnen bekannt, aber sie glauben, daß ihre Stadt keiner Propheten bedarf.

Kassandra spricht über das Verbrechen, das im Innern des Palastes vorbereitet wird. Ihre Worte sind keine Visionen – weit entfernt von der augenblicklichen Wirklichkeit –, sondern sie beruhen auf vorangegangenen Ereignissen, die den Bürgern der Stadt wohlbekannt sind. Der Chor widerspricht zwar nicht, ist aber mißtrauisch: „Haben Orakel gewöhnlichen Sterblichen jemals gute Kunde gebracht?“

Im Verlauf des Dialoges zeigen die Bürger sogar ein gewisses Mitgefühl und Interesse für Cassandra. Sie fragen, wann und wer sie gelehrt habe, die Zukunft vorauszusagen und meinen, daß Apollo, obgleich ein Gott, sie sehr geliebt haben muß. Auch fragen sie, ob sie mit ihm wie mit einem Gatten gelebt habe. Die Tochter des Priamus antwortet, daß sie sich früher geschämt hätte, darüber zu sprechen. Stolz ist, wer im Überfluß lebt, bemerkt darauf der Chorführer.

Der Dialog entfernt sich stellenweise vom eigentlichen Thema, als ob die Bürger den Anblick der Wirklichkeit scheuten und hofften, ihn hinauszuögern zu können. Sobald sie aber die Unklarheit von Weissagungen beklagen, sagt ihnen Cassandra unverhüllt, daß sie Agamemnons Tod sehen werden.

„Schweig, Unglückselige!“ ruft der Chorführer. „Mögen die Götter uns davor bewahren.“ Cassandra darauf: „Du sprichst Gebete; jene bereiten den Mord.“ Aber auch diese Worte erscheinen den Bürgern unklar. Sie möchten wissen, wie die Mörder ihr Vorhaben auszuführen gedenken.

Kassandra fühlt das Nahen der Todesstunde, erhebt sich und schreit auf das Palasttor zu. Die Bürger von Argos sind nicht herzlos und raten zur Flucht. „Es gibt kein Entrinnen und keinen Aufschub“, sagt Cassandra. „Die letzte Stunde hat den höchsten Preis“, sinniert der Chor. Umgeben von Bürgern der Stadt erwartet Cassandra keinerlei Hilfe von ihnen. Sie ist mitten unter ihnen einsam angesichts ihres Schicksals. Die Anzahl hat hier keinerlei Bedeutung. Dieser Gedanke scheint die letzte Szene des Dramas zu durchdringen.

Der Chor bleibt übrigens weiterhin skeptisch. Cassandra weicht vom Palasttor zurück. Sie spürt den Geruch von Verbrechen und frisch vergossenem Blut. Der Chor beschwichtigt, dies käme sicherlich von den Opfern, die im Hof des Palastes den Göttern dargebracht werden. Cassandra verabschiedet sich und bittet, man möge Zeugnis ablegen von ihrem Leiden und Tod, woraufhin sie den Palast betritt.

Nachdem sich Cassandra entfernt hat, bedauert der Chor noch das menschliche Schicksal. Plötzlich dringt aus dem Innern des Palastes Agamemnons Todesschrei. Sogar jetzt schauern die Bürger davor zurück, das Geschehene zur Kenntnis zu nehmen. Der bis dahin in seiner skeptisch-abwartenden Haltung geschlossene Chor zerfällt in viele Stimmen.

„Das Verbrechen ist geschehen. Die Stimme des Königs läßt keinen Zweifel zu. Freunde, laßt uns gemeinsam beraten . . . Meine Meinung ist: rufen wir alle Bürger her zum Palast . . . Mir scheint es besser, gleich einzudringen, um die Mörder bei frischer Tat zu fassen! . . . Ich bin derselben Meinung: wir müssen handeln und keine Zeit verlieren . . . So seht! Dies ist der Anfang, der unserer Stadt Tyrannenherrschaft bringt . . . Ja, weil wir zaudern und jenen erlauben zu handeln . . . Ich weiß selbst nicht, was zu raten ist. Doch es muß auch der, der handeln will, zuerst überlegen . . . Ich schließe mich dem an. Mit Worten erwecken wir den Toten nicht mehr . . . Wie? Um dieses nichtige Leben zu verlängern, sollen wir uns vor den Schändern dieses Hauses, den künftigen Herrschern ducken? . . . Schmach! Besser ist es zu sterben, als Tyrannei zu ertragen! . . . Soll uns denn schon ein Schmerzensschrei überzeugen, daß unser König nicht mehr lebt . . . Empören dürfen wir uns erst, wenn wir Sicheres wissen, jetzt aber verlieren wir uns in Vermutungen . . . Dem möchte ich beipflichten. Zuallererst müssen wir genau erfahren, was dem König widerfuhr . . .“

Zerrissen von einander widersprechenden Ratschlägen verharret der Chor auf der Stelle, bis Klytaimestra mit einem Schwert in der Hand vor dem Palastore erscheint und den Tod von Agamemnon und Cassandra verkündet. Der Chor verwahrt sich dagegen. Er fordert sie auf, die Stadt zu verlassen. Klytaimestra verteidigt sich, wobei sie verschiedene Argumente vorbringt, denen der Chor teilweise sogar zustimmt. Schließlich kommt der Liebhaber der Königin, Aigistos, in Begleitung einiger Bewaffneter hinzu und erklärt, daß Fesseln und Kerkerkost die Bürger von Argos rasch von ihrer ungezügelten Rede heilen werden. Mit dieser Drohung endet das Drama.

Die Athener Version des Cassandra-Dramas ist rational aufgebaut und frei von jeglichen legendären und übernatürlichen Bestandteilen. Die Weissagungen der Cassandra sind keine Prophezeiungen Cazottes, sondern vielmehr ein treffsicheres Erkennen bekannter Zusammenhänge und deren voraussichtlicher Folgen. Mißtrauen und Argwohn, die die Bürger diesen Weissagungen entgegenbringen, sind für Aischylos nicht in der Rache Apollos begründet, sondern die Eigenschaft einer jeden Versammlung von Griechen. Diesen Gedanken führt er konsequent durch, denn er läßt den Chor mit der gleichen Skepsis Kassandras Voraussagen, wie auch die offenkundigsten Tatsachen aufnehmen.

So aufgefaßt ist das Cassandra-Drama eines der immer aktuellen, sich wiederholenden Bestandteile unserer Zivilisation, die an

die mechanischen Bedingungen der Menschenbeherrschung gebunden sind.

Daher finden wir bei Aischylos so viele als Griechen verkleidete Bekannte wieder. In der Frageszene stellt der Chor den griechischen „ochlos“ dar, der den gedankenlosen und grausamen Massen, die unsere Hauptstädte bevölkern, täuschend ähnlich ist. Diese Szene könnte Doszjewski als Beispiel gedient haben.

Das langwierige Beraten des Chores nach dem Mord an Agamemnon steht unserer Gegenwart noch näher. Wollten wir Aischylos' Chor in die Masken des heutigen Pöbels stecken, mit seinen Nasen, Schnurrbärten, Brillen und Frisuren, so kämen uns die „verschiedenen Stimmen“ eigentümlich vertraut vor. Unsere zeitgenössischen Chöre der Demokraten verwendeten nahezu die gleichen Ausdrücke, als sie mit Berichten über Konzentrationslager und mit Nachrichten über gefährliche Vorbereitungen der Diktatoren konfrontiert wurden. Unter ihnen fehlten lediglich diese Stimmen aus dem Chor, die rieten, sofort in den Palast einzudringen.

II.

Die Welt der Antike hat uns zwei Konzeptionen der Wahrsagung und Prophezeiung hinterlassen: Die eine stützt sich auf den Glauben an übernatürliche Mächte verschiedener Abstufungen und Arten, die Einblick haben in zukünftige Ereignisse und bereit sind, für eine geringe Gegengabe dem Interessierten nützliche Hinweise zu geben; die andere, die rationale Konzeption, stützt sich auf die Berechenbarkeit der natürlichen Prozesse und unsere vermeintliche Begabung, die Folgen bestimmter Taten und Situationen vorauszusehen.

Die erste Art der Wahrsagungen wurde im Altertum durch Menschen von recht unterschiedlichem Grad der Einweihung weit verbreitet; man konnte ihr in Tempeln und an anderen geweihten Stätten begegnen, die eine besondere Beziehung zu übernatürlichen Kräften begünstigten. Sie ist bis heute nicht ausgestorben und liefert zahlreichen Wahrsagerinnen, Kabbalisten, Hellsehern und Astrologen ihr täglich Brot. Es gibt sogar Automaten mit prophetischen Gaben. Vor Jahren habe ich einen solchen auf dem Eiffel-Turm gesehen. Meine Begleiterin warf eine Kupfermünze hinein und erhielt einen rosa Zettel mit der Aufschrift: *Tu seras toujours follement aimée.*

Zu dieser Art von Weissagungen suchte man Zuflucht – sowohl in früheren Zeiten als auch heute – hauptsächlich in privaten, selten in öffentlichen Angelegenheiten. Unsere Fähigkeit, Dinge vorauszusehen, ist nämlich, soweit es sich um unsere persönlichen Belange handelt, recht trügerisch. Die Berechenbarkeit künftiger Ereignisse verringert sich in dem Maße, in welchem sich die Möglichkeit der Einmischung durch

den Betrachter erhöht. Eine Mondfinsternis läßt sich mit größter Genauigkeit voraussehen. Die Einmischung durch den Betrachter ist in diesem Fall gleich Null. Es läßt sich sogar die Anzahl der Autounfälle – bei bekannter Höhe des Benzin- und Alkoholverbrauchs – verhältnismäßig genau vorausberechnen, wenngleich nicht so präzise, wie eine Mondfinsternis. Jedoch kann derjenige, der diese Berechnungen anstellt, nicht voraussehen, wann er selbst von einem Auto überfahren wird. Gelänge es ihm nämlich, dieses Datum zu erfahren, würde er den Tag im Bett verbringen und seine Berechnung erweise sich als falsch. Bei manchen Krankheiten kann man mit einiger Wahrscheinlichkeit den Todeszeitpunkt des Patienten voraussehen, aber dies gilt nur für unheilbare Krankheiten, die sich den Bemühungen der Ärzte entziehen. Das Leben des Einzelnen hat – außer der Zahlungstermine für Wechsel – sowenig berechenbare Faktoren, daß sich diejenigen, die etwas über ihre Zukunft erfahren wollten, schon seit jeher mit Recht an Wahrsagerinnen und Kabbalisten wandten.

Politische Fragen haben als Gegenstand von Voraussagen einen mittleren Stellenwert, denn sie sind bis zu einem bestimmten Grade voraussehbar. In Republiken ist Trägheit und Mangel an Initiative in den einzelnen Institutionen ein wichtiger, beständiger und dadurch berechenbarer Bestandteil. Man kann deshalb in jeder Situation mit großer Wahrscheinlichkeit voraussagen, daß weder bei Wahlen, noch in den Parlamenten selbst unerwartete Entscheidungen getroffen werden und daß folglich keine ungewöhnlichen Ereignisse geschehen und alles beim alten bleiben wird. Diese Beständigkeit und Kontinuität der Verhältnisse ist die Quelle von Wohlstand und Kultur in dieser Staatsform. Betrachtet man jedoch die Hauptursache dieser Kontinuität, dann liegt es nahe zu vermuten, daß sich Republiken gegenüber Einwirkungen von außen als wenig widerstandsfähig erweisen.

Das Vorgehen der Diktatoren erscheint zunächst schwer berechenbar zu sein, da es stark von der persönlichen Initiative eines einzelnen Menschen abhängt. Aber hierbei handelt es sich meistens um eine Täuschung. Der Diktator ist nämlich ein Gefangener im Mechanismus der absoluten Macht – einem Mechanismus von größter Präzision. Sein persönlicher Geschmack und seine Ideen spielen in diesem System eine untergeordnete Rolle.

Die Position des Propheten in einer Republik ist voller innerer Widersprüche. Seine Chancen, Richtiges vorauszusagen, sind um so größer, je größer der Einfluß mechanischer Faktoren in der gegebenen Situation ist, die von der Initiative Beteiligten unabhängig sind und so die Berechenbarkeit erleichtern. Es ist, anders ausgedrückt, um so leichter die Zukunft vorauszusagen, je weniger die Bürger in der Lage sind, die Folgen ihrer Handlungen und Situationen selbst zu übersehen und je weniger sie sich daher in den Lauf der Dinge einmischen. Die Treffsicherheit von Voraussagen steht also gleichsam im umgekehrten Verhält-

nis zum Interesse, das der Prophet bei seinen Mitbürgern finden kann. So steht der in diese Widersprüche verstrickte Prophet oft ratlos, ja verzweifelt seinem Volke gegenüber. Je sicherer seine Kenntnis künftiger Dinge ist, desto größer seine Einsamkeit.

In einer Diktatur ist das Wissen um zukünftiges Unglück weit verbreitet, und ein Prophet hat seinen Hörern meist wenig Neues zu sagen. Es ist auch gleichgültig, ob er sie zu überzeugen vermag, denn die Meinung der Mehrheit ist ohne Bedeutung. Auch eine noch so treffsichere Voraussage der Folgen einer bestimmten Situation ist hier nutzlos, weil es bereits zu spät ist, um den Lauf der Ereignisse aufzuhalten.

III.

Die Gabe, politische Ereignisse vorauszusehen, muß keine Seltenheit sein. Ich habe in der Zwischenkriegszeit viele Prophezeiungen gehört, die sich genauestens erfüllt haben. Diese Prophezeiungen kamen nie von Personen, die ein hohes Amt bekleideten und deshalb Zugang zu allen für eine Lagebeurteilung nötigen Informationen hatten, also gewissermaßen berufen wären, in die Zukunft zu blicken. Die Meinung, daß Expertengutachten, erschöpfende Dokumentationen und geheime Berichte sogar die offenkundigsten Angelegenheiten verdunkeln können, ist demnach nicht ganz unbegründet.

Rückblickend habe ich den Eindruck, daß in der Zwischenkriegszeit prophetische Fähigkeiten bei jeder politischen Karriere hinderlich waren. Dieses Phänomen erscheint mir heute sogar verständlich. Europas Zukunft sah finster aus, und wer auch immer diese richtig einschätzte, war ein Schwarzseher, dem niemand gerne zuhört. Höfliche Leute vermieden es nach Möglichkeit, sich zu diesen Themen zu äußern. Das Tragische an dieser Situation war, daß jahrelang auch nur eine kleine Anstrengung der Menschen guten Willens genügt hätte, um die drohende Katastrophe von unserem Kontinent abzuwenden.

Wenn ich an die damaligen Untergangspropheten zurückdenke, sollte ich Szymon Askenazy an erster Stelle erwähnen.

Bei Szymon Askenazy waren die Jahre seiner Jugend – die Zeit vor dem I. Weltkrieg – die kreativsten und ruhmreichsten. Er entstammte, ebenso wie Julian Klaczko¹, einer Wilnaer Rabbinerfamilie und war mit einer wohlhabenden Warschauerin verheiratet. Askenazy war lange Jahre Professor für Neuere Geschichte an der Universität Lemberg. Dort hatte er zahlreiche Hörer; in seinem Seminar arbeiteten bis zu 80 Studenten und durchwühlten nach seinen Anweisungen Archive in ganz Europa. Beinahe alljährlich erschien ein neues, aufsehenerregendes Buch von Askenazy: „Fürst Joseph Poniatowski“, „Łukasieński“

und mehrere Bände historischer Skizzen und Abhandlungen. Schon damals bahnte sich in Europa das Ende des Historismus an, der das vorangegangene Jahrhundert beherrscht hatte. Die bedeutendsten Historiker des Westens, Aulard, Chuquet oder Ferrero fanden kein größeres Auditorium und begnügten sich mit einer kleinen Schülerschar. Bei einem solchen Vergleich wirkte Askenazy wie der große Meister einer Schule, wie ein Steuermann, der sein Schiff mit einer begeisterten und gelehrigen Jugend sicher lenkt. Erst nachträglich stellte sich heraus, daß dieser verspätete polnische Historismus größtenteils eine konjunkturbedingte und zufällige Erscheinung war. Die jungen Leute, die in einem unabhängigen Staat von einer Karriere als Diplomaten, Generäle oder Bankiers träumten, studierten im geteilten Polen Geschichte oder schrieben Sonette.

Askenazy reiste 1914 ins Ausland. Nach seiner Rückkehr bemühte er sich um einen Lehrstuhl für Geschichte an der wiedererstandenen Universität Warschau. Jedoch das zu neuem Leben erwachte Polen war jung, verschwenderisch und launisch. Der akademische Senat hat 1920 Askenazys Kandidatur abgelehnt. Bald darauf zum Delegierten beim Völkerbund ernannt, verließ er wiederum für zwei Jahre das Land. Im Herbst 1922 legte er sein Amt nieder und kehrte nach Warschau zurück, wo er bis zu seinem Tode blieb.

Ich bin Askenazy in den Jahren 1928–1932 nähergekommen. Er lebte damals in seiner Wohnung in der Czacki-Straße einsam und untätig. Jegliches wissenschaftliche Arbeiten hatte er aufgegeben. Zahlreiche Handschriften – manche nahezu druckreif – verstaubten in den Regalen. Als ihm 1931 die Warschauer Universität einen Lehrstuhl an der juristischen Fakultät anbot, lehnte Askenazy ab. Über den Besuch der Abgesandten des Akademischen Senats erzählte er: „Ich hatte 12 Jahre Zeit, um mir zu überlegen, was ich ihnen sagen wollte. Aber ich sagte denen nur dreimal leckt mich am ...“ Sein Entschluß schien gerechtfertigt. Das Niveau der Universität war schon seit langem auf die Erfordernisse einer immer zahlreicher herandrängenden Jugend gesunken, die vom Studium einen schnellen Nutzen erwartete, vor allem aber ein Diplom erstrebte. Eine solche Zuhörerschaft, wie sie Askenazy einst in Lemberg hatte, gab es weder in Polen, noch sonst irgendwo.

Askenazy war gleichsam ein lebendiges Zeugnis für die tiefen Veränderungen, die in jener Zeit vor sich gingen und die keiner sehen wollte. Er war groß, gespenstisch dürr, hatte einen mächtigen Kopf mit einer langen Nase und dunklen, scharfblickenden und unfreundlichen Augen. Seine Sprechweise und sein Urteil waren beißend. Mit der Zeit erhielt er immer weniger Besuche und in den letzten Lebensjahren war er ganz vereinsamt.

Mag sein, daß mich Askenazy deshalb besser ertrug als andere, weil sich meine damaligen Ansichten nicht allzu sehr von den seinen unterschieden. Gewöhnlich kam ich zu ihm am frühen Nachmittag. Er er-

¹ Julian Klaczko, Literaturkritiker, Historiker und Politiker (1827–1906)

zählte eine oder zwei Stunden lang Anekdoten aus dem Leben von Adam Czartoryski²; manchmal las er etwas aus einem halbfertigen Manuskript vor. Gegen fünf Uhr nahm er seine Melone – im Winter eine braune, im Sommer eine silbergraue – und wir gingen gemeinsam in die Stadt. Meistens schlenderten wir über die Straße Krakauer Vorstadt, die Miodowa-Straße und den Bankplatz. Askenazy blieb vor jedem der alten Häuser stehen und erzählte, was darin während der Novembernacht³ geschehen war, wer sich hier versammelt hatte und worüber gesprochen worden war.

Diese mündliche Version unterschied sich oft wesentlich von der im „Łukasiński“⁴ festgehaltenen. Aus den erzählten Fragmenten ergab sich allmählich ein Bild des Chaos, der entgegengesetzten und schamlosen Interessen und der Ratlosigkeit. Heldentum, gedankenloser Egoismus und Provokation standen nahe beieinander. Der Schatten der späteren Niederlage schien schon vom ersten Tage an über dem Vorhaben zu liegen. „Diese Geschichte – erklärte er – schrieb ich größtenteils ad usum delphini, für die Jugend, die ich mich bemühte, zu erziehen und moralisch auf den neuen Kampf um die Unabhängigkeit vorzubereiten. Heute könnte man dies natürlich anders erzählen, aber für wen? Wer interessiert sich schon dafür? Wer könnte eine solche Information brauchen?“

An einem schönen Sommertag des Jahres 1932 – wir hatten bereits unseren traditionellen Rundgang durch die Altstadt beendet – bogen wir in die Allee des 3. Mai ein und machten es uns auf einer Bank bequem. Gegenüber wurden eben die Fundamente zu irgendeinem großen Gebäude gelegt. „Was will man hier wohl bauen?“ – fragte Askenazy. „Ich hörte, es soll das Nationalmuseum werden.“ „Daß die Leute noch Lust haben, Zeit und Geld aufzuwenden, um solche Bauten in ei-

2 Fürst Adam Jerzy Czartoryski (1770–1861) entstammte einer der bedeutendsten polnischen Hochadelsfamilien. 1795 wurde er nach der 3. Teilung Polens gleichsam als Faustpfand für das Wohlverhalten der Familie an den Petersburger Hof beordert. Dort gewann er das Vertrauen und die Freundschaft des späteren Zaren Alexander I. – eine sehr ungleiche und problembeladene Freundschaft, der er aber trotz aller Rückschläge bis zum Tode Alexanders I. 1825 treu blieb. Seit 1802 war er stellvertretender russischer Außenminister und nahm 1815 am Wiener Kongreß teil. Im sog. Kongreßpolen Senator und Mitglied des Administrationsrates. Anführer der legalen konservativen Opposition. 1830–31 aktiv am Aufstand beteiligt. Danach zur Emigration gezwungen, setzte er von Paris aus seine politische Tätigkeit fort, wobei er eine bedeutende Rolle im politischen und kulturellen Leben der sog. „Großen Emigration“ spielte. Vgl. hierzu Hans Henning Hahn, Außenpolitik in der Emigration. Die Exildiplomatie Adam Jerzy Czartoryskis 1830–1840, München-Wien 1978.

3 Am 29. 11. 1830 brach der Novemberaufstand in dem nach den Teilungen Polens an Rußland gefallenem Teilgebiet aus. Die Kämpfe dauerten bis zum Oktober 1831. Diese Ereignisse fanden vor allem in den liberalen Kreisen Deutschlands lebhaften Widerhall, der sich u. a. in den „Polenliedern“ manifestierte.

4 Łukasiński, Warschau 1908; Walerian Łukasiński (1786–1868), polnischer Offizier und Freiheitskämpfer, Gründer der geheimen „patriotischen Gesellschaft“. 1822 zu neun Jahren Haft verurteilt. Im Januar 1831 nach Rußland verschleppt und auf der Schlüsselburg bis an sein Lebensende gefangengehalten.

ner Stadt zu errichten, die dem Untergang geweiht ist.“ „Wieso dem Untergang?“ – fragte ich. „So wie ich hier mit Ihnen auf der Bank sitze, sehe ich beinahe schon die deutschen Flugzeuge heranfliegen und Bomben auf die Stadt werfen.“ Auf meine skeptische Bemerkung über Prophezeiungen erwiderte er lebhaft: „Sie sehen das nicht? Wie können Sie das nicht sehen? Überlegen Sie doch nur einen Augenblick lang! Kann es denn anders sein?“ Ich kannte damals die deutschen Probleme nicht schlecht, und seine weiteren Ausführungen schienen mir ziemlich wahrscheinlich.

Askenazy entwickelte nämlich seine Zukunftsvisionen folgendermaßen:

„Es gehört schon ein gerüttelt Maß an Naivität dazu, um anzunehmen, Polen könne einen Krieg anders als auf zwei Fronten führen. Deutschland kann die Grenze bei Zbąszyń nicht überschreiten, ohne daß Rußland dies seinerseits bei Baranowicze täte. Man muß mit dem schlichten Mechanismus solcher Vorgänge rechnen. Deutschland wird, bevor es einen Schlag gegen Polen unternimmt, den Großteil seiner Kräfte sammeln und sich der Neutralität bzw. Untätigkeit der westlichen Mächte versichern. Es wird also sehr wohl möglich sein, daß die Deutschen das Land früher oder später besetzen und bis nach Baranowicze vordringen. Können die Russen warten, bis die Deutschen an ihre Grenze herankommen? Nein. Allein schon die Umsicht gebietet es ihnen, die Grenze vorher zu überschreiten und zu besetzen, was zu besetzen ist, um bei Verhandlungen etwas in der Hand zu haben und für den Konfliktfall den Feind möglichst weit von den eigenen Gebieten zu halten. Ob die Sowjetunion an dem Tage mit Deutschland, England, Frankreich oder sogar mit uns verbündet sein wird, wird von der aktuellen Bündnisgeographie abhängig sein, die Sachlage aber nicht im geringsten ändern. Für Rußland wird dann die Überschreitung der Grenze und die Besetzung Ostpolens viel wichtiger sein als jede Bündnispolitik.“

Nach kurzer Überlegung fügte er hinzu:

„Derselbe Mechanismus wird aber auch bei einem friedlichen Verlauf der Ereignisse ausgelöst. Sobald Polen aus welchen Gründen auch immer gezwungen sein wird, Wilna und Lemberg an Rußland abzutreten, wird es am nächsten Tag Schlesien und Pommern an Deutschland abtreten müssen. Und umgekehrt: Sollte es notwendig werden, Schlesien und Pommern an Deutschland abzugeben, wäre Polens weitere Existenz nur unter dem Schutz Rußlands denkbar, das wiederum dafür Lemberg und Wilna verlangen würde. Von einer unabhängigen Existenz könnte übrigens nach einer solchen Beschneidung keine Rede mehr sein. Für die Westmächte ist Polen nur eine Schachfigur, mit der man entweder Deutschland oder Rußland im Zaum halten kann. Nach einer solchen Beschneidung wäre es wertlos.“

Szymon Askenazy starb drei Jahre nach diesem Gespräch, angeblich

an Nierenversagen. Tatsächlich aber haben ihn seine Gedanken getötet, das Bewußtsein nahender Ereignisse, die niemand außer ihm gewahrte. Seine Frau starb 1940 in einem Warschauer Krankenhaus, seine einzige Tochter wurde von Deutschen ermordet.

Es wird wohl kaum jemandem in den Sinn kommen, von Journalisten – diesen Produzenten von Eintagsfliegen, die nur heute ihre Gültigkeit haben und schon morgen mit dem Erscheinen der nächsten Nummer zur Makulatur gehören – zutreffende Prophezeiungen zu erwarten. Die Presse hat ihr ehrgeiziges Ziel, zu informieren, längst aufgegeben und begnügt sich damit, ihren Lesern Unterhaltung zu liefern, um die in einer Tageszeitung unvermeidlichen offiziellen Nachrichten schmackhafter zu machen. Dennoch begegnete ich Journalisten, die im privaten Kreise zutreffende Voraussagen machten. Die Prämissen für derart richtige Beurteilungen der nahen Zukunft mögen oft in der Chance gelegen haben, das politische und parlamentarische Klima derjenigen Länder, in denen sich eben jene künftigen Ereignisse vorbereiteten, persönlich kennengelernt zu haben.

Aus der Zwischenkriegszeit sind mir noch einige Gespräche mit Robert Dell, einem der letzten unabhängigen Journalisten, in Erinnerung.

Ich traf ihn im November 1922 in Düsseldorf. Die französische Armee hatte eben das Ruhrgebiet besetzt. Seit einigen Wochen herrschte zwischen Frankreich und England ein Zustand, den wir heute als Kalten Krieg bezeichnen würden. Die Engländer scheuten keine Mühe, um den Francs zu schwächen und Frankreich finanzielle Schwierigkeiten zu bereiten. Niemand wußte, wie sich die deutsche Bevölkerung an der Ruhr verhalten würde. Der Oberkommandierende der nicht gerade großen Besatzungsarmee, General Mangin, nahm Gespräche mit Karl Radek auf, der damals als Mitglied des Komintern-Präsidiums die Deutschlandpolitik leitete und im Ruhrgebiet eingetroffen war. Paul Prudent Painlevé, den ich kurz zuvor in Paris besucht hatte, hielt die Lage schlicht für gefährlich und die Ruhrbesetzung – sowohl vom militärischen als auch vom politischen Standpunkt – für ungeheuer riskant. Unruhe ergriff auch die französischen Verbündeten. Die Sudetendeutschen versuchten in London Kontakte zu knüpfen, weil sie auf Grund der englischen Bemühungen, Frankreich auch von der tschechischen Seite her zu schwächen, glaubten, hier eine Stütze finden zu können.

In der Hotelhalle – einem Hugo Stinnes gehörendem Haus – besprachen wir diese Ereignisse. Dell war ernst und blaß, als ob die Mitverantwortung für jene Wahnsinnstaten der Großen dieser Welt auf seinen Schultern lastete.

„Das politische System, das die Sieger 1919 festlegten, ist zertrümmert. Amerika hat seine Unterschrift zurückgezogen, England und Frankreich aber sind so zerstritten, daß sich ihr Einfluß gegenseitig aufhebt. Rußland ist noch nicht bereit, diese Erbschaft anzunehmen. Es

gibt demnach niemanden, der den Frieden von 1919 verteidigen könnte. Deutschland befindet sich einstweilen im Chaos, doch stehen ihm alle Wege offen. England will die gegenwärtige Ordnung nicht verteidigen, und Frankreich kann es nicht. Deutschland wird über das künftige Gesicht Europas entscheiden. Europas Zukunft hängt von der inneren Evolution in Deutschland ab.“

Das, was ich in den nächsten Tagen in Deutschland sah, bestätigte mir die Richtigkeit dieser Prognose und erfüllte mich mit bangen Ahnungen. Die Zukunft schien mir allein den Untergang all der seit dem Westfälischen Frieden unternommenen Versuche zu bringen, das Zusammenleben der Europäer gütlich zu regeln. Ende Dezember kaufte ich in Paris eine Handvoll Golddollar, die ich bis 1939 aufbewahrte und die mir die Flucht aus dem besetzten Polen ermöglichten.

Dell begegnete ich nochmals im Spätherbst 1936 in Genf. In Spanien tobte bereits der Bürgerkrieg und England war es gelungen, Frankreich, das von einer inneren Krise geschüttelt wurde, an einer Intervention zu hindern. So waren die Rollen schon verteilt: Die italienischen Panzerdivisionen und die deutsche Luftwaffe griffen die spanische Republik an, und das System der Nichteinmischung band all denen die Hände, die ihr zu Hilfe hätten kommen können. Moskau hatte noch keine Entscheidung getroffen, die sowjetische Presse aber überschüttete die spanische Republik tagtäglich mit Schmutz.

Dell war ganz und gar unfroh. Seine unabhängige Publizistik brachte ihm nur Enttäuschungen ein: Er wurde aus Deutschland und Frankreich ausgewiesen. Er lebte in Genf und schrieb Berichte über den Völkerbund, über den es an sich nicht mehr viel zu berichten gab. Als wir allein waren, sagte er:

„Von dem Europa, in dem ich aufgewachsen bin und an dem ich hing, ist nichts mehr übriggeblieben. Die einzig logische Konsequenz wäre für mich in dieser Situation der Selbstmord. Daß ich dennoch immer noch lebe, hat zwei Gründe: Als Engländer verabscheue ich radikale Schritte, außerdem zähle ich bereits 67 Jahre und in dem Alter hieße Selbstmord begehen, Eulen nach Athen tragen.“

Ich bemühte mich nach Kräften, ihn zu trösten, doch vergeblich. Um seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, begann ich, über die politische Lage zu sprechen. Dell unterbrach mich:

„Was soll man da schon sagen. Die Situation ist vollkommen klar. Hauptziel der englischen Politik der letzten Jahre war es, Frankreichs Bedeutung auf die eines Staates von der Größenordnung Portugals zu reduzieren. Dieses Ziel ist nun erreicht. Nachdem also England den einzigen in Europa in Frage kommenden Verbündeten abgeschüttelt hat, wird es von nun an bei der Lösung kontinentaler Probleme keine Rolle mehr spielen. Auf diese Weise ist aber auch das Schicksal Polens besiegelt. Auf ein schwaches Frankreich kann sich Polen nicht stützen. England aber hat bereits auf seine Mitsprache verzichtet.“

Als ich ihn immer niedergeschlagener werden sah, begann ich, eine phantastische Theorie von der Gegensätzlichkeit der Generationen zu entwickeln: Die in der Disziplin totalitärer Staaten erzogene Jugend wird sich – zunächst heimlich, dann offenkundig – nach irgendeinem neuen Liberalismus sehnen. Ich belegte dies mit Beispielen aus verschiedenen Geschichtsepochen und entwarf schließlich ein etwa folgendes Zukunftsbild:

„In 10 oder 15 Jahren werden wir nach Berlin zur Enthüllung eines Dickens-Denkmals auf dem Nollendorfplatz eingeladen werden. Aus diesem Anlaß wird der preußische Kultusminister die Werke von Godwin als Schullektüre empfehlen und abends wird im Kaiserhof ein Bankett zu Ehren Garrison-Villards gegeben. In den Grünanlagen Charlottenburgs wird der Flieder blühen. Wir aber werden in heiterer und angelegter Stimmung ein helles Bier mit Himbeersaft schlürfen, weil sich um uns herum nur freundliche und liberale Deutsche befinden.“

Dell hörte mit halbgeschlossenen Augen zu, wie ein Mensch, dem jede Ablenkung recht ist, die ihn den eigenen Gedanken entreißt. Dann wurde er wieder ernst:

„Ich hatte, wie alle Engländer meiner Generation, stets ein wenig germanophile Neigungen. Die beiden letzten Jahre haben mich von meiner Schwäche kuriert. In Europa wird es solange keinen Frieden geben, solange nicht ein Feuer vom Himmel herniedergeht und die Stelle, die wir *Germany* nennen, herausbrennt.“

An diesem Abend muß Dell „inspiriert“ gewesen sein – wie man das ja von Propheten zu sagen pflegt –, denn sogar das „vom Himmel herniedergehende Feuer“, das mir damals wie eine biblische Metapher erschien, erwies sich später als Wirklichkeit.

Im Chaos des Krieges, in dem alles möglich schien und in dem es an Ausgangspunkten für irgendwelche glaubwürdigen Kalkulationen fehlte, begegnete ich auffallend genauen Voraussagen. Im Sommer 1940 wurde viel vom unabwendbaren und nahen Konflikt in Deutschland zwischen der Armee und dem Führer gesprochen. Dabei spielte die Überlegung eine Rolle, daß die deutschen Generäle im Falle eines Sieges von Hitler beseitigt werden, weil er sie nicht mehr benötigt – im Falle einer Niederlage aber von den Siegern erschossen werden, wegen der deutschen Art der Kriegführung. Deshalb glaubte man, daß sie, solange sie an der Spitze einer siegreichen Armee stehen, die Situation nutzen müßten, die sich später nicht mehr wiederholen würde.

Zu jener Zeit traf ich einen ungewöhnlich intelligenten, höheren Offizier aus der Schweiz, dem auf Grund seiner familiären Bindungen und seiner Ausbildung die deutsche Generalität bestens vertraut war. Er erwiderte auf meine diesbezügliche Frage:

„Lassen Sie sich durch diesen Unsinn nicht in die Irre führen. Die Befehlshaber der deutschen Armee sind im Augenblick die besten Techni-

ker des Kriegshandwerks und können demzufolge sogar den Krieg gewinnen. Ganz andere Qualifikationen sind jedoch nötig, um einen Diktator zu stürzen. Vor allem erfordert dies Charakter, über den keiner von ihnen verfügt. Es wird also nichts daraus. Dagegen erscheint es mir sehr wahrscheinlich, daß sie durch den Strang hingerichtet werden.“

Wenn ich heute an dieses Gespräch zurückdenke, bin ich am meisten über die Erwähnung der „Hinrichtung durch den Strang“ erstaunt. 1940 verwendete noch niemand den Begriff, wenn es sich um Offiziere handelte, die traditionsgemäß erschossen wurden. Sogar Tuchatschewski fand den Tod durch Erschießen. Deshalb kommt der Bemerkung vom Erhängen visionäre Kraft zu, die den Rahmen einer theoretischen Überlegung sprengt.

In der Zwischenkriegszeit fehlte es auch nicht an schriftlichen Prophezeiungen. Beispiele dafür lassen sich in der surrealistischen Literatur finden. Der eigentliche Sinn dieser Literatur, von der Kritik noch verdunkelt, blieb den Lesern verborgen. Als ich in den Jahren 1939–1940 in den verschiedenen Ländern die geballten Massen flüchtender Menschen sah, erkannte ich in ihnen die Atmosphäre des Romans von Ribemont-Dessaigne „*Les frontières humaines*“ wieder. Beim Anblick der langen Reihe sich langsam fortbewegender, mit Matratzen beladener Automobile, kamen mir die Worte des sog. zweiten surrealistischen Manifests in den Sinn: *Partez sur les routes. Semez les enfants au coin du bois.*

Bei derartigen genauen und konkreten Voraussagen fällt oft die Schlichtheit, Trockenheit, ja beinahe schon Armut an verstandesmäßigen, aus dem Chaos der Wirklichkeit herausgegliederten Prämissen auf. Ich denke dabei an eine Voraussage von Mahmud Tarzy aus dem Jahre 1923, die bis jetzt erst zur Hälfte erfüllt ist.

Zu seiner Person sind einige Erläuterungen nötig. Afghanistan ist eine Gebirgsgegend und grenzt auf der einen Seite an Indien, auf der anderen an das russische Turkestan. Abdurrachman, der letzte Emir aus der Zeit der ersten Unabhängigkeit, pflegte dazu zu sagen: „Ich gleiche einem Schwan, der auf einem Fluß dahinschwimmt. An dem einen Flußufer schleicht der bengalische Tiger, am anderen der sibirische Bär, ich aber schwimme in der Mitte und das Wasser ist seicht.“ Als die Petersburger Regierung im Jahre 1882 eine Grenzberichtigung vorschlug, erschrak der Emir so sehr, daß er auf die Unabhängigkeit verzichtete und das britische Protektorat annahm. 1917 fuhren Weli Chan und Mahmud Tarzy nach Moskau und beobachteten eineinhalb Jahre lang den Verlauf der Revolution an Ort und Stelle. Als sie zu der Überzeugung gelangten, daß Afghanistan in der nächsten Zeit von Norden her keine Gefahr drohte, kehrten sie in die Heimat zurück, stürzten den damaligen Emir und übergaben die Macht an den später sehr bekannt ge-

wordenen Aman Ullah. Dieser erklärte sofort die Unabhängigkeit Afghanistans, die nach einer militärischen Auseinandersetzung mit Großbritannien auch anerkannt wurde. Bald darauf heiratete er die Tochter des Mahmud Tarzy. Von da an hatten Mahmud Tarzy und Weli Chan abwechselnd das Amt des Oberkommandierenden der Armee und des Präsidenten einer Zivilregierung inne. 1923 fuhr Mahmud Tarzy nach Europa und ließ sich nach eingehendem Studium Italiens, Frankreichs und Englands in Paris als Botschafter seines Landes nieder. Ein paarmal besuchte ich ihn dort in Begleitung meiner mohammedanischen Freunde.

Weli Chan war klein von Gestalt und hatte ein rundes Vollmondgesicht, das tiefe Zufriedenheit ausstrahlte. Mahmud Tarzy war etwas größer und schmäler, hatte eine dunkle Haut und trug einen schwarzen Bart. Er blickte meist auf den Boden und machte den Eindruck, als ob er von der Zukunft nichts Gutes erwartete. Eines Tages erklärte er mir den Unterschied zwischen seinem Aussehen und dem seines berühmten Kollegen.

„Haben Sie mit Weli Chan einmal unter vier Augen gesprochen, oder sahen Sie ihn stets nur in Gesellschaft seiner Landsleute?“

Ich antwortete, daß ich nie Gelegenheit hatte, mit ihm allein zu sein.

„Bei einem Gespräch unter vier Augen wäre er Ihnen weniger entzückt vorgekommen. Lächeln und Zufriedenheit sind bei uns eine Höflichkeitsgeste, die der Machthaber seinen Untertanen schuldet. Damit einer an der Spitze stehen kann, müssen sich alle zusammentun und finanzielle Lasten, wie auch Erniedrigungen und Unannehmlichkeiten auf sich nehmen. Sie wären deshalb unangenehm berührt, wenn ihnen der Emir unzufrieden erschiene, und sie so ihre Opfer als vergeblich ansehen müßten.“

Hierbei zog er aus der Schublade ein Foto heraus, auf dem Weli Chan und ein gutes Dutzend seiner Landsleute abgebildet waren, und fuhr fort:

„Wenn Sie diese Gruppe betrachten, können Sie sogleich den Rang jedes einzelnen erkennen. Das Gesicht derjenigen, die auf der tiefsten Stufe stehen, verrät gesammelte Aufmerksamkeit und Dienstfeier. Bei den etwas höher Stehenden drückt das Gesicht Dienstbereitschaft und die Überzeugung aus, daß ihre Dienste entsprechend gewürdigt werden. Der an der Spitze Stehende dagegen blickt ein wenig über die Köpfe der anderen hinweg und lächelt, als sehe er schon das Paradies Mohammeds ganz nahe.“

Mahmud Tarzy war also nicht nur ein erfahrener Mann, sondern auch daran gewöhnt, menschliche Probleme von einer hohen Warte aus zu betrachten. Deshalb nutzte ich seine gute Laune und erkundigte mich nach den Eindrücken, die er bei seiner Rundreise in Europa gewonnen hatte und fragte, wie er sich die Zukunft dieses Erdteils vorstelle.

„Nicht gut“, – antwortete er – „würden sich die Europäer so wie wir mit der Aufzucht ihrer Ziegen beschäftigen und hätten sie keine anderen Sorgen, dann könnten sie gelassen in die Zukunft blicken. Die Verwaltung so großer Reichtümer und komplizierter Betriebe verlangt jedoch eine gewisse Intelligenz, die ich hier nirgends finden kann. Deshalb glaube ich, daß Europa an der Schwelle einer beispiellosen Katastrophe steht, und daß ihr alle elend und ruhmlos zugrunde geht wie Tiere, die sich willig zur Schlachtbank führen lassen.“ Nach einer Weile fügte er hinzu: „Am besten gefielen mir noch die Engländer. Sie sind nicht klüger als die anderen, aber sie haben einstweilen noch mehr Geld.“

Seit diesem Gespräch sind viele Jahre vergangen. Die Worte Mahmud Tarzy's kamen mir oft in den Sinn, wenn ich die erstaunliche Disziplin der Menschenmassen beobachtete. Ganze Völker schritten „in Reih und Glied“ auf Befehl wahnwitziger Diktatoren oder nicht minder geistesabwesender demokratischer Regierungen in die unausweichliche und doch von weitem sichtbare Katastrophe. Niemand versuchte selbständig zu denken, niemand unternahm eine Flucht, höchstens mitgerissen vom Herdentrieb. Die Veränderungen in Europa – einst dem Zentrum des kritischen Denkens – sind so tiefgreifend, daß wir selbst das Groteske unseres Benehmens, das den Gebirgler aus dem fernen Afghanistan in Erstaunen versetzte, kaum noch wahrnehmen.

IV.

Angefangen mit Jakob Burckhard waren alle, die in den letzten Jahrzehnten die zukünftigen Ereignisse klar vor sich sahen, traurig. Die Verlassenheit und Nutzlosigkeit ihres Wissens belastete sie sehr. In meiner Jugend konnte man aus zutreffenden Vorhersagen gewiss sein, wenn auch nur bescheidenen persönlichen Nutzen ziehen. Diese Möglichkeiten gibt es heute nicht mehr. Die Umsicht gemahnt uns von der Stelle zu fliehen, in die der Blitz einschlagen soll. Aber wohin? Krieg und Chaos können überall ausbrechen. Der letzte Krieg nahm seinen Anfang im abgelegenen Spanien. Doch wurde auch ein Beginn in Südamerika von den Diktatoren erwogen. Es gibt also keinen Zufluchtsort. Die wenigen ruhigeren Länder hüten ihre Privilegien in Sorge um die eigene Bevölkerung und schließen ihre Grenzen für die Fremden. Der moderne Staat mit seiner kleinlichen Reglementierung des Lebens bietet übrigens Fremden kein der Mühe wertenes Asyl. Fliehen ist also sinnlos, denn es gibt weder ein Wohin noch ein Wozu.

Wer Voraussagen keine Bedeutung beimißt, braucht keine prophetische Begabung. Aber auch der Seher selbst benötigt sie nicht, denn sie bringt ihm in der gegenwärtigen Gesellschaftsform keinerlei Vorteil ein. Sie ist also nur eine ungeheure Last – heute schwerer denn je zu tragen.

Wozu also prophezeien? Einer meiner Freunde, der sich mit Politik beschäftigt, sagte mir vor kurzem:

„Nach vierzigjähriger Erfahrung bin ich zu der Überzeugung gekommen, daß Vernunft und Überlegung die größten Hemmschuhe in unserem Leben sind.“

Wird prophetische Begabung angesichts ihrer völligen Unbrauchbarkeit noch Auserwählte heimsuchen?

Diese Frage erinnert mich an ein schon sehr weit zurückliegendes Gespräch. Als junger Student brachte ich einmal ein damals neues Buch von Blaringham über plötzliche Mutationen bei Pflanzen und Tieren mit ins Labor. Mein Professor und Leiter des Labors, ein gelehrter Physiologe und Mitglied vieler wissenschaftlicher Gesellschaften, fand Interesse an dem Buch und las darin den ganzen Abend. Am nächsten Morgen fragte er mich:

„Sie haben früher Geschichte studiert. Glauben Sie nicht auch, daß die historischen Zivilisationen Folge ähnlicher Mutationen waren, wie sie Blaringham beschreibt?“ „Alles, was wir darüber wissen, scheint in diese Richtung zu weisen. Jede neue Zivilisation war das Werk einiger Generationen, die auf günstige Bedingungen stießen und bis dahin unbekannte Fertigkeiten entwickelten.“ „Eben die gleichen Gedanken bewegen mich, wenn ich die Entwicklung der Naturwissenschaften beobachte. Die Begabungen, die wir für unsere gegenwärtigen Laborarbeiten brauchen, haben sich erst in den letzten Generationen entwickelt, und es gibt keine Beweise, daß sie früher bestanden hätten.“

Er seufzte und fügte hinzu:

„Die Schlüsse, die ich daraus ziehe, sind für uns alle recht schmerzlich. Veränderungen, die auf Mutationen beruhen, sind unbeständig und unterliegen ebenso raschen Rückbildungen. Wir könnten also eines Tages erwachen und uns unter lauter Schwachsinnigen wiederfinden, die gar nicht in der Lage wären, all das zu verstehen, was wir mit viel Mühe und Geistesstärke hervorgebracht haben.“

In gewissem Sinne haben sich seine Worte erfüllt, denn er wurde zehn Jahre später im Rahmen der politischen Säuberungsaktionen in Deutschland von der Universität entfernt und der Möglichkeit zu wissenschaftlicher Tätigkeit beraubt.

Von den Autoren der erwähnten Prophezeiungen ist nahezu niemand mehr am Leben. Solche Fähigkeiten tragen sicher nicht zur Langlebigkeit bei. Auch mir, der ich das alles nur schweigend anhörte, brachte es wenig Glück. Es ist jedoch offensichtlich, daß heute Disziplin und Geduld nicht mehr genügen. Wenn Europa, das durch soviel Wahnsinn zerstört worden ist, dem Untergang entgehen soll, müssen seine Bewohner lernen, die Folgen ihrer Handlungen besser vorauszusehen und dürfen diejenigen, die dies können, nicht gering schätzen. Für die Älteren ist dies nicht mehr so erheblich. Ich denke hierbei an die Jungen, die ihr Leben vor sich haben. Wer von ihnen wird gewillt sein, das Gewand zu

tragen, von dem Cassandra zu Apollo sagt: „Du hast mich in diesem Sehergewand dem Gespött deiner Feinde ausgesetzt.“

Deutsch von Nina Kozłowska

Czesław MIŁOSZ

Brognart

Meine Erzählung bei einem Glas Wein

Vor ziemlich langer Zeit, in den fünfziger Jahren, war ich einmal in Marles-les-Mines. Ein Städtchen im Pas-de-Calais, schwarzes Kohlerevier. Nasser Winter, leuchtend grüne Wintersaat auf den Feldern, tintenschwarze Halden, die Luft vibrierend, es drehen sich die Räder der Fördermaschinen. Fast pausenlos regnete es in Strömen, die Feuchtigkeit hatte die Mauern von Marles mit Flechten überzogen, Schlamm zwischen den Pflastersteinen, skelettartige Bäume. Der erste nach dem Weg befragte Passant, ein Bergarbeiter, die Haut mit Kohlenstaub tätowiert, auf dem Heimweg von der Arbeit, die Bergmannslampe in der Hand, antwortete in der Sprache, in der ich ihn angeredet hatte, denn ich habe dafür ein Auge, ein Pole, überhaupt konnte man sich dort wohl mit der Hälfte der Einwohner auf Polnisch verständigen. Die Lichttönung ist dort trüb, neblig, öffnete man die Tür eines kleinen Cafés, so schlug einem eine Dampfwolke entgegen, vielleicht übertrage ich zu Unrecht diesen Rauch und Dampf auf die ganze dortige Luft. Vor den Cafés Fahrräder, und in allen Cafés redeten damals bei einem Gläschen Calvados alle über den Fall Brognart. Und in Marles, an Ort und Stelle, machte mich dieser Fall betroffen. Nicht an mir ist es, zu beurteilen, nach welcher Seite sich die Waagschale senkt, die Waagschale des Guten und des Bösen in mir, manchmal scheint es mir, eine könnte überwiegen, das sind jene Momente, in denen ein Zwang mich treibt, zu laufen, zu rufen, denn das ist unerträglich, denn keiner, keiner, also ist es meine Pflicht, auf mir lastet sie. Und so beschloß ich, daß wenigstens ich nicht schweigen werde, ich fragte die Einheimischen aus, ging ins nachbarliche Bruay, in nächster Nähe, die zwei Städtchen sind nur durch eine Art Hohlweg getrennt, und von einem jungen Lehrer bekam ich Brognarts Schulhefte: Analysen des *Cid*, der *Ilias*, in der steifen Schrift des fleißigen Schülers. Dieser Lehrer glaubt noch heute, daß ich

ein Betrüger war oder von jemand anderem vorgeschoben, da doch aus meinem festen Entschluß nichts geworden war. Wenn die Hölle mit guten Vorsätzen gepflastert ist, so senkt sich hier die Waagschale zu meinen Ungunsten. Um so mehr, als es nicht meine Absicht war, mit heraushängender Zunge in der ganzen Welt herumzulaufen und überall die Gepeinigten in Schutz zu nehmen, sogar in Ländern wie Frankreich, wo es genügend Schriftsteller und Journalisten gibt, die gewöhnlich für das Schicksal ihrer Stammesbrüder empfindlich sind. Kein Franzose hatte eine Ahnung von dem, was Brognart widerfahren war, keiner brächte es fertig, sich mit ihm zu identifizieren, ihre Vorstellungskraft reichte dazu nicht aus, hier bedurfte es einer anderen Übung der Vorstellungskraft, meiner, aus dem Osten Europas, und ich wußte sehr gut, daß ich der einzige war.

Einige Male versuchte ich es und immer fand ich einen Vorwand, um Brognart von mir wegzuschieben. Welcher Art waren diese Hindernisse? Vor allem lebte Brognart nicht mehr. Das heißt, er war nur einer aus der unzähligen Menge der Geschlagenen, Getretenen, Gepeinigten, ob nun im achten Jahrhundert vor oder im zwanzigsten Jahrhundert nach Christus, die Zeit hat hier keine Bedeutung. Warum also er, gerade er, warum seinetwegen die Trauer, der Groll? Selbst wenn man sich auf meine Lebenszeit beschränken wollte, ist es noch nicht Grund genug, denn solche wie er sind zu Millionen umgekommen, und das Hemd ist uns näher als der Rock, es gibt so ein Sprichwort, eher hätte ich jemand nehmen sollen, den ich besser kenne als den Franzosen. Zwar steckte etwas Rätselhaftes in meiner plötzlichen gefühlsmäßigen Reaktion auf diese Gespräche in Marles-les-Mines, fast ahnte ich, daß mich Brognart so berührte, weil er eine Art Stellvertreter war, durch verschiedene undefinierbare Fäden mit diesem und jenem, für mich konkreteren Menschen verbunden. Dennoch war der Grund nicht einzusehen, um so weniger, als da Autos waren, Theater, Blumen, Züge, gesteckt voll mit Skifahrern, ein wirbelnder Strom von Menschen, die alle Lücken fest zumauerten, und nichts von dem wissen wollten, was für sie nicht schmeichelhaft war, was bedeutete denn da ein Brognart? Vor ein Forum treten, in Erinnerung rufen, damit sie sich gähnend von diesem Langweiler abwenden oder sich verständnisvoll zuzuwinkern: Wieder so ein Gerissener, ein geschickter sogar, vermehrt sein politisches Kapital.

Denn Brognart war schon ein politischer Fall, ohne sein Dazutun, was kann ein Halbwüchsiger mit seinen Analysen von Corneille und Racine schon von Politik verstehen. In Pas-de-Calais eine lokale Angelegenheit, im Wahlkampf als Instrument benützt, aber anderswo drang sie schon in die Philosophie ein, in die literarischen Salons, und dort wäre es eine Taktlosigkeit, sie anders aufzutischen als in einem spöttischen Ton. Und obwohl ich mich um Takt nicht kümmerte, lähmte mich dieses Verbot indirekt, auf eine besondere Art. Zu sehr hatte ich mich emotionell in dieser Geschichte engagiert, also zog ich es schon aus

Achtung vor der Hauptperson vor, zu schweigen, und sei es nur, um mich auch nicht in den eigenen Augen dem Verdacht auszusetzen, daß ich mich Brognarts als eines weiteren Arguments zu meiner Rechtfertigung oder zur Verteidigung der eigenen Tugend bediene. Zwar schwebte mir ziemlich klar das Buch vor, das ich schreiben könnte, sogar der Plan, die einzelnen Kapitel. Aber stellen wir uns vor, es würde erscheinen – niemand würde es brauchen. Die einen würden es verhöhnen, es als Beispiel für das „falsche Bewußtsein“ des Autors hinstellen, andere würden es höflich abtun, mit nichtssagenden Worten loben, denn was für mich ein Abgrund ist, eine Begegnung mit dem Abgrund, ist für sie nur eine Waffe im politischen Spiel, das aus anderen Gründen betrieben wird als irgendwelcher Brognarts wegen. Und ich gebe zu, daß diese ganze Geschichte phantastisch, absurd, untypisch ist, darum würden auch diese anderen verlegen über sie hinweggehen.

Aber ich werde nicht länger um den heißen Brei herumreden. Brognart, mit Vornamen Gilbert, wurde als Sohn eines Steigers in Marles geboren. Sowohl die Familie des Vaters als auch die der Mutter waren Bauern, einheimische Bauern, seit Generationen bestellten sie ihre Äcker, als noch niemand den Verdacht hegte, daß darunter Kohle liegt. Später stieg der Preis ihres Bodens, und sie zersplitterten ihn nicht durch Teilungen, sie gaben den Ackerbau auf, griffen zu anderen Beschäftigungen, in den Kohlengruben, aber immer noch mit der Rückendeckung in den Grundbüchern, also sprach man in Marles davon, diese Familien seien hoho!, auch dieses Haus gehört ihnen, und ein zweites, und dieses Grundstück und jenes. Aber wie das in Frankreich so ist, kein Zurschaustellen, Knausrigkeit, eher Herumnörgeln, daß es für Brot und Wein nicht reicht. Der Vater ließ die Mutter sitzen, als Gilbert noch klein war, erwirkte die Scheidung, heiratete zum dritten Mal, der Junge sah ihn selten, wuchs in Marles bei der Mutter auf, mit Großmutter und Tanten, der Vater wohnte in Auchel und starb dort. Die Mutter umhegte und umsorgte das einzige Kind, vielleicht sogar mehr, als Mütter gewöhnlich Einzelkinder umhegen und umsorgen, mit einer gleichsam verzweifelten Liebe, vielleicht war die Scheidung der Grund und, wer weiß, irgendwelche Dramen in dieser Familie, die am Erlöschen zu sein schienen. Zum Beispiel war eine ihrer Schwestern geistesgestört, englische Tommies, die dort im Ersten Weltkrieg stationiert waren, hatten sie vergewaltigt, und damals hat sie wohl den Verstand verloren. Aber es sieht nicht so aus, als wäre er besonders verhätschelt und verzogen worden. Ein ganz normaler Junge, fleißig, sachlich, ernst, bei den Kollegen beliebt, gut im Sport. Weder irgendein Hang zu Extravaganzen, noch zu hochfliegenden Träumen, die über dem Horizont der nächsten Umgebung lagen. Er war kein Streber, nach der *Ecole Primaire* blieb er dort, in der höheren Schulstufe, laut französischer Nomenklatur *Ecole Primaire Supérieure*, dann ins *College Moderne*, bereitete sich auf die montanistische Hochschule vor, wollte Diplomingenieur werden und nach Marles

zurückkehren. Mathematik und Physik waren seine Stärke. Aus dem, was mir sein Lehrer erzählte, habe ich, glaube ich, eine ziemlich genaue Vorstellung von ihm gewonnen. Ein typischer Bauer aus Nordfrankreich, phlegmatisch, auf verhaltene Art ironisch, ließ sich seine Gefühle nicht anmerken, und dabei Hartnäckigkeit, Willensstärke, Unabhängigkeit. Niemals spielte er ein doppeltes Spiel, sagte immer, was er dachte – das hat der Lehrer besonders unterstrichen. In der Gruppe, in der Klasse oder auf dem Sportplatz dynamisch. In die Schule in Bruay fuhr er erst mit dem Fahrrad, als er Sechzehn wurde, kaufte ihm die Mutter ein Motorrad, die einzige Spur von Verhätschelung, aber auch das eigentlich nicht, denn dort war das Fahrrad oder das Motorrad eine Notwendigkeit. Ein Motorradunfall bewies, daß er kaltes Blut bewahrte, als der Vorderreifen platzte, verlor er nicht den Kopf. Wenn er von der Mutter Taschengeld bekam, war es seine größte Freude, anderen Freude zu bereiten, wenn er sah, daß ein Kollege auf etwas Lust hatte, kaufte er es gleich. Sein Gemeinsinn war nicht übertrieben, er gehörte einer einzigen Organisation an – der Jeunesse Etudiante Chrétienne.

Brognarts Fotos paßten zum Bericht des Lehrers. Das nette Gesicht eines ernststen Halbwüchsigigen, starkes Kinn, zart geschwungene Lippen, die Nase vorspringend, ein bißchen knollig, wie bei einem Kind, der Blick aufmerksam, kühn, ein wenig lyrisch. Und gerade sein Mund und seine Augen, nehme ich an, trafen mir ins Herz, denn sie erinnerten an Augen und Mund eines mir Nahestehenden, aus meiner Familie. Freilich, auf manchen Bildern trug Brognart eine Brille, in einer dünnen Metallfassung, und da verwischte sich schon die Ähnlichkeit.

Aber bei aller Ausgeglichenheit, er wäre kein junger Bengel gewesen, hätte es ihn nicht gereizt, sich in der Welt zu tummeln, sie zu beschnuppern, zu besichtigen. Natürlich war er versessen darauf, auf Reisen zu gehen, unbekannte Gegenden zu besuchen. In Marles hatte er einen gleichgesinnten Kumpel, er war mit dem Sohn des Fleischers befreundet, das war eine polnische Familie, die aus Toruń (Thorn) stammte. Eines Tages luden Verwandte den polnischen Jungen für die Ferien zu sich nach Toruń ein, und der schlug Gilbert sofort vor, mit ihm hinzufahren. Eine außergewöhnliche Gelegenheit, Gilbert war bis dahin nirgends außerhalb Frankreichs gewesen, um die Wahrheit zu sagen, nirgends außerhalb des Nord. Also brachte er die Mutter mit Bitten dazu, es ihm zu erlauben. Sicherlich wollte sie es nicht, es gibt dieses französische Mißtrauen gegen Länder, von denen man nichts Bestimmtes weiß, aber abschlagen konnte sie seine Bitten kaum, soeben hatte er die Reifeprüfung bestanden und sollte im Herbst auf die montanistische Hochschule. Das war im Jahre 1939. Brognart war gerade achtzehn Jahre alt geworden – geboren am 1. Juni 1921. Ob man sich dort in Marles in der internationalen Politik auskannte, weiß ich nicht, Marles ist nicht Paris, wahrscheinlich hatte die Mutter Angst, denn er konnte seinen Willen nicht sofort durchsetzen, er fuhr erst in der zweiten Augushälfte nach Polen.

Toruń ist eine wunderschöne Stadt, und dort in der Familie seines Freundes fand er eine Gruppe Altersgenossen vor, alles war neu, die Architektur, der Fluß, Kajaks, also verging ihnen die Zeit köstlich, und so überraschte der Krieg Brognart in Polen. Ich spreche das Wort Krieg aus, aber es ist hölzern, ungenau, denn Krieg kann auch bedeuten: die Griechen vor Troja, und Schlagzeilen in den Zeitungen, die man beim Kaffee liest, wenn uns das nicht unmittelbar betrifft, und Hausse oder Baisse auf der Börse. Dort aber war der Krieg das alles nicht, nicht das Gewohnte, sondern zerstörerisches Feuer vom Himmel, der Himmel surrte und bebte von den über ihn ziehenden Maschinen, und unten, auf den flachen Feldern, flackerten im Rauch die roten Brandherde, und eine menschliche Gemeinschaft zerfiel, entblößte sich, zeigte, was sich unter jeder menschlichen Gemeinschaft verbirgt, mögen jene zufrieden sein, die das nicht kennen. Brognart machte sich mit seinen drei Altersgenossen von Toruń aus zu Fuß auf den Weg, auf der Flucht vor der deutschen Wehrmacht, sie gingen über zerbombte Straßen, seine Kameraden machten bald kehrt, denn die deutschen Panzer waren überall, sie zogen einen Ring um Warschau, er aber erreichte nach vielen Tagen und Nächten, ohne Kenntnis der Sprache und des Landes, mit Mühe und Not Warschau, er wollte zur französischen Botschaft, es waren wohl Gewissensbisse, der Gedanke an die Mutter. Ich habe schon erwähnt, daß diese Geschichte in meinem Kopf die Umrisse eines Buches anzunehmen begann, und darin wären die Abenteuer nicht nur Brognarts aufgezeichnet, sondern auch seiner drei Gefährten auf dieser Wanderschaft, für manche Leute lehrreich, für die Mehrzahl uninteressant. Denn in Marles fragte ich auch die Familie des Fleischers aus, sie antworteten unwillig, aber dies und jenes habe ich von ihnen herausbekommen, und etwas bewog mich, auch danach zu fragen, was dann mit diesen drei geschehen war. Sie kehrten nach Hause zurück, in die besetzte Stadt, einen von ihnen, anscheinend den waghalsigsten, hielt es nicht lange dort, er brach wieder nach dem Süden auf, nach Warschau und weiter, in die Berge zwischen Polen und der Slowakei. Im ersten Kriegsjahr wurde diese Grenze heimlich von jungen Leuten auf Skiern überschritten. Er gelangte nach Ungarn, dann nach Frankreich, wo er in die dort aufgestellte polnische Armee eintrat, mit seiner Abteilung nach England evakuiert, wurde er zum Flieger ausgebildet, jetzt war er das strafende Feuer. Gegen Kriegsende kam er durch den Aufprall bei der Landung eines beschädigten Flugzeugs um. Dem Zweiten erging es ganz anders, er wurde in die Wehrmacht eingezogen, die Deutschen sahen die Stadt Toruń, dies zur Erklärung, als deutsche Stadt an und ihre Einwohner als Deutsche. Er fand Gelegenheit, sich in Italien den Alliierten zu ergeben, dann trug er die polnische Uniform, und als nach dem Krieg diese Armee aus Italien nach England verlegt wurde, hätte er in diesem Land bleiben können, aber er wollte nicht, er kehrte nach Polen zurück und studierte, legte bereits die Abschlußprüfungen ab, als In-

genieur, glaube ich, als er verhaftet wurde, die neuen Machthaber sperrten sehr sorgfältig alle jene ein, die einst in der polnischen Armee im Westen, nicht die, die bei der deutschen Wehrmacht gedient hatten, bei denen waren sie nachsichtiger. Der Dritte, der Freund Brognarts aus Marles, blieb in Toruń stecken, sehnte sich nach den Eltern und nach Frankreich, arbeitete in einer Fabrik, die Gestapo nahm ihn wegen Zugehörigkeit zu einer Untergrundorganisation fest, und er landete im Konzentrationslager Stutthof in der Nähe von Danzig. Er saß nicht lange dort, denn er war hochgegangen, als das Dritte Reich schon am Ende war, aber er kam innerlich angeschlagen heim, immatrikulierte an der Universität, alles schien in Ordnung, gesund, doch eines Tages, als er die Treppe hinaufstieg, fiel er um und war tot, es war das Herz. Eine Abschweifung vom Thema, drei Varianten des Schicksals einer Generation, in einem Land, ich muß nichts erfinden, nichts hinzufügen. Und doch traf keinen von den dreien ein solches Unglück wie Brognart. Der Erste hatte seine männlichen Triumphe, seine Freude, der Zweite, wenn sie ihn nicht zu schnell fertiggemacht haben, ist wohl nach einigen Jahren aus dem Gefängnis herausgekommen, und sogar der Dritte, falls er sehr gelitten hat, dann nur kurz.

Brognart erfuhr in Warschau, daß es die französische Botschaft nicht mehr gab, daß sie nach dem Osten evakuiert worden war. Wie er sich dort durchschlug, wo er sich aufhielt, was er aß, wo er schlief, in dieser fremden, unbekannten Stadt des Chaos, der widersprüchlichen Gerüchte und der Panik, der Wind fegte dort die Papiere nicht mehr existierender Büros und Ämter über die dunklen Straßen, ich weiß es nicht, er blieb lange dort, überlebte die Belagerung, und was für eine Belagerung, straßenweise spritzten dort Fontänen von Ziegeln in die Luft, und Pferdekadaver auf der Fahrbahn, aus denen man mit dem Taschenmesser Beefsteaks herauschneidet, und so weiter. Später, in der bereits eroberten Stadt, schnappte ihn sich im Oktober die deutsche Polizei, aber nachdem sie ihn eine Zeitlang gefangengehalten hatte, ließ sie ihn laufen, vermutlich hatte sie keine Zeit, sich mit solchen Bagatellen abzugeben wie Bürger fremder Staaten, über die ohnehin schon die Falle zugeschnappt war. Brognart mußte, wohl logisch, überlegt haben, daß er, anstatt zu warten, bis man ihn in ein Internierungslager steckt, in ein neutrales Land gelangen sollte, wo es seine Konsulate gab. Und von den zwei Staaten, die Polens Territorium unter sich aufgeteilt hatten, war der eine neutral, er hatte schon bekommen, was ihm als Bezahlung zustand, die Zinsen seiner Neutralität. Aufgrund des Abkommens zwischen den beiden Staaten verlief die Grenze unweit von Warschau, und diese Grenze überschritt Brognart im November, die Wachposten umgehend, wie das damals viele taten.

Es heißt, daß der Mensch alles lernen kann, nur nicht sofort, seine Vorstellungskraft ist durch Gewohnheiten gebunden. Brognart dachte vermutlich, daß er bald ein französisches Konsulat finden würde, oder,

wenn nicht, würde er in den Zug steigen und nach Moskau fahren, wie man aus Marles nach Paris gefahren war. Als sich zeigte, daß dies nicht erlaubt war, wandte er sich natürlich an die Behörden mit der Bitte, es ihm zu ermöglichen. Mit der Bürokratie seines Landes, dem Land mit der ältesten Bürokratie Europas, kannte er sich aus, er wußte aber nicht, daß diese Bürokratie selbst vor der Französischen Revolution im Vergleich zu anderen ziemlich demokratisch war, er hatte sich darüber nie Gedanken gemacht. Jetzt mußte er sich überzeugen, was geschieht, wenn keiner auch nur einen Finger rührt, weil der einzelne die sogenannten unveräußerlichen Rechte nicht besitzt. Er war wütend und sagte sich, wenn das so ist, werde ich eben ohne fremde Hilfe auskommen. Da und dort holte er sich Informationen zusammen, aus denen er folgerte, daß es französische Konsulate in den benachbarten, damals noch unabhängigen baltischen Staaten gab. Also machte er sich einfach auf den Weg. Man kann ihm nicht einmal Leichtsinns vorwerfen. Die Art, wie er aus Warschau entkommen war, hatte ihm Mut gemacht, das hätte nicht sein dürfen, denn jener Weg war viel leichter gewesen. Außerdem waren die Polen, die eigentlich berufen hätten sein sollen, die Sitten und Gebräuche ihrer Nachbarn zu kennen, auch naiv, sie brachen, wie Brognart, in ganzen Scharen auf, nur um einer Macht zu entkommen, die man ihnen aufgezwungen hatte, ohne irgendwen nach seiner Meinung zu fragen. Dem einen gelang es, dem anderen nicht. Vielleicht hätte ich dort in Marles-les-Mines den ganzen Fall Brognart fallenlassen, hätten sich für mich mit einer solchen Grenzüberschreitung nicht ganz konkrete Vorstellungen verbunden. Aber diese Vorstellungen waren nun einmal da, und wie, ich versichere jedem, das zu erleben, ist allerhand, später vergehen die Jahre, und das Leben ist fortwährend wunderbar, jeder Tag wie geschenkt. Nun, Brognart wurde erwischt, an der lettischen Grenze. Sie hielten ihn in verschiedenen Gefängnissen fest, vollgestopft mit einer verlausten Menschenmasse, jungen Leuten wie er, die in den Westen wollten, zum Militär, und mit Alten, und mit Frauen, mit Polen, Juden, Litauern, Weißrussen, sie saßen für dies und jenes, das sich nicht gehörte, hauptsächlich für die Zugehörigkeit zu Gesellschaftsgruppen, die sich nicht gehörten.

In einer solchen Situation weiß natürlich ein hartnäckiger Junge, der nicht auf den Kopf gefallen ist, daß ein Schiffbrüchiger ein Lebenszeichen in einer dem Meer anvertrauten Flasche übermitteln sollte, er sollte nicht die Hoffnung verlieren, immer besteht eine Chance, daß einer die Flasche herausfischt. Also ritzte Brognart, und da sieht man, wie systematisch er war, in die Wand jeder Zelle, in die man ihn steckte, sorgfältig seinen Vor- und Nachnamen ein und die Bitte um Benachrichtigung seiner Familie. Und er täuschte sich in seinen Berechnungen nicht. Nur daß die Strömungen seine Flaschenpost lange, an die sechs Jahre trugen, nicht so sehr die Flasche, als vielmehr diejenigen, die sie herausgefischt hatten. Erst nach dem Krieg langten in Marles Briefe von polni-

schen Offizieren und Soldaten der Armee an, die in Italien stand, einst Insassen derselben Gefängnisse. Entweder lasen sie die Inschriften oder es teilten einige die Zelle mit dem Franzosen.

Nach vielen Monaten Haft wurde Brognart das Urteil verlesen. Möge niemand sagen, daß dort das Recht nicht respektiert wurde, es wurde respektiert, und wie, Rechtsstaatlichkeit ist ein Attribut der Kultur und sie wurde dort erfunden, wo auch andere knifflige Dinge erfunden wurden, solche wie Zahnputzen, die Dampfmaschine, die Elektrizität und der Parlamentarismus. Gewöhnlichen Gebrauch von Recht und Wahlen zu machen, das wäre schon zu viel verlangt, aber das Fiktive erhöhte sogar die Lust an feierlichen Ritualen. Brognart verstand wohl nichts von diesem Ritual, für ihn bestand zwischen Strafe und Schuld irgendein Zusammenhang oder eine Proportion, das hatte er aus der Schule, aus der Literatur, aus seiner Umwelt in sich aufgenommen. Er verstand übrigens auch nicht die Sprache, in der man sich an ihn wandte, und wenn man ihm mit den Fingern zeigte, wieviel er bekommen hatte, so begriff er nicht gleich, daß er zu acht Jahren verurteilt wurde. Und wenn er verzweifelt war, so war auch das ein Irrtum, denn ob es fünf Jahre waren oder acht, war egal, wenn doch der Zweck darin bestand, eine ebenso große Zahl an Arbeitskräften in den Konzentrationslagern aufrechtzuerhalten, als schwächere Häftlinge starben. In eines dieser Lager, nahe von Archangelsk, wurde er deportiert.

Dieser Sproß tüchtiger und arbeitsamer Bauerngeschlechter war zäh. Dort vier Winter zu überleben ist schon eine große Kunst, selbst für Menschen, die von Kind auf an ein rauhes Klima gewöhnt sind, und das war im Schnitt die Zahl der Jahre, nach der gesunde Männer starben, aber es verging eine Jahreszeit nach der anderen, und Brognart ließ sich nicht unterkriegen. Und unablässig warf er seine Flaschen ins Meer und glaubte an die Rettung. Nach dem Krieg wußte nicht nur die Mutter bereits, daß er irgendwo in Rußland war, auch die französische Botschaft erhielt von ihm einen irgendwie herausgeschmuggelten Brief, in dem er genau angab, was und wo. Nun fingen die Bemühungen an, und als sein Aufenthaltsort schon bekannt war, an der Mündung der Petschora, hörten die russischen Behörden auf, zu antworten, daß so einer überhaupt nicht existiere, es dauerte zwar lange, aber endlich gaben sie zu, daß er da war, verurteilt durch ein rechtskräftiges Urteil, mit einem zusätzlichen Urteil zu zehn Jahren „für die Verbreitung provokatorischer Gerüchte“, und daß eine Revision des Prozesses nicht möglich sei. Daraus folgt, daß dort in den Lagern des hohen Norden Brognart nicht gelernt hatte, sich zu fügen, und so wie früher in der Schule immer sagte, was er dachte. Und auf andere Bemühungen, daß man ihm zumindest den Briefwechsel mit der Familie gestatte, kam immer die gleiche Antwort: nein.

Was die Mutter durchmachte, werde ich nicht zu erraten versuchen. Wenn man Tag für Tag Briefe schickt, Gesuche, von einem Amt zum an-

deren fährt, auch zu Thorez, sich ihm buchstäblich zu Füßen wirft und um Rettung fleht, wenn solche Bemühungen Jahre andauern, kann man zusammenbrechen. Und später, damals, als ich in Marles war, lebte die Mutter in einer psychiatrischen Heilanstalt, übrigens auf eigenen Wunsch eingewiesen.

Brognart starb im Jahre 1951. Nicht schlecht, so eine Leistung, elf Jahre, auch die Familien russischer oder polnischer Gefangener würden darin mit mir übereinstimmen, nicht viele schlepten ihre Beine in den Lagern so lange Zeit, fast eine Ewigkeit. Die offizielle Benachrichtigung von seinem Tod wurde der französischen Botschaft mit gehörigem Zeitabstand, etwa ein Jahr später, zugestellt, und damals berichteten die Boulevardblätter in Frankreich über den Fall Brognart in der Rubrik *faits divers*. Nur in Marles und Umgebung machte der Fall viel von sich reden. Dort im Norden kämpfen hauptsächlich Sozialisten und Kommunisten um Wählerstimmen, die Sozialisten schmiedeten ein Argument aus Brognart, und das war für die Kommunisten sehr unangenehm. Denn es lag ihnen doch daran, jegliche Verleumdungen abzuwehren, in Rußland, jawohl, gab es Besserungslager für politische Verbrecher, Faschisten, Nazis, aber wer könnte schon Verbrecher bemitleiden, wohl nur ein Agent des amerikanischen Imperialismus. Und sie konnten einen Pluspunkt verbuchen, denn hatte man nicht in Frankreich die *collabos* bestrafen müssen, also zog es jeder, der sogar gewisse Zweifel hegte, vor, den Mund zu halten. Übrigens war das so weit weg, wer wird das schon prüfen, Länder und Menschen ohne Gesichter. Jetzt gab es leider einen, einen konkreten Menschen, mit einem Gesicht, und das wirkt stärker als zehn Millionen, aber abstrakte. Brognart? Was hatte der mit Politik zu tun, ein Rotzbub, in Marles kannten ihn doch alle. Deshalb mußte man sich etwas einfallen lassen. Die kommunistische Presse grub jene verrückte Tante aus, verband sie mit der Krankheit der Mutter, und schon hatte sie eine fertige These: Brognart sei erblich belastet gewesen, und jene angeblichen Nachrichten, die er übermittelt hatte, waren Hirngespinnste eines Irren. Ich glaube, daß diese Artikel ihre Wirkung taten, jedenfalls weiß ich, daß bald danach, als ich nach Paris zurückkehrte, die Gespräche über Brognart zu verstummen begannen, bis sie für immer verstummen.

Jetzt werde ich mich zu einer gefühlsmäßigen Bindung bekennen. Brognart sah auf dem Foto meinem Cousin ähnlich, und die Stunden, die ich im Hause dieser Verwandten verbracht habe, sind mir bis heute wichtig. Jener Cousin, ebenfalls ein Einzelkind, ist für mich ziemlich enigmatisch, manchmal frage ich mich, wie er geworden wäre, hätte er das Erwachsenenalter erreicht. Sensibel, lyrisch, musikalisch, dabei sehr gegensätzliche Eigenschaften seiner Eltern, und ein bißchen wie die Helden der frühen Erzählungen Thomas Manns. Er war fünfzehn, als ihn die Nazis aus Polen in ein Konzentrationslager verschleppten, und siebzehn, als er dort starb. Ich kann darüber nicht reden. Wenn sie ihn

wenigstens erschossen hätten. Aber die Last dieser Zeit, ihm, gerade ihm aufgebürdet.

Ich will aber noch ein wenig der prinzipiellen Schwierigkeit auf den Grund gehen, die bewirkte, daß man über die verschiedenen Brognarts schweigen sollte. Gewiß, man durfte die Opfer der nazistischen Lager beweinen, das setzte niemandes literarisches Prestige herab, und wenn sich der Leser auch langweilte, dann immerhin respektvoll. Dennoch war das Vergangenheit, meinem Cousin und anderen wie er würde das nichts mehr helfen, also fehlte es an Anreiz, und Massen von Menschen wie Brognart, die ausreichten, um einen mittleren europäischen Staat zu füllen, gingen weiterhin jeden Morgen zur Arbeit, und uns schien dieselbe Sonne. Es ist lächerlich, einverstanden, alle Niederlagen, fremde Niederlagen auf sich zu nehmen. Bin ich denn der Hüter meines Bruders? Ja, aber warum fühlten sich dann die Pariser Kaffeehäuser zur Verantwortung für die ganze Welt verpflichtet, warum stürzten sie sich in stetiger Erregung von einem „Anliegen“ zum anderen: In Mississippi drangsaliert man die Neger, Madagaskar wird die Unabhängigkeit verweigert, in Indochina brennen Dörfer? Hier schämten sie sich nicht ihrer Sentimentalität. Also galten andere Kriterien; andere Triebfedern verursachten ein Ungleichgewicht der Waagschalen. Vor dem mythischen Osten ein tiefes Atemholen wie vor einem sehr hohen Berg. Dort ist Fortschritt, der Trend der Geschichte, mit ihm soll man es sich nicht verscherzen, den eigenen Namen muß man gegenüber der Nachkommenschaft sichern. Hingegen waren die Anliegen, denen sie sich widmeten, edel und von der Zukunft garantiert. Wie jene anderen, deren sich Lamennais und Victor Hugo oder Zola angenommen hatten, stets wurden sie von den Nachkommen mit Herzlichkeit erwähnt. Wenn es keinen Himmel gibt, soll es wenigstens den Himmel des Nachruhs geben. Und übrigens tummelten sich in Europa viele herum, die aus dem Antikommunismus einen Beruf machten, um Geld von den Amerikanern herauszuquetschen, im allgemeinen war ihnen der Zutritt zur ehrbaren intellektuellen Gesellschaft verwehrt, also hatten die anderen Angst, sich bei Aussätzigen anzustecken.

Nichts ist hier einfach, der französische Rationalismus ist eine Legende, es sei denn, man betrachtet die Reduzierung vor allem auf Eloquenz als Rationalismus. Eher ein Ritual, wie bei den Ameisen, die sich mit den Fühlern betasten. Aber wenn ich mich auch ironisch dazu verhalten konnte, so unterschätzte ich doch nicht den feinen Esprit und die Empfänglichkeit für die Konvention, die für die Gebildeten die Moden auf dem immerwährenden Diner bei Madame Verdurin bestimmt, und dann stecken diese Moden Japan oder Amerika an. Der Trend der Geschichte, den sie ewig im Munde führten, war für mich nicht einfach eine Dummheit, freilich argwöhnte ich, daß es damit nicht ganz so steht, wie sie es, ohne in Gefahr zu geraten, auf Perspektive planen. Wie auch immer, mein Ehrgeiz litt darunter. Wenn nicht Brognart, so berührte ich

doch verwandte Themen und brachte mich um meinen guten Namen. Das heißt, meiner Arbeit lag nicht so sehr normale Feigheit zugrunde, als vielmehr die fortwährende Verletzung meiner Ambitionen, ich erriet, wie ich in ihren Augen aussah: ein Besessener, ein Emigrant, das heißt Reaktionär, und mein Ton nahm Nuancen der Verzweiflung an. Jetzt, da ich das alles hinter mir habe, weiß ich nur, daß ich um keinen Preis der Welt ähnliche Abenteuer wiederholen möchte. Ich habe mir eine Maske zugelegt, die meine Züge entstellt, eine politische Maske, obwohl ich nie starke politische Interessen gehabt habe und keinen Anspruch auf Kennerschaft in dieser Materie erhob. Vielmehr wunderte ich mich nur, daß man sich über menschlichen Leichtsinns nicht wundern darf. Rings um mich schwammen sie in Nebelschwaden, klopften Sprüche, als ginge es nicht um tödlich ernste Dinge, die tiefer liegen als jede Politik. Und meine Verwunderung erreichte vielleicht ihren Höhepunkt etwas später, als das Verbot plötzlich aufgehoben wurde, weil an allen Verbrechen angeblich ein einziger böser Mensch schuld war. Woher die Zusammenbrüche, woher die Enttäuschungen, woher die gespielte Naivität, als wären sie zweijährige Kinder? Entweder hält man den Staat für eine Institution, an die die Einzelmenschen einen Teil ihrer Rechte delegieren und über die sie die Kontrolle ausüben, oder man glaubt an einen messianischen Staat, und in diesem Fall sind die Tränen, die über die Zerstörung so und so vieler menschlicher Maschinen vergossen werden, Krokodilstränen. Zwar hätte es die mexikanischen Priester, die Menschenopfer darbrachten, um die Sonne in Bewegung zu halten und gute Ernten zu sichern, freilich auch bedrückt, hätte man ihnen bewiesen, daß die Opfer nicht notwendig waren, weil sie auf die Bewegung der Sonne keinen Einfluß ausübten. Was mich betrifft, so mochte ich einfach den Monopol-Staat, den Messias-Staat nicht, und zwar ganz unabhängig von der Frage, ob er eine herrliche Zukunft vor sich hat, also wunderten mich, nein, das ist nicht wahr, nicht ihre Zusammenbrüche und Enttäuschungen am meisten, sondern die Leichtigkeit, mit der sie ihren Glauben an den weisen Trend der Geschichte gleich wieder zusammenklebten, ohne irgendwelche Konsequenzen zu ziehen.

Diese Probleme waren aber für mich bloß die Oberfläche, und ich warf mir vor, daß ich, wenn ich bei ihr bleibe, in Falschheit gerate, mich nicht als den zeige, der ich bin. Es galt, zu mir zurückzufinden, zu lernen, meine geheimen Überzeugungen zu umreißen, meinen wahren Glauben, und damit Zeugnis abzulegen. Das ist eine langwierige Arbeit, ich habe es noch nicht gelernt. Sobald ich aber damit begann, brauchte ich Brognart nicht mehr, denn er hätte mich auf das hingelenkt, was durch seine Kraßheit die Aufmerksamkeit zu sehr auf sich zieht, und hätte mich von jenen Dingen abgelenkt, die für mich sowohl schwieriger als auch wesentlicher sind. Einige übrigens, wenige nur, die sich der Mode widersetzen und in mir einen Verbündeten sahen, waren mit mir unzufrieden, denn die Welt ist in zwei Blöcke geteilt, wenn man schon

in einem ist, muß man auf den zweiten einschlagen wie auf eine Trommel, und ich schlich mich davon, drückte mich immer mehr. Aber was bin ich denn für ein Politiker, eine solche Maske paßt nicht zu mir, Unechtheit, Versklavung durch die Umstände, nach den Quellen und nicht nach den Flüssen, die aus ihnen strömen, suchte ich im menschlichen Schicksal.

Also begrub ich Brognart, was nicht heißt, daß er nicht mehr vor mir auftauchte, bis heute taucht er vor mir auf, immer mehr mit meinem Cousin verschmolzen, so daß ich sie kaum mehr auseinanderhalten kann. Nicht einmal die Gesichter, die zeichnen sich nur schwach ab, eher, was in ihrem Inneren vorging, die Vorstellung von diesem oder jenem ihrer Augenblicke hinter dem Stacheldraht. Friede ihren armen Seelen.

Berkeley, 1961

Deutsch von Edda Werfel

Gustav HERLING-GRUDZIŃSKI

Kafkas Prag

In dem Augenblick, als das Flugzeug in Prag landete, empfand ich ein schneidendes Angstgefühl. Der mürrische Mann mittleren Alters, der seit Rom, in die Lektüre der *Unità* vertieft, neben mir gesessen war und nur von Zeit zu Zeit einen verstohlenen Blick in das auf meinen Knien aufgeschlagene englische Exemplar von Kafkas Erzählungen geworfen hatte, hob in dem Moment, als er den Boden der Piste betrat, die Hand mit der zusammengerollten Zeitung hoch und schwang sie dreimal, wie einen Fächer. Aus der Menschenmenge auf der Terrasse des Fluggebäudes schnellte eine Hand, ebenfalls mit einer Zeitung bewaffnet, in die Höhe und beschrieb ebenfalls drei Halbkreise. Mechanisch zog ich meinen (gefälschten, in Genua gekauften) argentinischen Paß aus der Tasche und hielt ihn vor das Gesicht wie einen Schutzschild. Was eine Reflexbewegung war, die die Situation noch verschlimmerte: Mein Reisegefährte redete mich spanisch an, und da ich die Sprache nicht kenne, erwiderte ich brummig mit einem unartikulierten und ärgerlichen Gestammel, wobei mir das Blut in einer heißen Welle in den Kopf schoß. Ich zweifelte nicht daran, daß das Wahnsinnsunternehmen mit den ersten Schritten zusammengebrochen war. Man hatte mich in dem Augenblick aufgespürt und wahrscheinlich enttarnt, als ich im tschechoslowakischen Konsulat mein Visum in Empfang nahm. Die Angst schaltet jedes vernünftige Denken aus, ein beliebiger aufsteigender Verdacht – so haltlos und schwach er auch sein mag – löst eine unauhaltsame Kettenreaktion aus.

Ich kannte das aus Erfahrung, doch die Erfahrung hilft nicht viel und erscheint als unwiederholbarer Zufall, wenn eine irrationale Empfindung in das Herz einsickert und von ihm Besitz nimmt. Dessen ungeachtet ging mir, als ich mich auf Wattebeinen in der Gruppe der Reisenden dahinschleppte, hartnäckig und so als wollte ich mir Mut einflößen, der Gedanke an meine Reise nach Wien im Jahre 1955 durch den Sinn. Pässe, Pässe im (auch mit meinem bescheidenen Hinzutun) befreien

Europa – das englische *Travel Document* war damals nicht der beste Schutz für den Ankömmling in der immer noch in vier Besatzungszonen geteilten Hauptstadt Österreichs. Während ich im Büro der italienischen Fluggesellschaft auf die Beschaffung eines Hotelzimmers wartete, sah ich plötzlich durch die Auslagenscheibe hindurch zwei sowjetische Offiziere an der Straßenbahnhaltestelle stehen. Ich zog mich rasch tiefer in das Büro zurück und befragte die österreichische Beamtin, ob sie daran gedacht hatte, daß das Hotel nicht in der sowjetischen Zone sein soll. Sie sagte, sie hätte daran gedacht, aber gleichzeitig verriet sie so etwas wie Ungeduld: Wie oft man mit dieser Angelegenheit der leidigen Zonen belästigt werden kann! Mir entschlüpfte zur Rechtfertigung die Bemerkung, daß ich staatenlos sei. Sie nickte und wandte sich wieder ihrer Beschäftigung zu. In diesem Augenblick fuhr mir der Gedanke durch den Kopf, sie würde, falls sie insgeheim für die Russen arbeitete, *erst jetzt* ein Hotel in der sowjetischen Zone für mich ausfindig machen und den zuständigen Mann verständigen. Zum Telefon und einen Bekannten anrufen: „In welchen Bezirken sitzen die Russen?“ – „Im zweiten und im vierten.“ Eine halbe Stunde danach ließ ich mich zum Hotel *Apollo* im sechsten Bezirk fahren. Bevor ich die Taxitür zuschlug, beschloß ich, mich noch einmal beim Chauffeur zu vergewissern, daß sich das *Apollo* tatsächlich im sechsten Bezirk befand. Er kam noch gar nicht dazu, mir eine Antwort zu geben, als in meinem Kopf der verspätete Gedanke aufblitzte, daß ich wieder einen Fehler gemacht hatte. Ich saß während der Fahrt auf dem äußersten Rand des Sitzes und verschlang mit den Augen die an den Ecken unter den Straßennamen aufgeführten Nummern der Bezirke. Einmal wurde unsere Klapperkiste langsamer und mein Chauffeur rief einem zerlumpten Kerl, der an einer Laterne lehnte, zu: „Ich gehe zum Apollo.“ Ich langte mit einer Hand nach dem Koffer, mit der anderen nach dem Türgriff. In der letzten Nacht vor meiner Abreise aus Wien erlosch das Licht im ganzen Hotelflügel. Ich schloß die Tür ab, öffnete das Fenster, das auf das niedriger gelegene Dach des Nachbarhauses hinausging, und lag die ganze Nacht auf dem Bett, ohne ein Auge zu schließen.

Diese (sehr schwache) Tröstung meiner Angst mit den vielen, allzu großen Augen, diese Angst, die ich im Wien des *Dritten Mannes* und der *Vier im Jeep* selbst aufgebläht hatte, begleitete mich nun auf dem Weg zur Prager Zoll- und Paßabfertigung.

Der tschechische Offizier war höflich, sprach zum Glück nur englisch, und blätterte oberflächlich in meinem Paß.

„Beruf?“

„Literaturforscher.“

„Zweck des Besuchs?“

„Kafka.“

„Der jüdische Friedhof ist zwecks Restaurierung vorübergehend für Touristen geschlossen.“

„Ich bin nicht Kafkas Grab besuchen gekommen. Ich bin hier, um an der Feier der amerikanischen Botschaft anlässlich seines Todestages teilzunehmen.“

Ohne ein Wort ging er zum Telefon und wählte eine kurze Nummer. Es war auch ein kurzes Gespräch.

„Stimmt. Aber der Eintritt ist nur gegen Einladung.“

Erleichtert legte ich ein Kärtchen vor ihn hin, das ich von einem Freund aus der amerikanischen Botschaft in Rom bekommen hatte. Die amerikanische Botschaft in Prag zeigte darauf in stilvoll gestalteter Schrift an, daß am 3. Juni um 17.30 Uhr an der Stirnseite des Botschaftspalais eine Gedenktafel zu Ehren Kafkas, *the great Czech-German-Jewish writer*, enthüllt werde; nach der Enthüllung werde Karel Popradek, ehemaliger Professor der Prager Universität, im Empfangssaal einen Vortrag über das Schaffen Kafkas halten; mit Erfrischungen in diesem Empfangssaal würde die Festlichkeit abgeschlossen werden. Auf der zu diesem Zweck freigelassenen Stelle war mein falscher Name als Geladener eingetragen: Juan Gaspar Almendo. Neben dem Namen des Vortragenden war ein Sternchen, und eine Fußnote in Petit am unteren Ende der Karte gab Aufschluß: Der ehemalige Professor Karel Popradek hat einen Teil seiner Arbeiten über Kafka unter dem Pseudonym Gregor Samsik publiziert.

Der Offizier drückte den Stempel in den Paß und warf mir jetzt einen Blick zu, in dem unverhüllte Abneigung lag.

„Wie lange bleiben Sie in Prag?“

Ich zeigte ihm meine Platzreservierung für den Flug nach Mailand am Abend des 4. Juni. Ein listiger Schachzug (so dachte ich wenigstens) war die Bitte, mir ein Hotel für eine Nacht zu empfehlen. Er brummte: *Zlata Praha*, schrieb auf einen Papierwisch die Adresse auf, zeigte sich jedoch nicht besänftigt; lächerliche Sklavenlist: als erwartete ich, indem ich mich freiwillig ins Joch der Überwachung spannte, daß es ohne Peitsche abgehen würde!

Nichts wird aus den langgehegten Träumen, Prag zu sehen; sowohl auf dem Weg von Ruzyne zur Stadt als auch während der langen Kreuz- und Querfahrt durch die Stadt saß ich, mit Scheuklappen, in eine Ecke des Taxis gedrückt; ich wagte kaum, den Blick vom Rücken des Taxilenkers loszureißen. Das Hotel war überfüllt, mit Mühe und Not wurde ich in einem kleinen Dienstzimmer im Halbstock untergebracht, ohne Fenster (stattdessen ein Oberlicht knapp unter der Decke), und so klein, daß ich mich nur halb gebückt vom Feldbett zum niedrigen Stuhl neben der schmutzigen Waschmuschel hinbewegen konnte. Über dem Bett hingen zwei kleine Bilder an den Wänden, auf der Breitseite eine Landschaft mit der Beschriftung *Popradske Pleso*, am Kopfende eine Fotografie von Husak, der Breschnew auf den Mund küßt. In dem Zimmerchen war es drückend heiß und dunkel, die von Fliegendreck starrende Glühbirne ließ das fahle Licht verschwimmen. Im Zangengriff zweier

Gefühle, der Erinnerung an die Einzelzelle im russischen Lager und einem Anfall von Klaustrophobie, holte ich aus der Reisetasche das Kafkabuch, einen Führer durch Prag, einen Notizblock hervor und lief hinunter.

Der Diensthabende in der Rezeption legte bei meinem Erscheinen den Telefonhörer auf und handigte mir den Paß aus. Er lächelte dabei bedeutungsvoll, oder bildete ich mir das nur ein? Wie auch immer, ich hörte meine eigene Stimme, zittrig und fremd, die in plötzlich fehlerhaftem und hölzernem Englisch eine möglichst genaue Auskunft über einen möglichst kurzen Marsch vom Hotel *Zlata Praha* zur amerikanischen Botschaft verlangte. Zu Fuß? Zu Fuß, ich sprach ja von einem Marsch. Er skizzierte einen detaillierten Plan, mit Straßennamen und Pfeilen. „Zehn Minuten langsamer Spaziergang.“ Und er fügte hinzu: „Es ist Mittagszeit, das Essen ist im Zimmerpreis inbegriffen.“

Das Restaurant war überfüllt und es herrschte großer Lärm, doch blitzschnell, fast auf den ersten Blick, fischte ich das Tischchen heraus, an dem mein Reisegefährte saß; er war mit dem Mann, der ihn auf dem Flughafen erwartet hatte, in ein Gespräch vertieft, hie und da beugte er sich zu ihm vor und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Als ich (unbemerkt) an ihrem Tisch vorbeikam, stellte ich fest, daß sie tschechisch sprachen. Der Kellner stellte, nachdem er zuerst die Tischgäste um Erlaubnis gefragt hatte, auch für mich einen Stuhl an den langen Tisch, an dem eine fröhliche Runde saß. Die Gäste waren Polen. Der Anführer der Gesellschaft – dick, schwitzend und sichtlich betrunken – stand auf, erklärte zutraulich mit wissender Miene: „Ein Argentinier“, verbeugte sich tief vor mir und mit einem Glas Wodka in der Hand krächzte er in einem Atemzug heraus: „*Peron kaput. Viva Zapata!*“ Ein schüchternes Lachen der anderen ließ sich vernehmen. Doch es wurde stärker und Baßöne erklangen, als auch ich aufstand, mich tief vor den Versammelten verbeugte, das von meiner Nachbarin gereichte Glas Wodka ergriff und wörtlich: „*Peron kaput, Viva Zapata!*“ wiederholte. Von da an wurde ich als einer der ihren akzeptiert, man ließ mich in Ruhe und unterhielt sich unbefangen in polnischer Sprache darüber, was und zu welchen Preisen man in Prag einkaufen konnte.

Ich hatte beabsichtigt, bis fünf Uhr im Restaurant zu bleiben, aber die ausgedehnten Trinkgelage hielten die Kellner nicht davon ab, den Saal um vier Uhr recht brutal zu räumen. Ich verfiel auf die Idee, einige Male die Route abzuschreiten. Es war ein schöner, sommerlicher Nachmittag, noch wenig Spaziergänger, die Sonne, die den Zenit schon überschritten hatte, fegte mit den Zweiglein des Schattens die Prager Bürgerhäuser, ich schritt beruhigt und in der Euphorie literarischer Reminiszenzen aus. Welcher Bestimmung hatte man die Arbeiter-Unfall-Versicherungs-Anstalt zugeführt, in der ein ewig unter Migräne leidender Doktor Franz Kafka über seinem Schreibpult gehockt hatte? Wieviel ist stehengeblieben von der Altstadt, in der einstmalig Gustav Meyrink's *Golem*

herumging? Der kleine Plan bestand seine Prüfung sehr gut. Doch der Platz vor der Botschaft war noch immer leer. Mit Ausnahme von einem Dutzend „trauriger Herren“¹ in den Torbogen gegenüber der Fassade des Palais. Man erkennt sie unfehlbar an einer Einzelheit im Gesichtsausdruck: Sie machen den Eindruck, als litten sie an einer chronischen Störung des Verdauungstrakts. Ich kehrte zum Hotel zurück, auch das *timing* des Spaziergangs war exakt gewesen.

Ein Viertel nach fünf hatte sich vor der Botschaft schon eine ansehnliche Menge angesammelt. In der Höhe der Gedenktafel, zwischen den Fenstern der ersten und der zweiten Etage eingemauert und mit einem weißen Laken verhüllt, hatte man ein Podium mit dem Sternbanner errichtet. Als zur festgesetzten Stunde die Glocke vom nahen Uhrturm schlug, sprang der Botschafter, sonnengebräunt, stattlich und von gewisser Ähnlichkeit mit dem Filmschauspieler Lancaster, mit einem sportlichen Satz auf das Podium. In der Hand hielt er ein Blatt Papier, verzichtete jedoch auf das Ablesen, um zu improvisieren. Und es wurde sofort klar, warum. Kafka, den er vermutlich am vorangegangenen Abend gähnend durchgesehen hatte, interessierte ihn ausschließlich als Muster eines *Central and East European melting pot*. Unaufhörlich wiederholte er das Wörtchen *pot*, er delektierte sich daran, er lutschte es aus wie ein herrliches Likörbonbon, ohne auf den Schweiß zu achten, der ihm von der gebräunten Stirn auf die fleischige Nase und die von Stoppeln verdunkelten Backen tropfte. Ich notierte eilig: *Czech author of Jewish parents, writing in German on universal subjects, what an amazing and – let me say modestly – inspiring example of this marvellous cultural melting pot we should all strive at; all of us, ladies and gentlemen, Americans and Europeans, Russians and Chinese*. Man spricht letzthin von verschiedenartigen politischen „Doktrinen“, man spricht von ihnen – *let me frankly say* – ohne genügende Sachkenntnis aufgrund tendenziöser und verlogener Presseauslegungen, doch kann man „Doktrin“ nennen, auch das „Doktrin“ nennen, was mutmaßlich die Freiheit der kleinen Nationen, das natürliche Streben nach organischer kultureller Einheit der Welt bedroht? Darf man mit einem schlecht verstandenen, ja – zur Karikatur verzerrten – Begriff von „Integration“ den ewigen Traum der Menschheit herabsetzen und vergiften? Stiege der Held unserer bescheidenen, doch beredten Feier, meine Damen und Herren, aus dem Grabe, er würde unseren Bemühungen Beifall zollen. Das tut sein mächtiger Geist, der heute unter uns ist.

Beifall brach aus, es klatschten vornehmlich die amerikanischen Botschaftsangestellten, wie Rosinen in die Menge gestreut. Mit stürmischem, aber nicht lange andauerndem Applaus belohnte den begeisterten Redner auch ein Häuflein Abgesandter der sowjetischen Botschaft, hingegen stand als einziger der Vertreter der chinesischen Botschaft un-

gerührt da. Die tschechischen Behörden hatten die Feier ignoriert. Die Tschechen „von der Straße“ behielten demonstrativ die Hände in den Hosentaschen oder (wenn es Frauen waren) über die Brust gekreuzt und starrten wie gebannt auf das weiße Laken. Im Fenster der zweiten Etage zeigte sich eine mit einer Schere bewaffnete Hand und durchschnitt die Schnur. Das Laken fiel zu Boden, wir erblickten eine Tafel ohne Kafkabil, mit eingravierten und goldimprägnierten Buchstaben, doch leider aus der Entfernung nicht zu entziffern. Gleichzeitig öffnete sich das Tor des Botschaftspalais. Zwei junge Amerikanerinnen kontrollierten unter der diskreten Aufsicht der verdrießlichen „traurigen Herren“ die Einladungen. Der Empfangssaal füllte sich bis zum letzten Platz, viele Personen (vor allem junge Leute) gaben sich damit zufrieden, sich zu beiden Seiten an die Wände zu drücken. Die Botschaftsvertreter wurden in der ersten Reihe auf Plüschfauteuils gesetzt. In der Mitte der sportliche Gastgeber, am rechten Rand die Russen, am linken (dicht neben dem Notausgang) der Chinesen. Die Bühne war leer; ein mit grünem Tuch überzogenes Tischchen mit Mikrophon und Wasserkaraffe, ein Hocker ohne Lehne.

Mir wurde ein Platz in der letzten Reihe angewiesen, wo ich den Kafkaband und den Notizblock auf den Knien ausbreiten konnte. Neben mir nahm eine der beiden Amerikanerinnen, die die Einladungen kontrolliert hatten, ein hübsches Mädchen, Platz. Die „traurigen Herren“, in der Rolle von Liebhabern des Kafkaschen Werks ebenfalls mit Einladungen geehrt, umstanden alle Ausgänge hinter der letzten Reihe. Die hübsche Amerikanerin, ermutigt durch mein englisches Exemplar, wandte sich mir mit einem leisen Ausruf der Begeisterung zu: *He was great, wasn't he?* Ich stimmte bereitwillig zu, daß Kafka ein großer Schriftsteller sei. Sie verzog den Mund zu einem Schmollen: *No, I was thinking about our Ambassador*. Ich stimmte weniger bereitwillig zu, daß auch der Botschafter auf seine Weise *great* sei. Das versöhnte sie ein wenig und veranlaßte sie, weiterzuzwitschern: „Mein Gott, es ist schon fünf nach sechs, Professor Popradek hat hoch und heilig geschworen, daß er um sechs Uhr den Vortrag beginnen wird. *Mr. Ambassador is so terribly strict about punctuality*. Was ist geschehen? Wissen Sie, daß Professor Popradek, seit er von der Universität entfernt wurde, in einem der öffentlichen WCs arbeitet? *Not in the Ladies room, of course*“ – kicherte sie schalkhaft. Und weiter: „Schrecklich, nicht wahr? Schrecklich und erniedrigend. Aber wer versteht schon diese osteuropäischen Völker? Sie sind Engländer?“ Ich erwiderte, ich sei Argentinier. Das erweckte ihr Interesse. „Sie sprechen fließend englisch. Ich erwähnte diese osteuropäischen Völker. Das ist nicht eine Frage des Systems, diesen Irrtum darf man nicht begehen. *They are in some way ascetic and dogmatic by nature, that is what Mr. Ambassador says. And he is right, too. Gosh, how right he is! He knows absolutely everything about them*. Professor Popradek hat ihre Philosophie auf der Universität gelehrt, im Jahre 1968 hat

1 „Traurige Herren“ nennt man in Polen ironisch Funktionäre der Geheimpolizei.

er sich von ihr losgesagt. *A bit unfair, I would say*, eine Philosophie wechselt man nicht wie Autos. *Still, their government is also a bit unfair with him. Unfair and perhaps cruel.* Ein hervorragender Gelehrter in einem öffentlichen Klosett! *He is brilliant, you know, absolutely brilliant. And very handsome, too.* Mein Gott, zehn nach sechs!“

Zwanzig nach sechs ließ sich bei einer der Eingangstüren ein leichtes Geräusch vernehmen, das die „traurigen Herren“ blitzschnell in Schwarmlinie brachte. Der Wirbel hielt eine Minute an, wonach der ehemalige Professor Karel Popradek den Saal betrat. Wirklich gutaussehend und von männlich kantiger Art, mit kurzgeschorener Igelfrisur, in einem fleckigen Drillichgewand, ähnlich einem Overall, schritt er langsam zur Bühne, wobei die Gäste, an denen er vorbeiging, automatisch zurückwichen. *He probably stinks, what a disgrace* – stöhnte die hübsche Amerikanerin. Als er sich flüchtig zum Saal umdrehte, während er den Fuß auf die erste Treppenstufe setzte, bemerkte ich trotz der großen Distanz eine Art unterdrückten Zorn auf seinem quadratischen und steinernen Gesicht.

In der Einleitung schwang ein Ton von Gleichgültigkeit, ja von Nonchalance mit; er trug sie in einem harten und etwas verhalten stockenden Englisch vor, während er das Mikrophon zu sich bog und die Blätter auf dem grünen Tisch ausbreitete. „In diesem Hause wohnte Kafka einige Monate lang im Jahre 1917, dem Jahr der Großen Russischen Revolution; hier schrieb er seine Erzählung *Beim Bau der Chinesischen Mauer*. Eine Koinzidenz, in der, wer Lust und Neigung zu kabbalistischer Auslegung der Geschichte hat, einen tieferen Sinn erblicken möge. Was mich betrifft, begnüge ich mich mit der Feststellung, daß die Erzählung *Beim Bau der Chinesischen Mauer* eine geniale Schöpfung ist, ein Meisterwerk, das von den Forschern des Kafkaschen Schaffens noch nicht vollauf gewürdigt wird. Bei Meisterwerken von bescheidenem Umfang ist es manchmal so, daß es genügt, sie laut und langsam vorzulesen, damit das Publikum sich der Schönheit und Klugheit des Werkes bewußt wird. Doch es kommt auch vor, daß man den Saft aus ihm herauspressen, den Inhalt mit eigenen Worten wiedergeben muß, ohne ein Wort eigenen Kommentars; um den Preis der Zerschlagung der Form, unter scheinbarer Mißachtung der Mühen, denen der Künstler sich unterzogen hat, gelangt man dann zu einer Filtrierung der kostbaren Essenz in einer kleinen Ampulle; die Essenz, die bis dahin vor dem Eingriff durch den Kritiker, im Geäder der wunderbaren und geheimnisvollen Frucht in freiem Fluß, mit anderen Substanzen vermischt, zirkuliert hatte. Genau das beabsichtige ich zu tun. Wem meine Absicht nicht gefällt, wem sie als Mißbrauch des festlichen Rahmens der heutigen Zeremonie erscheint, der möge schnellstens das Entgegenkommen der zahlreichen freiwilligen Türhüter in Anspruch nehmen.“

Keiner reagierte jedoch auf Popradeks Warnung, nur der Botschafter rutschte nervös in seinem in der Mitte stehenden Plüschfauteuil, und

mein hübsches Mädchen stieß einen Seufzer aus: *It sounds a little nasty and arrogant*. Popradek wartete, und dann nahm er auf seinem Hocker Platz und beugte sich über seine Blätter.

Ich werde mich nicht bemühen, Popradeks Vortrag zu rekonstruieren, das wäre die Inhaltsangabe einer Inhaltsangabe von *Beim Bau der Chinesischen Mauer*, anders gesagt, die stümperhafte Nachahmung einer Filigranarbeit. Aber ein paar Hauptelemente muß ich doch herausheben. Bekanntlich teilt sich Kafkas Erzählung in zwei Abschnitte. Im ersten wird die Frage erörtert: Warum wurde die Chinesische Mauer in Einzelteilen gebaut – ein halber Kilometer hier, ein halber Kilometer dort – und nicht durchgehend, obwohl ihre Aufgabe, gegen die Angreifer aus dem Norden Schutz zu bieten, bei solcher Bauweise recht problematisch wurde? Bei Kafka wird die Antwort auf dieses Rätsel mit kleinen Schritten, fast pedantisch, gegeben. Popradek hingegen steuerte mit kühner Meisterschaft auf die Lösung geradewegs mit einer Formel zu, die sich in groben Zügen so zusammenfassen läßt: Problematisch waren die Angreifer aus dem Norden, die Mauer wurde nicht so sehr zum Schutz gegen jene gebaut, als um der Idee der Macht willen, um den Untertanen des Kaisers den von Generation zu Generation überlieferten Glauben einzuflößen, daß eine Mauer, die sie von der Welt scheidet, ein Ziel an sich ist, der höchste Wert des kollektiven Lebens. Popradek sprach von den Kindern, die von der Krippe an auf den Bau der Mauer vorbereitet wurden, und er zitierte wörtlich Kafkas Satz über die bereits erwachsenen Maurer, die sich dank dieser unaufhörlich und geduldigen Vorbereitung auf den Stand absoluter Perfektion erhoben hatten: „Die sich mit dem ersten Stein, den sie in den Boden einsenken ließen, dem Bau verwachsen fühlten.“² Gewiß, eine bestimmte menschliche Schwäche war nicht zu vermeiden: Unter den Erbauern der Mauer stieg oftmals, wenn die Ermüdeten sich zum Abendessen aufmachten, der heimliche Zweifel auf, ob die Führerschaft des Kaisertums bei ihren kaiserlichen Anordnungen nicht Fehler machte. Doch (hier zitierte Popradek wiederum Kafka) die rein menschliche Schwäche wurde bezwungen: „Damals war es geheimer Grundsatz Vieler und sogar der Besten: Suche mit allen deinen Kräften die Anordnungen der Führerschaft zu verstehen; aber nur bis zu einer bestimmten Grenze, dann höre mit dem Nachdenken auf.“ Beachten wir (setzte Popradek fort), womit der erste Abschnitt in *Beim Bau der Chinesischen Mauer* abschließt: „Vielmehr bestand die Führerschaft wohl seit jeher und der Beschluß des Mauerbaues ebenfalls. Unschuldige Nordvölker, die glaubten, ihn verursacht zu haben, verehrungswürdiger, unschuldiger Kaiser, der glaubte, er hätte ihn angeordnet. Wir vom Mauerbau wissen es anders und schweigen.“ Popradek zufolge hat unsere Epoche die Op-

² Zitate aus: Franz Kafka, *Beschreibung eines Kampfes*, Fischer-Taschenbuchverlag 1983

tik bei der Lektüre der Kafkaschen Erzählung ein wenig verschoben; sie sei nicht mehr, wie man 1917 annehmen konnte, eine Erzählung von vorwiegend metaphysischem Gehalt. In diesem Augenblick überlegte ich, ob der ehemalige Professor der Prager Universität und gegenwärtige Putzmann einer städtischen Bedürfnisanstalt nicht doch, wenn auch relativ zurückhaltend, das Versprechen, sich eigener Kommentare zu enthalten, gebrochen hat.

Die Pflicht des Chronisten gebietet mir zu erwähnen, daß sich während dieses Abschnitts von Popradeks Vortrag etliche bedeutsame, wenngleich in den hinteren Reihen kaum wahrnehmbare Vorfälle ereigneten. Der Chef der sowjetischen Delegation und der chinesische Delegierte erhoben sich mehrmals von ihren Sitzen, setzten sich – einander scheele Blicke zuwerfend – sofort wieder; das war ein seltsames Sitzduell, das mit einem Remis endete. Dafür stand nach dem Satz: „Die sich mit dem ersten Stein, den sie in den Boden einsenken ließen, dem Bau verwachsen fühlten“, irgendsoein aufgeblasener Kerl, steif wie ein Stock, energisch auf und strebte dem Notausgang neben der Bühne zu. Die hübsche Amerikanerin näherte ihr erhitztes Gesicht dem meinen und piepste: *Heaven, this is the East German Consul General.*

Im zweiten Teil von *Beim Bau der Chinesischen Mauer* beschreibt Kafka das Kaisertum: „So groß ist unser Land“ – zitierte Popradek, „kein Märchen reicht an seine Größe, kaum der Himmel umspannt es – und Peking ist nur ein Punkt und das kaiserliche Schloß nur ein Pünktchen.“ Unter diesen Verhältnissen (auf Popradeks Mund zeigte sich der Anflug eines Lächelns, quasi als Entschuldigung für den abermaligen Kommentar) hat das heute moderne Problem der Integration und der organischen Verbundenheit innerhalb der Imperien in Kafka einen bahnbrechenden Dichter gefunden. Die Legende berichtet, daß der Kaiser eines Tages einen Sonderboten zum unterwürfigsten seiner Untertanen entsandte, mit einer Botschaft, die allein für ihn bestimmt war; es vergingen jedoch tausend Jahre und dem Boten war es nicht einmal gelungen, sich aus dem Labyrinth des Kaiserlichen Palasts herauszuarbeiten, geschweige denn zum Empfänger in dem anderen Dorf am Ende des Reiches zu gelangen! Das führte dazu, daß die Gegenwart sich in den Köpfen der Untertanen langsam zu verwischen begann. Längst verstorbene Kaiser waren demnach noch da und herrschten gütig über sie. Hören wir, was Kafka über diese Auffassung sagte: „Zwar ist sie in der Hauptsache von der Regierung verschuldet, die im ältesten Reich der Erde bis heute nicht imstande war oder dies über anderem vernachlässigte, die Institution des Kaisertums zu solcher Klarheit auszubilden, daß sie bis an die fernsten Grenzen des Reiches unmittelbar und unablässig wirkte. Andererseits aber liegt doch auch darin eine Schwäche der Vorstellungs- oder Glaubenskraft beim Volke, welches nicht dazu gelangt, das Kaisertum aus der Pekinger Versunkenheit in aller Lebendigkeit und Gegenwärtigkeit an seine Untertanenbrust zu ziehen, die doch

nichts besseres will, als einmal diese Berührung zu fühlen und an ihr zu vergehen. Eine Tugend ist also diese Auffassung wohl nicht. Um so auffälliger ist es, daß gerade diese Schwäche eines der wichtigsten Einigungsmittel unseres Volkes zu sein scheint; ja, wenn man sich im Ausdruck so weit vorwagen darf, geradezu der Boden, auf dem wir leben.“

Es schien, als sei der Vortrag zu Ende, denn die Hände des Vortragenden waren damit beschäftigt, die Blätter zusammenzulegen. Doch Popradek stand plötzlich auf, warf den Kopf zurück und skandierte mit überraschender Festigkeit: „Unsere Schwäche ist eines unserer stärksten Einigungsmittel . . . Nichts sehnen wir so sehr herbei, als daß wir noch einmal, bevor wir sterben, unser Land in seiner ganzen lebendigen Wirklichkeit an die eigene Brust ziehen dürfen!“

Was sich dann abspielte, übersteigt die Möglichkeiten der Beschreibung durch den zufälligen Chronisten. Die Tschechen „von der Straße“ klatschten besinnungslos Beifall (den Frauen liefen die Tränen die Wangen hinunter), sie stiegen aufs Geratewohl über die Sesselreihen, stürzten auf Popradek zu und umringten ihn. Der amerikanische Botschafter (unter Assistenz meiner hübschen Amerikanerin, die in der Menge verschwand, um dann zwischen der Fauteuilreihe und der Bühne aufzutauchen) drückte nacheinander die Hände der Abgesandten der Sowjetbotschaft, schritt dann schnell auf die andere Seite hinüber und drückte dem Vertreter der chinesischen Botschaft die Hand. Die Diplomaten beider Mächte verließen alsdann, stumm und mit finsterem Gesicht, den Saal durch verschiedene Ausgänge. Botschaftsbediente schafften fieberhaft die Sesselreihen in den weiträumigen Wartesaal, ihre Kollegen rollten zugleich aus dem Wartesaal Tischchen auf Rädern mit Speisen und Getränken herbei. Ich trank viel, um so gieriger und wütender, als meine Bemühungen, zu dem von seinen Landsleuten umringten Popradek vorzudringen, sich als immer vergeblicher erwiesen.

Ich weiß nicht, wer mich ins Hotel gebracht hat: Würde das nicht nach einem billigen, novellistischen Effekt riechen, ich könnte schwören, daß es mein Reisegefährte aus dem Flugzeug war. Ich schlief schlecht auf meinem schmalen Bett, drehte mich ständig von einer Seite auf die andere, dauernd erschien vor mir auf den Wänden und auf der Zimmerdecke eine riesige schlammbedeckte Küchenschabe. Ich wachte schließlich um drei Uhr nachts mit dem Schrei auf: „Samsik, Gregor Samsik!“ Ich steckte meinen schmerzenden Kopf in kaltes Wasser, betrachtete lange das Landschaftsbild, das den Poprad-See darstellte und griff nach dem Notizblock. Es ist fünf Uhr, da ich diese Aufzeichnungen beende, über Prag (nach dem Schein im Oberlicht zu schließen) steigt die blutleere Morgendämmerung auf.

Prag, den 3. Juni 1976

Deutsch von Edda Werfel

Polenlieder deutscher Dichter der Romantik

Der polnische Aufstand vom November 1830, der sich zu einem zehnmonatigen polnisch-russischen Krieg entwickelte, fand starken Widerhall in den deutschen Staaten. Die in weiten Kreisen der Bevölkerung der polnischen Sache entgegengebrachte Sympathie äußerte sich einerseits in einer Welle ungewöhnlich großer Hilfsbereitschaft, andererseits in einem gestiegenen Interesse an Polen. An die Kriegsschauplätze wurden medizinische Güter und Kleidung gesandt. Die zahlreich gegründeten Polenvereine veranstalteten Sammlungen, traten aber auch mit Petitionen und Aufrufen an die Öffentlichkeit. Nach der Niederwerfung des Aufstands erfuhren die hauptsächlich nach Frankreich ziehenden Flüchtlinge auf ihrem Weg durch Deutschland nicht nur vielfältige materielle Unterstützung, sondern auch tiefempfundene Zuneigung und Verehrung, so daß ihr Marsch einem Triumphzug glich, auf dem die Flüchtlinge als Helden eines glücklosen und somit tragischen Freiheitskampfes gefeiert wurden. Diese überschäumenden Gefühle spiegeln sich in den ungefähr tausend Polenliedern wider. Nahezu unübersehbar ist die Flut der Zeitungsberichte, der Artikel, Broschüren und Bücher.

Dennoch war die Polenbegeisterung nicht nur eine aus humanitären und emotionalen Regungen gespeiste Modeerscheinung, der große Dichter ebenso erlagen wie kleine Verseschmiede. Sie hatte durchaus konkrete politische Motive, wenngleich in den Gedichten häufig romantische Gefühle von Freiheitssehnsucht und Weltschmerz anklingen und zum Teil sogar die Oberhand gewinnen, wie dies Wolfgang Martens in seiner Studie (Bild und Motiv im Weltschmerz, Köln-Graz 1957) für Lenau aufzeigt. Die liberale öffentliche Meinung Europas stand aufseiten der polnischen Aufständischen und so ist es verständlich, daß sich die deutschen Liberalen besonders stark engagierten. Obwohl keine direkten Verbindungen zu den Polenfreunden der 90er Jahre des 18. Jahrhunderts nachzuweisen sind, die die Mai-Verfassung von 1791

als Fortschritt feierten, die Teilungen Polens als Gewaltakt und Verletzung des Völkerrechts brandmarkten und die Kościuszko-Insurrektion von 1794 als Befreiungskampf begrüßten, lebte unter den Liberalen diese Grundeinstellung fort, so daß Polen weiterhin als Opfer einer Gewalttat angesehen wurde – ein Gedanke, der in den Polenliedern häufig auftritt. Das Freiheitsideal war also das eigentliche Bindeglied. Ein weiterer wesentlicher Berührungspunkt ergab sich aus der Abneigung gegenüber Rußland und dem Zaren als der Verkörperung einer absolutistischen Macht. Somit sind die Sympathiebekundungen für Polen im europäischen Zusammenhang zu sehen und gewissermaßen eine Fortsetzung der Anteilnahme, die die Liberalen in den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts den Aufständen in Spanien, Neapel, Piemont und in besonderem Maße dem griechischen Unabhängigkeitskrieg entgegenbrachten sowie ein Resultat der durch die Julirevolution erzeugten Aufbruchstimmung. Demnach erhofften sich die Liberalen von den Vorgängen in Polen weitreichende Auswirkungen auf die Zukunft Europas. Es ging ihnen also weniger um das Erfassen des tatsächlichen Charakters des polnischen Aufstandes, als vielmehr um seine – wie E. Kolb sagt – „funktionale Rolle im europaweiten Kampf zwischen progressiven und restaurativen Kräften“¹. Die Berücksichtigung des Umstandes, daß die Polenbegeisterung der Liberalen von dem Wunsch nach Verwirklichung eigener, innen- und verfassungspolitischer Ziele geprägt war, mag zur Erklärung des raschen Abklingens dieser ursprünglich so unverrückbar und tiefverwurzelt scheinenden Freundschaft beitragen. Unter den veränderten Bedingungen in den Jahren 1846, 1848 und 1863 hatte Polen für die Liberalen seine funktionale Rolle verloren². Wenn gleich es natürlich auch noch verschiedene andere Gründe für diesen Sinneswandel gibt.

Dies ändert jedoch nichts an der Aufrichtigkeit der polenfreundlichen Aussagen und Solidaritätsbeweise der 30er Jahre des vorigen Jahrhunderts. Sicherlich, die romantischen, blüten- und tränenreichen Redewendungen voller Empfindsamkeit und Pathos mögen uns heute manchmal befremdlich erscheinen. Sie entsprangen aber einem echten Gefühl der Verbundenheit und des Schmerzes. Es stimmten aber bei weitem nicht alle Polenlieder einen wehmütigen Ton an. So treffen wir z. B. bei August von Platen auf beißende Ironie, in die er seinen Groll gegen den verhaßten Zaren hüllte, aber auch seine Enttäuschung über die politische Inaktivität der Deutschen. Franz Grillparzer wiederum verurteilte schonungslos die sich nur in Worten ergehende Polenschwärmerei und griff dabei die Politik Frankreichs, Englands, Preußens und Österreichs heftig an. In den Polenliedern spiegelt sich also

¹ vgl. Eberhard Kolb, Polenbild und Polenfreundschaft der deutschen Frühliberalen, in: Saeculum, Jg. 26, 1975, S. 117–118

² ebenda, S. 124–126

die buntschillernde Palette der Polenbegeisterung wider: Vertreten sind ebenso schlichte Gelegenheitsgedichte, die in Form und Ausdruck belanglos blieben, wie künstlerisch hochwertige Lyrik, wortreiche romantische Schwärmerei, wie hochpolitische, wenngleich dichterisch verbrämte Aussagen.

Verständlicherweise konnten nur einige wenige Gedichte ausgewählt werden. Sie mögen aber wenigstens ansatzweise ein Bild von der damaligen Polenbegeisterung vermitteln. Die Gedichte sind der zweibändigen, bei weitem jedoch nicht vollständigen Sammlung der „Polenlieder deutscher Dichter“ von St. Leonhard (Krakau 1911, 1917) entnommen. In Anlehnung an St. Leonhard und um den historischen Eindruck nicht zu mindern, ist die alte Schreibweise beibehalten worden. Es würde zu weit führen, an dieser Stelle auf die umfangreiche Literatur zu diesem Thema eingehen zu wollen. Es sei deshalb lediglich auf die Arbeiten von Hans-Georg Werner (Geschichte des politischen Gedichts in Deutschland von 1815 bis 1840, Berlin 1969) und Anneliese Gerecke (Das deutsche Echo auf die polnische Erhebung von 1830, Wiesbaden 1964) sowie auf den bereits zitierten Aufsatz von Eberhard Kolb verwiesen, in denen sich umfangreiche Angaben zur weiterführenden Literatur befinden.

Nina Kozłowska

Ludwig UHLAND (1787–1862)

An Mickiewicz (1833)

An der Weichsel fernem Stande
Tobt ein Kampf mit Donnerschall,
Weithin über deutsche Lande
Rollt er seinen Widerhall.
Schwert und Sense, scharfen Klages,
Dringen her zu unsern Ohren,
Und der Ruf des Schlachtgesanges:
„Noch ist Polen nicht verloren!“

Und wir horchen und wir lauschen,
Stille waltet um und um,
Nur die trägen Wellen rauschen,
Und das weite Feld ist stumm;
Nur wie Sterbender Gestöhne:
Lufthauch durch gebroch'ne Hallen,
Hört man dumpfe Trauertöne:
„Polen, Polen ist gefallen!“

Mitten in der stillen Feier
Wird ein Saitengriff gethan.
Ha, wie schwillt diese Leier
Voller stets und mächt'ger an!
Leben schaffen solche Geister,
Dann wird Todes neu geboren;
Ja, mir bürgt des Liedes Meister:
„Noch ist Polen nicht verloren.“

Emanuel GEIBEL (1815–1884)

Des Verbannten Verkündigung. 1832

Auf Sibiriens Eisgefilden glüht des Abends Feuerstrahl,
Hell von rothen Sonnenschimmern glänzet weit hinaus das Thal;
Da erklimmt die höchste Zinke ein ergrauter Polenheld,
Den man einst bedeckt mit Wunden fand auf Ostrolenkas Feld.

Eingefallen sind die Wangen, und das Angesicht ist bleich,
Aber auf der Stirn die Narbe leuchtet einer Krone gleich,
Lahm ist ihm der Arm vom Schusse, matt der Leib von Gram und
Müh'n,
Aber seine Augen siehst du wie zwei Schlachtensonnen glüh'n.

Und hoch droben auf dem Gipfel, wo der Geier einsam haust,
Wo mit eisig kaltem Fittich ihn der freie Nord umbraust,
Rastet er und schaut nach Westen, nach der Heimat unverwandt,
Und den Sturmwind überdröhnend ruft er so dem Vaterland:

„Land, wo meine Wälder rauschen, Land, wo meine Ströme zieh'n,
Land der wilden Schlachtendonner und der weichen Melodien,
Wo ich rühmlich einst gestritten, wo ich glühend einst geliebt,
Höre deines Sohnes Stimme, der dir seinen Segen gibt!“

Wohl von düstern Wolkenschatten ist umhüllt dein alter Glanz,
Wohl von blut'ger Faust zerrissen, ist dein grüner Lorbeerkranz,
Deine Mauern sind gebrochen, deine Tempel sind entweiht,
Deine Helden sind erschlagen oder trauern fern im Leid.

Aber kommen wird die Stunde, und nicht ist sie gar so fern,
Wo aus dunklen Nachtgewölken leuchtet deines Ruhmes Stern,
Wo aus deinem heil'gen Schoße junge Helden aufersteh'n,
Wo die Herzen wieder schlagen und die Banner wieder weh'n.

Ha, dann laß' die Glocken dröhnen, denn die Träne wird zur That,
Auf den blutgedüngten Feldern reift die blutgedüngte Saat,
Aus den Gräbern steigt die Freiheit, siegend über Trug und Spott,
Noch ist Polen nicht verloren, denn noch lebt der alte Gott!"

Also ruft der greise Krieger; aber aus den blauen Höh'n
Schwebt ein weißer Königsadler, riesengroß und sonnenschön;
Um des Berges Gipfel kreiset dreimal er im Abendroth,
Und es sieht der Held das Zeichen, und sein Auge schließt der Tod.

Nikolaus LENAU (1802–1850)

Der Maskenball

Wirres Durcheinanderwallen
In den lichten Säulenhallen,
Der Drommeten hell Gedröhne
Und der Geigen tolle Lieder

Stürzen vom Gerüste nieder,
Als ein Wildbach froher Töne;
Von dem Strome leicht bezwungen
Wird der Gäste bunte Menge,
Wird vom seligen Gedränge

Rascher Tänze schnell verschlungen.
Blumen und Orangenbäume
Blühen, duften rings im Saale
Mahnen, holde Frühlingsträume,
Mich an ferne Blüthenale,

Wecken mit dem stillen Gruß
Mir ein banges Hinverlangen,
Hauchen ihren leisen Kuß
Schönen Mädchen an die Wangen.
Doch den Frohen, Ruhelosen

Weht nicht Sehnsucht in dem Hauche,
Sind ja selber junge Rosen,
Die entflohen ihrem Strauche,
Flatternd in geliebten Tänzen,
Dem Gewinde bald entbunden,

Bald zu anmutvollen Kränzen
Von der Freude frisch gewunden;
Können sinnend nicht verweilen,
Müssen im Vergnügen eilen,
Denn des Welkens Klage naht.

Nie zu sühnender Verrat
An der Blüte Augenblicken
Wäre jede trübe Säumnis. –
Seht, da schwebt mit traurem Nicken,
ein süß neckendes Geheimniß,

Eine holde Maske her.
Ach, wer bist du? sage, wer? –
Lind und weich von heller Seide
Ist dein schlanker Leib umfange,
Und vom amarantnen Kleide

Leicht und lustig überhänge,
Und du strahlst im Glanz des Goldes,
Polenmädchen! wunderholdes!
Schalkhaft kühn dein Käppchen sitzt,
Trotzend auf so schöne Stelle;

Wie der Demantstern dir blitzt
Aus der Nacht der Lockenwelle!
Wie die Perlen dich umschmiegen,
Die dir froh am Halse liegen!
Deine Reize still zu ehren,

Haben sie sich dort vereinet;
Hat ein Gott dir Freundschaft zähren
An den schönen Hals geweinet? –
Doch betracht' ich dich genauer,
Weiß ich nicht, wie mir geschieht,

Rührst du mir das Herz zur Trauer,
Und die heitre Deutung flieht.
Mädchen, willst du in Symbolen:
Weißem Nacken, Perlenschnüren,
Uns das Trauerloos der Polen

Mahnend vor die Seele führen?
Zeigen uns im schönen Bilde
Thränenvolle Schneegefilde?

Ja, du kamst in dieses Haus
Leise strafend uns zu tragen

In den schmerzvergessnen Braus
Polens Glück aus alten Tagen,
Daß wir seinen Fall bedenken
Und in Wehmuth uns versenken. –
Abgewendet nun mit Schweigen

Schwindest du im dichten Reigen,
Wie Polonias Herrlichkeit
Schwand im wilden Tanz der Zeit. –
Masken kommen, immer neue,
Hier ein Ritter mit der Dame,

Spricht von seinem Liebesgrame,
Und gelobt ihr seine Treue.
Dort im härenen Gewande,
Mit Sandal' und Muschelhut,
Wie entrückt in ferne Lande,

Über Berg und Meeresfluth –
Steht ein Pilger: seine Träume
Säuseln ihm wie Palmenbäume,
Zaubern ihn zum heil'gen Grabe,
Seines Glaubens liebster Habe. –

Seid willkommen mir, Matrosen!
Nehmt mich auf in eurem Schiffe!
Frisch hinaus in's Meerestosen,
Durch die fluthbeschäumten Riffe!
Ha! schon seh' ich Möwen ziehn,

Wetterwolken seh' ich jagen
Und die Stürme hör' ich schlagen;
Süße Heimat, fahre hin!
Nach der Freiheit Paradiesen
Nehmen wir den raschen Zug,

Wo in heil'gen Waldverliesen
Kein Tyrann sich Throne schlug.
Weihend mich mit stillem Beten,
Will den Urwald ich betreten,
Wandern will ich durch die Hallen,

Wo die Schauer Gottes wallen;
Wo in wunderbarer Pracht
Himmelwärts die Bäume dringen,
Brausend um die keusche Nacht
Ihre Riesenarme schlingen.

Dort will ich für meinen Kummer
Finden den ersehnten Schlummer;
Will vom Schicksal Kunde werben,
Daß es mir mag anvertrauen
In der Wälder tiefem Grauen,

Warum Polen mußte sterben.
Und der Antwort will ich lauschen
In der Vögel Melodeien,
In des Raubtiers wildem Schreien
Und im Niagararauschen.

Harro HARRING (1791–1870)

Ich sah das Land!

Ich sah das Land, das wachsende, der Knechte,
Wo Tyrannei in schnöder Willkür wühlt;
Wo zur Entwürdigung der heil'gen Rechte
Der Großen Plan auf innern Tod nur zieht –
Ja, wo zur Schmach dem göttlichen Geschlechte,
Der Mensch um seine Brüder Karten spielt.
Nicht Sklave mehr; entseelt ist zur Maschine
Der Mensch, daß er der wilden Laune diene.

Leibeigen trinkt er mit des Antlitzs Schweiß
Den Boden, dessen Frucht nicht ihn erquickt.
Vertauscht, verkauft wird er auf Herrn Geheiß
Zur Reichsdressur als Waffenknecht geschickt.
Als Hund begrüßt – ein Wort, auch noch so leise,
Das seiner Brust ein bitterer Schmerz entrückt,
Wird als Verrath gedeutet, als Empörung –
Gift – Bergwerk aber schützt vor Ruhestörung.

So lebt der Söldner fünf und zwanzig Jahre
Vor andern Sklaven noch an Ehren groß;
Denn er wird frei vielleicht noch vor der Bahre,
Und welche Freiheit wird alsdann sein Loos? –

Frei darf er betteln gehn mit grauem Haare,
Wenn Zeit und Tod der Seinen Thür verschloß;
Und ob er Wunden trägt in zwanzig Schlachten –
In seiner Heimath fremd, muß er – verschmachten.

Und das ist Menschenloos. – Verschenkt, verkartet,
Geknütet und an Leib und Seel' verletzt
Wird er, trifft nicht ihn jenes, unerwartet
Und gegen Hunde gar auf's Spiel gesetzt.
Zwei derbe Bullenbeißer, wohlgeartet,
Die werden einem Menschen gleich geschätzt,
Zwei Mädchen, gegen einen tücht'gen Jungen,
Gewöhnlich dort als Spielersatz gedungen.

Ich sah die Schurken groß in Fürstensälen
Und Ehrenmänner unter Sklaven darben,
Sah Privilegien ausgetheilt zum Stehlen,
Und die sich Reichthum durch Betrug erwarben,
Tyrannisch die gekauften Seelen quälen!
Und Männer, stolz an Ruhm und reich an Narben,
Sah ich vor einem Knaben stumm – erbeben;
Ein Wink – und in Verbannung stürb' ihr Leben.

Die schon zum Pranger reif in andern Ländern,
Gebrandmarkt durch verächtlichen Verrath,
Sah ich geschmückt mit Ordensstern und Bändern
Und ihnen anvertraut die Macht im Staat.
Mit feilen Kupplern, frechen Ehrenschildern
Sah ich gewürzt den großen Reichs-Salat;
Daß Satan selbst mit Abscheu das Gericht
Wild von sich stößt und ruft: ich mag es nicht.

Was Märchen uns und Sagen von Despoten
Berichtet, sah ich dort als Wirklichkeit;
Und alle Sagen fand ich überboten
Durch That und Werke der Unfehlbarkeit.
Was kaum verkündende Minuten drohten,
Vollzogen war's – die Kette liegt bereit.
Ich sah's und hörte dort mit eignen Ohren,
„Der Mensch ist Vieh und ward zum Joch geboren“.

Und was sind die, die solches Wort behaupten?
Wer übergab dem Frevelnden ein Land,
Wo Macht und Willkür sich die Schmach erlaubten,
Wo Sklaverei den Geist des Sklaven band?

Wo sie den armen Erdensohn beraubten
Des Rechts, durch welches er mit Gott verwandt?
Wo liegt das Land, daß wir aus furchtbarn Ketten
Den Menschen lösen und den Bruder retten!

Vergebens, ach umsonst sind die Gedanken
An Rettung, denn der Freiheit golden Licht
Durchleuchtet nie des Despotismus Schranken,
So lang der Sklave nicht die Fesseln bricht.
Das Reich der Willkür wird sobald nicht wanken,
Denn das Gefühl der Freiheit lebt dort nicht,
– Im Knechte, der den Herrn nur treuer liebt,
Je öfter dieser ihm die Knute gibt.

Und wo, – wo liegt das Land? doch nicht auf Erden?
Wer weiß? – ich sah's in einem schweren Traume.
Doch kann dein Vaterland ein solches werden,
Wenn einst zur Frucht gereift die Blüth am Baume
Der Zeit. Schon deuten vielfach die Geberden
Der Gegenwart dahin; – sie wirkt am Zaume
Der Zukunft, den gar schöne Perlen zieren –
Drum – wer nicht wach ist, wird sich selbst verlieren.

Franz GRILLPARZER (1791–1872)

Warschau

(Gefallen am 8. September 1831).

So bist du denn gefallen, Stadt der Ehre,
Des Heldensinnes letzter Zufluchtsort!
Wo Männerfreiheit nicht mit Satz und Lehre,
Mit Schwertern focht, statt mit dem hohlen Wort.

Bist du gefallen? und die Schar der Zungen,
Zu Meinungsstreit allein noch reg' und frisch,
Bringt plappernd dir die letzten Huldigungen
Und setzt sich drauf an des Ministers Tisch.

Was glaubtest du auch, Stadt der edlen Toren,
Die Welt, sie nehme teil an deiner wahren Not?
Als neuerer Luculli Gladiatoren,
Genoß man euern Sieg, genießt man euern Tod.

Als jüngst ein Volk, die Kohle sonst'ger Feuer,
Halb katzenhaft nach seinem Herrn gekrallt,
Da griff ein König selbst in seine Leier,
Und ein Despot rief ihrem Dränger: Halt!

Da sah man eine Welt in Harnisch gehen,
So Ost als West nahm teil am edlen Streit;
Doch damals galt's Ruinen, Propyläen,
Erinnerungen erinnert schöner Zeit,

Man hatte schulweis den Homer gelesen
Und hieß gebildet, weil man da geweint;
Der Polen Not war leiblich wahres Wesen,
Die kein Äon mit Abendrot bescheint.

Auch mochte dort man hilfreich sich erweisen,
Der eigne Vorteil blieb geschützt, bewahrt;
Kaum schnitt ans eigne Fleisch das Rettungsseil,
Da ließ mit eins der Mut von seiner Art. –

O Frankreich, Frankreich! konntest du verkennen
Den Platz, auf den ein Gott dich hingestellt?
Bist stolz, der Freiheit Bräut'gam dich zu nennen,
Und zeugst mit ihr nicht Kinder für die Welt?

O schau! viel klüger sind sie, die dich hassen;
Ihr Werk scheint ihnen halb und nur von heut,
Solang' ein Raum noch auf der Welt gelassen,
Wo nicht ein Herr ob einem Knecht gebeut.

Du nennst dich deines Zwingherrn Überwinder,
Den fremde Macht bis heute nie verließ?
Auf Polens Flur erschlägt man Frankreichs Kinder,
In Warschaus Angeln klirrt die Pforte von Paris.

Und du, dem man den Namen ging zu holen
Ins Land des Großen, kleiner Kasimir!
Als dich der Vater nannte, dacht' er: Polen!
Dein Name bricht mit Polen über dir.

Wär's Unbill gleich, dich unbegabt zu schelten,
Ist klug gleich manches, was dein Klügeln schuf;
Auf großen Bahnen kann nur Großes gelten,
Klein ist, wer kleiner ist als sein Beruf.

Ihr Briten, auf! es gilt Smyrneser Trauben,
Oporto-Wein, Brabanter Linnen, auf!
Frankreich will euern Freund Don Miguel berauben,
Laßt zehn, laßt zwanzig Orlogschiffen Lauf.

Ihr Brutusse mit Pfefferdüt' und Elle,
Gerecht nur gegen euch, und das nach filz'ger Norm,
Schreit nicht das Volk an eurer eignen Schwelle?
Es ruft nach Brot, und ihr gebt ihm Reform.

Wär' Warschau hingebaut am Meeresstrande,
Und wüchse Zimt, wo jetzt nur grüne Saat,
Ihr fühltet mächt'gere Verwandtschaftsbande,
Und Polen stünde frei, ein Volk, ein Staat.

Doch weil ihr, gleich dem Geiz'gen im Gedichte,
Einäugig gern, wenn euer Feind nur blind,
Ließt, daß kein Frank' den blut'gen Hader schlichte,
Ihr Polens Staub hinwehen in den Wind.

Und wolltet ihr das Land, vom Rhein durchflossen,
Heimsuchen nicht mit Krieg, der immer hart,
Warum mit euren Grenz- und Ruhmgenossen,
Nach Stambul hin nicht lenken eure Fahrt?

Dort konntet einem alten Freund ihr nützen,
Und jeder Streich traf nur den grimmigen Zar,
Doch wechselt ihr das Herz mit euren Sitzen;
Der Wollsack eurer Freiheit Hochaltar. –

Die aber in des Weltteils Mitte wohnen,
Sind mild, ein Freiheit träumendes Geschlecht!
Sie auch als Bettlerpfennig nehmend von den Thronen,
Doch, wo ein Herr, ist auch der Deutsche Knecht.

Die einen sind zu schwach, die andern – stille!
Von diesen spreche nimmermehr ein Lied!
Zum Guten fehlt nicht Macht, es fehlt der Wille,
Das Auge fehlt, das rein nach außen sieht.

Die Freiheit hassen sie, doch nicht alleine,
Nicht mehr als all', was stammt vom ew'gen Geist,
Und atmend lebt im hellen Sonnenscheine,
Was wärmt, erhebt, was denkt und unterweist.

Dort tönt kein Wort durch späherwache Lüfte,
Scheu kriecht das Denken in sich selbst zurück,
Die Brust vernieten krummgebogene Stifft,
Und Gentzlich stumpf gilt dort für ganzes Glück.

Gleichwie in Dantes dunkeln Schauderorten
Die Inschrift lehrt, daß da kein Rücktritt sei,
Steh' inschriftweis an dieses Landes Pforten
Gemeinheit eingepägt und Heuchelei.

Dem Throne nah sitzt dort ein Mann seit Jahren
Die glatte Stirn im Venusdienst gebleicht,
Dem Einfäll' lustig durchs Gehirne fahren,
Die ihm ein anderer auf Systeme zeucht;

Und wenn der Zeitgeist durch die Macht der Schwere
Zur Erde sinkt, der strahlend er entflog,
So schwört der kleine Mann auf Wort und Ehre,
Sein Gaukeln sei's, das ihn hernieder zog.

Wer lieber sich von Ebenbürt'gen treten,
Als mahnen lassen will vom mindern Mann,
Wird fruchtlos zu der Menschheit Fest gebeten,
Er war entschuldigt, eh' es noch begann. –

Dir aber Preußen, laß mich donnernd sprechen,
Warum tust du nicht deiner Pflicht genug?
Kaum wächst ja Brot auf deinen sand'gen Flächen,
Der Geist allein dein Acker und dein Pflug.

Als dich der leider Einz'ge deiner Fritze,
Der Zahl zum Trotz, hoch zu den Sternen trug,
Dacht' er dich stets auch an der Bildung Spitze
Stoff gegen Stoff, zerbricht der schwächre Krug.

Und war's dein Volk nicht, das dich rückerstritten,
Beim Haar gerissen von des Abgrunds Bord?
Warum nun zittern in des Volkes Mitten,
Das Dasein betteln von dem eis'gen Nord?

Lebst etwa du in der Erinnerung Räumen,
Wie damals, als das Junkerheer zerschmolz?
Ein gleich Erwachen harret gleichen Träumen:
Ein Jena liegt, wo Dünkel steht und Stolz.

Umsonst! sie hören nicht, sind nicht zu retten,
Die Niederung vermählt sich gern dem Sumpf,
Barbar'sche Könige in goldnen Ketten,
Dünkt ihnen schön ein russischer Triumph.

Du aber, Freiheit, die der laue Morgen
Hervorrief aus dem eisumschlossnen Grab,
Die Sonne hat von neuem sich verborgen,
Steig wieder nur zum kühlen Bett hinab.

Doch hüte dich, zu fest, zu lang' zu schlafen,
Hat ja kein Winter ewig noch gethront,
Und wenn im Mai erst laue Strahlen trafen,
Kommt Juli auch, der holde Erntemond.

August Graf von PLATEN (1796–1835)

Er tanzt in Moskau (November 1832)

Ihr seht die Sterne blutigrot
Auf euer Warschau flimmern;
Doch trotz, o Polen, trotz der Not
Hört endlich auf zu wimmern!
Und wenn das Herz euch auch zerbricht,
Stört euern guten König nicht:
Der König tanzt in Moskau!

Solch einen König hat gewiß
Ein Volk noch nie gewonnen;
Euch drückte Tod und Finsternis,
Er blieb jedoch besonnen:
Als er gehört von eurem Fall,
Da gab er einen großen Ball:
Der König tanzt in Moskau!

Ein wunderfeines Zartgefühl
Verraten seine Schuhe;
Ihr Sklaven, bläht ihm einen Pfühl,
Denn er bedarf der Ruhe!
Er war bei seinem Volk so ganz,
Er ist so warm, so warm – vom Tanz;
Der König tanzt in Moskau!

Von ihm vernehmen Schmeichelein
Kirgisin und Mongolin,
Die er umstrickt mit Liebelein;
Drum weine nicht, o Polin!
Er reißt die Kinder dir vom Arm,
Doch thut er sonst dir keinen Harm:
Der König tanzt in Moskau!

August Graf von PLATEN (1796–1835)

**Der Rubel auf Reisen
(Juni 1833)**

Der Rubel reist im deutschen Land,
Der frommen Leuten frommt,
Und jeder öffnet schnell die Hand,
Sobald der Rubel kommt.

Ihn speichert selbst der Pietist,
Und gibt den Armen mehr:
Seit außer Kurs die Tugend ist,
Kursiert der Rubel sehr.

Der Tugend wird bloß Ruhm zu Theil,
Es ist ein hohler Schall;
Doch wem die Welt um Rubel feil,
Dem klingt ein rein Metall!

Da wird die Nacht gescholten Tag,
Der Teufel wird so gut!
Was nicht ein heller Klang vermag,
Was nicht ein Rubel thut!

Des Nordens Sternbild wird bekränzt
Vom Sängchor des Teut:
Es ist der Rubel, der so glänzt,
Der so das Aug' erfreut.

Wohl ist er ein an jedem Strand
Süßangegrinzter Gast:
Verkaufe nur dein Vaterland,
Wofern du eines hast!

Der Rubel klirrt, der Rubel fällt,
Was ist der Mensch? Ein Schuft!
Und wenn die Welt dir nicht gefällt,
So steig in deine Gruft!

Erst gab's nur *einen* Kotzebu',
Jetzt gibt's ein ganzes Schock;
Und schüttelst du dein Haupt dazu,
So leg' es auf den Block!

Der Teufel siegt, der Gott verliert,
Der blanke Rubel reist:
So ward von je die Welt regiert,
So lang die Sonne kreist.

Witold PRONOBIS

Josef Pilsudski und die nationalsozialistische Machtergreifung in Deutschland

Die besondere Rolle, die Josef Pilsudski im politischen Leben Polens in der Zeit zwischen den Kriegen, insbesondere nach dem Putsch vom Mai 1926 spielte, erlaubt es, mannigfache Spekulationen über seinen Einfluß auf die Außenpolitik anzustellen, die man sowohl in Äußerungen von zeitgenössischen Politikern als auch in historischen Quellen finden kann.

Wir wollen daher zu Beginn erläutern, worauf diese, im damaligen Europa einmalige Stellung Pilsudskis beruhte.

Nach dem Putsch von 1926 behielt Pilsudski das wichtige, formal jedoch unbedeutende Amt des Kriegsministers sowie das Amt des Generalinspektors der Streitkräfte, die er bis zu seinem Tode im Jahre 1935 innehatte. Zweimal übernahm er in jener Zeit die Regierung; zuerst von Oktober 1926 bis Juni 1928, dann von August bis Dezember 1930. Als Regierungschef beschäftigte er sich jedoch vorwiegend mit innenpolitischen Problemen, vor allem mit der Regelung der Beziehungen zwischen Exekutive und Sejm. Mit der Zeit überließ er die Lösung der meisten innenpolitischen Fragen seinen Mitarbeitern und konzentrierte sich auf einige wenige Aspekte der Außenpolitik und auf die Streitkräfte, denen schon immer sein besonderes Interesse galt.

Dies führte dazu, daß er die Richtlinien der polnischen Außenpolitik, die uns hier besonders interessiert, offiziell nicht bestimmte; er hatte sich jedoch ihre Kontrolle vorbehalten, mit der die jeweiligen Außenminister rechnen mußten – zuerst August Zaleski und nach ihm Jozef Beck.

Wie aus den Memoiren beider Minister hervorgeht, bestimmte Pilsudski die allgemeine Richtung dieser Politik, während die Einzelheiten

von den Ministern selbständig, meist jedoch nach Konsultationen mit dem Marschall ausgeführt wurden.

Er selbst kam niemals ins Außenministerium, sondern empfing den Minister in seiner Privatwohnung. Bezeichnend ist, daß Pilsudski häufig Entscheidungen von weitreichenden internationalen Konsequenzen traf, die er mit dem Außenminister vorher nicht abgestimmt hatte, über die er ihn nicht einmal informierte. Dies galt vor allem für die Amtszeit von Minister Zaleski. Es bestand daher stets die Gefahr, daß die Entscheidungen des Außenministers im nachhinein abgewertet wurden.

In den europäischen Regierungszentren war man natürlich über die Stellung und den Einfluß Pilsudskis auf die Außenpolitik Polens informiert. In diesem Zusammenhang sollte daran erinnert werden, daß Minister Zaleski diesen Umstand bei seinem eigenen diplomatischen Spiel geschickt ausnutzte. Als Beispiel möge hier der polnisch-litauische Konflikt im Jahre 1927 dienen. In Gesprächen mit westlichen Politikern verwies Zaleski auf die Notwendigkeit rascher Entscheidungen seitens der Großmächte, da er befürchte, Pilsudski würde andernfalls nicht zögern, diesen Konflikt mit Waffengewalt zu lösen.

Diese einleitenden Bemerkungen über das Funktionieren der Machtaufteilung in Polen nach 1926 sind notwendig, um die zu jener Zeit getroffenen politischen Entscheidungen besser verstehen zu können. Wir beabsichtigen dabei nicht, das polnische Vorgehen auf diplomatischem Parkett zu rekonstruieren; uns interessiert vielmehr die häufig im privaten Kreis geäußerte Meinung Pilsudskis über die nationalsozialistische Bewegung in Deutschland, die nach dem Wahlsieg von 1930 eine immer entscheidendere Rolle in der deutschen Politik zu spielen begann.

Die geopolitische Lage zwischen den beiden Mächten Deutschland und Rußland war nicht dazu angetan, das Sicherheitsgefühl der Polen zu stärken. Die Beziehungen zur Sowjetunion bestimmte der beiderseitige Vertrag von Riga, während die Beziehungen zu Deutschland von den Siegermächten im Versailler Vertrag festgelegt worden waren.

Die am 16. Oktober 1925 unterzeichneten Verträge von Locarno, die die deutsch-französische Grenze garantierten, ohne ähnliche Garantien für die deutsch-polnische Grenze zu enthalten, überließen den Deutschen das Recht, eine Revision der Grenze mit Polen zu verlangen.

Diese Verträge von Locarno schwächten entscheidend die internationale Stellung Polens. Die öffentliche Meinung in Polen begann zu begreifen, daß die Westmächte bereit waren, Polen zu opfern, um ihre guten Beziehungen zu Deutschland nicht zu gefährden. Frankreich war jetzt nur noch ein formeller Verbündeter Polens, der nicht bereit war, im Ernstfall seine Verpflichtungen einzuhalten.

Diese offensichtliche Niederlage der polnischen Außenpolitik hatte entscheidenden Einfluß auf den Entschluß Pilsudskis, ins aktive politische Leben zurückzukehren. Der von ihm im Mai 1926 herbeigeführte Militärputsch wurde häufig mit der Notwendigkeit begründet,

Polen die durch die Verträge von Locarno bedrohte Sicherheit zurückzugeben.

Der amtierende Außenminister Aleksander Skrzynski, der die Verantwortung für alles, was damals geschah, tragen mußte, besaß nicht das Vertrauen Pilsudskis. In privaten Gesprächen soll er seinen Außenminister „die Hündin von Locarno“ genannt haben. Obwohl Pilsudski den Außenminister noch einige Zeit im Amt halten wollte, lehnte Skrzynski das Angebot ab.

Neuer Außenminister wurde August Zaleski. Seine Ernennung beweist, daß Pilsudski nicht beabsichtigte, unmittelbar nach dem Putsch allzu radikale Veränderungen in der Außenpolitik Polens einzuleiten. Er vertraute Zaleski als einem vorsichtigen und maßvollen Berufsdiplomaten, doch obgleich er sich seiner Loyalität und Diskretion sicher war, betrachtete er ihn nicht als seinen Vertrauten und behandelte ihn wahrscheinlich von Anfang an als einen Übergangsminister.

Nachdem Pilsudski die Überzeugung gewonnen hatte, die Zeit für eine Änderung der polnischen Außenpolitik sei gekommen – das geschah im Jahre 1932 – trat Oberst Jozef Beck, der monatelang schon auf dieses Amt vorbereitet wurde, an die Stelle Zaleskis.

Trotz aller Irritationen kann man die polnisch-deutschen Beziehungen bis zum Jahr 1930, d. h. bis zum Wahlsieg der Nationalsozialisten, insbesondere von polnischer Seite als korrekt bezeichnen; Polen war vor allem darum bemüht, gegenseitige Mißverständnisse aus dem Wege zu räumen.

Bedeutsam ist hierbei auch eine gewisse Stärkung der internationalen Stellung Polens nach dem deutsch-sowjetischen Vertrag vom April 1926, dessen Unterzeichnung bewies, daß die in Locarno unternommenen Versuche, Deutschland und Rußland einander zu entfremden, fehlgeschlagen waren. Eine weithin sichtbare Wende trat damals in der Politik Großbritanniens ein. Man begann nun, Polen als einen notwendigen Faktor für die Erhaltung des europäischen Gleichgewichts zu betrachten.

Trotzdem blieb das Ziel der polnischen Außenpolitik, wie es Pilsudski u. a. in seiner Ansprache vor Vertretern des Außenministeriums im Jahre 1926 formulierte, eine strenge Neutralität zwischen Deutschland und Rußland, damit beide Mächte sicher sein konnten, daß sich Polen niemals mit einem dieser Staaten gegen den anderen verbünden würde. Man war auch bemüht, die Bündnisse mit Frankreich und Rumänien als Garanten des Friedens um jeden Preis aufrechtzuerhalten. Der damals in Mode gekommenen Überzeugung von der Wirksamkeit allgemeiner Sicherheitsvorkehrungen, insbesondere im Rahmen des Völkerbundes, stand Pilsudski äußerst skeptisch gegenüber. Er war der Meinung, diese von den siegreichen Großmächten ins Leben gerufene Organisation sei lediglich ein Deckmantel für die Verwirklichung ihrer eigenen politischen Pläne.

Seiner Ansicht nach hatten die übrigen Mitgliedsstaaten des Völkerbundes nicht nur nichts zu sagen – sie wurden sogar gezwungen, sich den Interessen der Großmächte unterzuordnen.

Was Deutschland betraf, so war ein Angriff von dieser Seite nach Ansicht Pilsudskis in den nächsten 10 bis 15 Jahren wenig wahrscheinlich. Er fand auch, daß der Eintritt Deutschlands in den Völkerbund eine solche Möglichkeit noch weiter in die Ferne rückte.

Gewisse Befürchtungen Pilsudskis weckte hingegen die französische Politik. Frankreich war zu jener Zeit Polens natürlichster Verbündeter gegen den deutschen Revisionismus; obwohl die Verträge von Locarno diese Rolle Frankreichs in Frage stellten, konnte Polen auf keinen Fall auf diesen Verbündeten verzichten. Daher waren alle diplomatischen Schritte Polens, sogar bei direkten Kontakten mit anderen Staaten, auf ein erwünschtes Echo aus Paris eingestellt.

Die Bemühungen um möglichst korrekte Beziehungen zu Deutschland wurden vor allem deshalb unternommen, um die polnisch-französischen Unterschiede in der Haltung gegenüber dem III. Reich zu verringern. Da diese Politik jedoch nicht zu den gewünschten Ergebnissen führte, weckte der Sieg der Nationalsozialisten in Deutschland bei den Wahlen vom 14. September 1930 neue Hoffnungen. Natürlich galten sie nicht etwa einer Verbesserung der Beziehungen zu Deutschland – ganz im Gegenteil.

Man rechnete mit einer Rückbesinnung Frankreichs, mit dem Verzicht auf eine Politik der Zugeständnisse gegenüber den Deutschen, auf eine neue, diesmal ehrliche, auf die konkrete Lage abgestimmte engere Bündnispolitik mit Polen. Denn Hitlers Programm bedeutete, wie die Presse in Polen schrieb, „eher einen Drang nach Westen als nach Osten“.

Die Tatsache, daß Hitler ganz Europa bedrohte, wurde in Warschau als ein für Polen günstiger Umstand interpretiert, weil Frankreich – und in Zukunft vielleicht auch England – dadurch gezwungen sein würden, sich mit allen von Deutschland bedrohten Staaten zu verbünden.

Diese Hoffnungen, denen man bis zum Kriegsbeginn 1939 anhing, wurden von Zeit zu Zeit ernsthaft in Frage gestellt. Pilsudski entschied sich daher für eine Änderung seiner Politik. Von nun an zeigt er deutlich seine Unabhängigkeit gegenüber Frankreich und sein Mißtrauen gegenüber der französischen Außenpolitik.

Ein erster Schritt in dieser Richtung war die personelle Reduzierung und spätere Schließung der französischen Militärmission in Polen im Jahre 1932. In jener Zeit brachte Pilsudski mehrmals öffentlich seine Enttäuschung über die Politik Frankreichs zum Ausdruck. Gegenüber dem französischen Militärattaché in Warschau, Oberst d'Arbonneau, äußerte er: „Ja, ja, wir müssen aufpassen! Frankreich wird uns im Stich lassen, Frankreich wird uns verraten!“

Ein charakteristisches Beispiel für den neuen Weg in der Außenpoli-

tik, den Pilsudski von nun an ziemlich konsequent verfolgte, war seine Reaktion auf den Streit mit dem Senat der Freien Stadt Danzig, bei dem es um eine Verlängerung des Vertrags über die Nutzung des Danziger Hafens durch polnische Kriegsschiffe ging. Als der Danziger Senat seine Antwort hinauszögerte, befahl Pilsudski dem Kommandanten des polnischen Zerstörers „Wicher“, den Besuch eines englischen Geschwaders zu nutzen, in den Hafen einzulaufen und im Falle etwaiger Schwierigkeiten seitens der Danziger Behörden irgendein Gebäude der Hafenverwaltung unter Beschuß zu nehmen. Es kam zwar zu keinem Zwischenfall, die Angelegenheit wurde jedoch bekannt und führte zu einer Debatte im Völkerbund.

Obwohl die Deutschen Protest einlegten, kam es zur Unterzeichnung eines sogenannten „Versöhnungsprotokolls“, das den polnischen Forderungen Rechnung trug.

Der Erfolg dieser „Diplomatie der Standhaftigkeit“ überzeugte Pilsudski offensichtlich von der Zweckmäßigkeit, diese Methode nötigenfalls auch in Zukunft anzuwenden. Interessant ist in diesem Zusammenhang ein Ausspruch des französischen Botschafters in Warschau, Jules Laroche, der dieses Ereignis folgendermaßen kommentierte:

„... alle Umstände veranlaßten Pilsudski, sowohl den Deutschen als auch den Westmächten klarzumachen, daß man mit Polen rechnen müsse. Als Vorwand diente ihm die Lage in Danzig... Obwohl die polnische Regierung letzten Endes zu gewissen Zugeständnissen gezwungen wurde, unterliegt es keinem Zweifel, daß das Generalsekretariat des Völkerbundes erst unter dem Eindruck der polnischen Demonstration ein Gefühl für die Realität wiedergefunden hatte.“

Die Änderung der Politik Pilsudskis machte sich auch im Außenministerium bemerkbar. „Eine neue Politik bedarf neuer Männer“, erklärte er. An die Stelle des bisherigen Außenministers Zaleski trat Oberst Beck. Die Übernahme dieses Amtes durch Beck erfolgte einen Tag vor der Machtergreifung Hitlers.

Es ist schwer zu sagen, wie Pilsudski damals die Person Hitlers im Hinblick auf die künftigen deutsch-polnischen Beziehungen einschätzte. Er hielt Hitler für einen politischen Abenteurer, einen Schreihals, jedoch kaum für einen zu allem entschlossenen Politiker.

Die neue Situation in Deutschland nach der Machtübernahme betrachtete er als nützlich für sein Land. Es freute ihn vor allem, daß die Deutsch-Nationalen, die er für die unerbittlichsten Befürworter einer Grenzrevision mit Polen hielt, ihre Macht eingebüßt hatten. Er glaubte auch, die Veränderungen in Deutschland würden es ihm ermöglichen, sich neuer Argumente in alten Angelegenheiten zu bedienen.

In einem Gespräch mit Minister Beck sagte er unter anderem: „... Hitler ist eigentlich Österreicher, keinesfalls ist er ein Preuße. Auch unter seinen engsten Mitarbeitern gibt es keinen einzigen Preußen. Die-

se Tatsache schafft eine neue Lage, denn der Haß gegen Polen war immer eng mit preußischer Tradition verknüpft.“

Pilsudski war also der Meinung, Hitler habe keinen „antipolnischen Komplex“. Es seien lediglich innenpolitische Rücksichten, die ihn zu ausfälligen Formulierungen Polen gegenüber veranlaßten.

Die wohlwollende Haltung Hitlers bei diplomatischen Kontakten bestärkte Pilsudski in seiner Ansicht; bereits im Februar 1933 erklärte Hitler dem polnischen Botschafter in Berlin, Alfred Wysocki, die Deutschen benötigten Frieden „vielleicht noch mehr als Polen, das die kluge Politik Marschall Pilsudskis vor solchen Erschütterungen bewahrt hat, wie sie Deutschland erleben muß.“

Pilsudski hielt daher die häufig sehr scharfen Äußerungen Hitlers zum Thema Polen, wie zum Beispiel in dem Interview für den Londoner „Sunday Express“, für einen Bestandteil des Wahlkampfes der NSDAP im Zusammenhang mit den Reichstagswahlen am 5. März 1933. Trotzdem wandte er als Antwort auf die im „Sunday Express“ veröffentlichten Drohungen seine erprobte Methode an. Er verzichtete auf diplomatische Proteste, befahl jedoch unmittelbar nach den Wahlen in Deutschland, entgegen den vertraglichen Vereinbarungen zwischen Polen und Danzig, die polnische Garnison auf der Halbinsel Westerplatte, auf dem Gebiet der Freien Stadt Danzig, um ein Bataillon Marineinfanterie zu verstärken. Dies sollte Hitler warnen und ihn zu konkreten Gesprächen mit Polen zwingen.

Dieser Zwischenfall war die Einleitung zu einer Reihe anderer Entscheidungen, die unter der Bezeichnung „Präventivkrieg“, den Pilsudski gegen Hitler vorbereitet haben soll, in die Geschichte eingegangen sind. Diesen Vorgängen muß man einige Zeilen widmen, nicht zuletzt deshalb, weil es zu diesem Thema viele, meist falsche Mutmaßungen gibt.

Vor allem muß festgestellt werden, daß – von den erfolgten Maßnahmen abgesehen – Polen damals militärisch durchaus in der Lage war, Deutschland zu besiegen, worüber sich Hitler im klaren sein mußte. Andererseits mußte die entschiedene, von konkreten Schritten begleitete Politik Pilsudskis bei den Deutschen die Befürchtung wecken, er sei tatsächlich in der Lage, das Argument der Stärke in die gegenseitigen Beziehungen einzuführen. Die Sache mit dem „Präventivkrieg“ konnte daher bestimmte Elemente einer politischen Erpressung enthalten, was in einem gewissen Rahmen durchaus zutrif.

In Wirklichkeit ging es Pilsudski um etwas anderes. Die polnische Diplomatie unternahm damals inoffizielle, wenn auch unter der Hand vorbereitete Versuche, die Haltung Frankreichs hinsichtlich einer möglichen Beteiligung an einer bewaffneten Aktion gegen Hitler zu erkunden. Es ist anzunehmen, daß Pilsudski von der ablehnenden Reaktion Frankreichs überzeugt war. Er wollte jedoch die öffentliche Meinung in Polen, und wohl in gewissem Sinne auch sich selbst davon überzeugen,

daß man auf Frankreich nicht zählen konnte, und daß Polen eine eigene, von den Großmächten unabhängige Politik betreiben müsse. Diese Politik sollte in einer vorsichtigen Annäherung an die beiden mächtigen Nachbarstaaten bestehen.

Ein erster Schritt gegenüber der Sowjetunion war bereits mit der Unterzeichnung eines Nichtangriffspakts am 25. Juli 1932 in Moskau getan worden. Als nächstes war ein ähnlicher Vertrag mit Deutschland geplant. Pilsudski sah jedoch Schwierigkeiten sowohl unter der eigenen Bevölkerung als auch seitens französischer Politiker voraus. Deren negative Reaktion hinsichtlich eines möglichen Präventivkrieges gegen Hitler gab Pilsudski in gewissem Sinne freie Hand bei der eigenen Suche nach näheren Kontakten zu den Deutschen.

Zu seinem Adjutanten, Oberst Glabisz, äußerte Pilsudski damals: „Der Wunsch Deutschlands ist es, eine Zusammenarbeit mit Rußland zu erreichen, genau wie zur Zeit Bismarcks. Ein solches Zusammengehen wäre unser Untergang. Wir dürfen es nicht zulassen. Trotz der gewaltigen Unterschiede in den Systemen und in der Kultur Deutschlands und Rußlands dürfen wir diese Sache nicht aus den Augen verlieren. Es hat in der Welt schon die merkwürdigsten Bündnisse gegeben. Wie soll man dagegen vorgehen? Das hängt von der augenblicklichen Konjunktur ab: Entweder muß man den Schwächeren Angst einjagen, oder wieder einmal die Beziehungen verbessern. Angesichts der Willensschwäche und Kurzsichtigkeit des Westens und des Scheiterns meiner Föderationspläne wird das ein schwieriges Unterfangen.“

Die Strategie Pilsudskis zeigte schon bald Erfolge. Hitler erklärte sich einverstanden, am 2. Mai 1933 den polnischen Botschafter in Berlin, Alfred Wysocki, zu empfangen. Diese Begegnung leitete eine Zeit allmählicher Annäherung ein, die im Januar 1934 zur Unterzeichnung einer gemeinsamen Gewaltverzichtserklärung führte.

Pilsudski seinerseits empfing zuerst den deutschen Militärattaché in Warschau, General Schindler, und danach den neu ernannten Senatspräsidenten der Freien Stadt Danzig, Rauschnig. Während dieser Gespräche pflegte Pilsudski jedoch eine gewisse Zurückhaltung und gab damit deutlich zu verstehen, daß Polen in den künftigen Beziehungen mit Deutschland zumindest als gleichrangiger Partner zu betrachten sei.

Bezeichnend für die Atmosphäre dieser Gespräche waren die Worte, mit denen Pilsudski den Besuch Rauschnings beendete: „Ich freue mich, daß ihr den einzig vernünftigen Weg sucht. Ich wünsche es euch nicht, hier als Feinde zu erscheinen; dies würde schlecht für euch enden, schlimmer, als ihr es euch vorstellen könnt.“

Wie bereits gesagt, war Pilsudski ein Gegner mehrseitiger Verträge. Trotzdem beunruhigte ihn, daß sich die Deutschen aus der Arbeit der Abrüstungskonferenz zurückzogen und im Oktober 1933 den Völkerbund verließen. Seine Reaktion auf diese Ereignisse beweist, daß er weiterhin nicht beabsichtigte, sein politisches Vorgehen zu ändern.

Auf seinen Wunsch hin wurden sofort Gespräche mit den Franzosen über die Möglichkeit einer gemeinsamen Aktion gegen Deutschland in die Wege geleitet. Als Paris auch diesmal keine Neigung erkennen ließ, diese Initiative aufzugreifen, entschied sich Pilsudski endgültig für eine Annäherung an Hitler. Botschafter Lipski, der in dieser Mission nach Berlin reiste, erhielt von Pilsudski Anweisungen für seine Gespräche mit dem Reichskanzler. Er sollte Hitler mitteilen, daß „die Machtergreifung durch die nationalsozialistische Regierung international große Beunruhigung hervorgerufen hat. Man spricht von der Möglichkeit ernster militärischer Konflikte. Angesichts dieser Situation wurde in Polen die Notwendigkeit erwogen, Maßnahmen zu ergreifen, die die nationale Sicherheit festigen (dies war eine Anspielung auf die Pläne eines ‚Präventivkrieges‘ – WP). Der Marschall vertraut jedoch dem Kanzler und verzichtet auf Verteidigungsmaßnahmen. Er stellt fest, daß sich die deutsch-polnischen Beziehungen in letzter Zeit verbessert haben. Die Sicherheit Polens beruht jedoch auf zwei Elementen: auf direkten Beziehungen Polens zu anderen Staaten und auf der Zusammenarbeit aller Staaten innerhalb des Völkerbundes. Dieses zweite Sicherheitselement betrachtet der Marschall als eine Art Absicherung. Die letzte Entscheidung Deutschlands (der Austritt aus dem Völkerbund – WP) beraubt Polen dieses Sicherheitsfaktors. Der Marschall wünscht nicht, die Atmosphäre zwischen beiden Staaten durch Maßnahmen zur Stärkung der Sicherheit Polens zu belasten. Bevor er solche Maßnahmen ergreift, möchte er den Reichskanzler Hitler fragen, ob dieser eine Möglichkeit sehe, den Verlust dieses Sicherheitsfaktors in den deutsch-polnischen Beziehungen auszugleichen.“

Die Berliner Gespräche, die auf Anknüpfung engerer gegenseitiger Beziehungen gerichtet waren, führten in Paris zu einer panikartigen Reaktion. Trotz ihrer seit Jahren konsequent illoyalen Politik gegenüber Polen fürchteten die Franzosen den Verlust dieses Verbündeten.

Am 22. November 1933 empfing Pilsudski den französischen Militärattaché in Warschau, Oberst d'Arbonne, um ihm die Gespräche mit den Deutschen zu erläutern, deren Ziel es sei, wie er erklärte, „jene Garantie für die polnische Westgrenze zu erreichen, die in die Verträge von Locarno nicht aufgenommen worden war“. Er fügte hinzu, „er glaube an die Ehrlichkeit Hitlers, den die preußische Mentalität nicht belastet, er würde jedoch die Stärke seiner Armee um keinen einzigen Soldaten verringern“.

Fünf Tage später, am 27. November 1933, führte Pilsudski ein Gespräch mit dem deutschen Botschafter Hans Adolf von Moltke über den von den Deutschen vorgeschlagenen Nichtangriffspakt. Zum Abschluß dieses Gesprächs erklärte er: „Der tausendjährige Haß des polnischen Volkes gegenüber Deutschland wird der Verwirklichung einer Politik freundschaftlicher Beziehungen zwischen beiden Ländern große

Schwierigkeiten in den Weg legen. Deshalb wird diese Politik von der Vernunft und nicht von Gefühlen bestimmt sein.“

Diese Sätze beweisen, daß Pilsudski, trotz seines entschiedenen Wunsches, die Beziehungen zu Deutschland zu normalisieren, konsequent seine Unnachgiebigkeit demonstrierte und es sogar an der bei diplomatischen Kontakten üblichen Höflichkeit gegenüber seinen deutschen Gesprächspartnern fehlen ließ. Er hatte auch kein Interesse an einem direkten Treffen mit Hitler, trotz aller Bemühungen der Deutschen in dieser Richtung.

Während eines nächsten Gesprächs mit Rauschnig im Dezember 1933, als wieder ein entsprechender Vorschlag zur Sprache kam, antwortete Pilsudski, „persönlich täte er es gern (Hitler zu treffen – WP), doch gebe es große technische Schwierigkeiten und er sehe nicht, wie man sie überwinden könnte“.

Die Unterzeichnung des deutsch-polnischen Nichtangriffspakts am 26. Januar 1934 in Berlin hatte keinerlei Einfluß auf die reservierte Haltung Pilsudskis gegenüber Deutschland. Kaum drei Tage nach Unterzeichnung dieses Vertrages versuchte er Laroche zu überzeugen, er würde weiterhin, und zwar energischer als Frankreich, einen Widerbewaffnung Deutschlands Widerstand leisten. Und noch einmal äußerte er seine Zweifel hinsichtlich der Entschlossenheit der französischen Politik.

Dies war kein diplomatisches Spiel. Denn bereits im April 1934 berief Pilsudski eine Sonderkommission beim Generalinspekteur der Streitkräfte ein, das sogenannte „Laboratorium“, das die wachsende Gefahr einer Aggression Deutschlands und Rußlands gegen Polen untersuchen sollte. Der Arbeit dieser Kommission maß er große Bedeutung bei und analysierte die Ergebnisse der Untersuchungen ausführlich im Kreise seiner Mitarbeiter.

Obwohl, wie schon erwähnt, Pilsudski direkte Begegnungen mit den Führern des III. Reiches vermied, erklärte er sich einverstanden, im Januar 1935 den damaligen Reichsluftfahrt-Minister und preußischen Ministerpräsidenten Hermann Göring zu empfangen, der zu einem inoffiziellen Jagdaufenthalt in Bialowieza weilte. Göring versicherte Pilsudski, das nationalsozialistische Deutschland sei ein entschiedener Feind Rußlands. Pilsudski unterbrach Görings Ausführungen mit der Feststellung, Polen als unmittelbarer Nachbar Sowjetrußlands müsse diesem Staat gegenüber eine gemäßigte Politik betreiben und habe nicht die Absicht, an irgendwelchen Verträgen beteiligt zu werden, die zu Spannungen in den gegenseitigen Beziehungen führen könnten. Im Verlauf dieses Gesprächs unterstrich Pilsudski mehrmals die Notwendigkeit, die polnischen Rechte und Interessen in Danzig zu respektieren.

Dies war das letzte Gespräch, das Pilsudski mit einem ausländischen Staatsmann führte. Trotz seines sich rapide verschlechternden Gesundheitszustands interessierte er sich weiterhin für verschiedene Aspekte

der Außenpolitik, vor allem für die Lage in Deutschland. Die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht im März 1935 überzeugte ihn von der Notwendigkeit, die Politik Hitlers besonders aufmerksam zu verfolgen. Damals hielt er ihn nicht mehr für einen Schreihals. Wenige Tage vor seinem Tode übergab Pilsudski Minister Beck sein politisches Testament, das die Richtlinien für eine künftige Außenpolitik enthielt: um jeden Preis das Bündnis mit Frankreich aufrechtzuerhalten und ein ähnliches Bündnis mit Großbritannien zu schließen. Die unvermeidliche deutsche Aggression wollte er durch korrekte Beziehungen zu Berlin hinauszögern, die Zwischenzeit für den Ausbau zweiseitiger Bündnisse mit Staaten nutzen, die ähnlich wie Polen vom deutschen Expansionsdrang bedroht waren.

Pilsudski starb am 12. Mai 1935. Vier Jahre später überfielen die in einem von ihm so gefürchteten Bündnis vereinten Mächte Deutschland und Sowjetunion Polen und teilten das Land untereinander auf.

Das führte zu der Frage, ob die politische Strategie Pilsudskis falsch gewesen war. Der Zusammenbruch im September 1939 zwingt dazu, diese Frage zu bejahen. Doch der spätere Verlauf der Ereignisse zeigt, daß Polen damals nur dieser eine Weg blieb, den Minister Jozef Beck im Sinne des Marschalls nach dessen Tod einschlug. Er pflegte korrekte Beziehungen zu Deutschland und schloß Militärverträge mit Frankreich und Großbritannien.

Diese Verträge konnten den deutschen Angriff auf Polen nicht verhindern; wären sie jedoch von den beiden Staaten eingehalten worden, hätte Hitler kaum eine Chance gehabt, zuerst Polen und anschließend Frankreich zu besiegen. (Bekanntlich hatten sich Frankreich und England darauf beschränkt, Hitler am 3. September 1939 formell den Krieg zu erklären.)

Die führenden polnischen Politiker mußten einfach glauben, daß die Verbündeten, auch im eigenen Interesse, ihren Verpflichtungen nachkommen würden. Sie hatten keine andere Wahl. Leider kam alles ganz anders.

Deutsch von Margitta Weber

Stanislaw SWIANIEWICZ

Erinnerungen an Wladyslaw Studnicki

Wladyslaw Studnicki (1867–1953) war wohl in der Geschichte der modernen politischen Ideen in Polen der namhafteste Vertreter der Idee eines polnisch-deutschen Bündnisses. Hervorragender Publizist, Autor mehrerer Bücher und einer riesigen Anzahl von Zeitungsartikeln, verkündete er in den letzten zwei Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts, inmitten der allgemeinen Niedergeschlagenheit, die in Polen nach dem Zusammenbruch des Aufstands von 1863 herrschte, seinen Glauben an die Wiedererrichtung eines unabhängigen polnischen Staates. Während des Ersten Weltkriegs formulierte er die These, daß die Zukunft des wiedererwachenden polnischen Staates in hohem Grade von seinen guten Beziehungen mit Deutschland abhängig sein wird. Diese These hielt er auch in seinem ganzen weiteren Leben aufrecht, sogar in der Zeit der blutigen Nazibesatzung während des Zweiten Weltkriegs. Seine Erlebnisse aus jener Zeit beschrieb er in seinem Buch: „Irrwege in Polen“, das 1951 vom Göttinger Arbeitskreis herausgegeben wurde.

Zweifelloos verdient Studnicki ein tiefgreifendes Studium anhand seiner eigenen Arbeiten und Archivmaterialien. Die nun folgenden Skizzen sind ausschließlich Erinnerungen, gestützt auf verschiedene Gespräche in den Jahren 1919–1939 und auch noch später, in London, in den letzten Jahren seines Lebens. Studnicki war 32 Jahre älter als ich, beide waren wir in Livland geboren. Wir vertraten zwei verschiedene Generationen der Polen aus dem östlichen Baltikum. Seine Denkart gestaltete sich in einer Atmosphäre psychologischer Depressionen, die bei ihm nach dem mißlungenen Aufstand von 1863 aufkamen, gekennzeichnet auch vom Protest gegen die Hoffnungslosigkeit. Ich wurde schon kurz vor dem Ende des 19. Jahrhunderts geboren und wuchs auf in einer Atmosphäre, die durch die Revolution von 1905 und den Ersten Weltkrieg entstanden war. Beide kamen wir aus den Gebieten, wo jahrhundertlang Polen und Deutsche – jedenfalls was die höheren und

mittleren Gesellschaftsschichten betraf – miteinander vermischt waren. Diese gegenseitigen Durchdringungsprozesse dauerten mindestens seit dem 16. Jahrhundert, als die ehemaligen Dominien des Schwertordens, von Moskau bedroht, sich unter das Protektorat der Republik zweier Völker begaben. Weder die polenfeindliche Politik von Bismarck – drei Jahrhunderte später –, noch die panslawistische Propaganda hatten einen stärkeren Einfluß auf diese Prozesse, deren Existenz ich schon als Kind im ganzen Lebensstil meiner eigenen Familie spürte. Das Deutschtum existierte dort mindestens seit dem 13. Jahrhundert. Die polnische Sprache und Kultur kamen zusammen mit dem Heer von Batory¹ auf, der in Düneburg eine Festung baute und die Jesuiten dorthin kommen ließ. Meine, in einer derartigen Atmosphäre verbrachte Kindheit erleichterte mir, die Haltung von Studnicki zu begreifen.

Erste Begegnung

August 1919. Ich war 19 Jahre alt. Als Freiwilliger diente ich in einer leichten Batterie polnischer Truppen an der Düna. Da zuviel geschossen wurde, hat sich der Lauf eines Geschützes gedehnt. Der Batteriekommandant schickte mich mit diesem Geschütz an die Artilleriewerkstätten in Wilna. Dort hatte ich keine Verwandten. Meine Mutter und meine jüngeren Geschwister waren unter bolschewistischer Besatzung in Düneburg. Mein Vater wurde von den Bolschewiki verhaftet und nach Smolensk gebracht. Die Freunde meiner Mutter, die ich in Wilna besuchte, rieten mir, mit Wacław Studnicki Kontakt anzuknüpfen, der allen aus unserer Gegend stammenden Menschen besonders freundlich gesinnt war.

Wacław Studnicki war Leiter der städtischen Archive in Wilna. Er war ein hervorragender Kenner der Geschichte dieser Stadt und ganz besonders aller Andenken an den Aufstand von 1863. Bei dieser Begegnung lernte ich auch seinen Bruder, Wladyslaw, kennen, der gerade aus Warschau kam und die Abteilung für Statistik bei der Zivilverwaltung der Ostgebiete einrichtete. Dieses Amt verwaltete Gebiete, die historisch ein Teil des ehem. Großfürstentums Litauen gewesen waren, 1919 von der polnischen Armee besetzt wurden, deren politische Zukunft aber noch nicht entschieden war. Die Zivilverwaltung dieser Ostgebiete sollte gewissermaßen irgendeine künftige Lösung dieses Problems vorbereiten. Da diese Gebiete offiziell damals nicht an Polen angegliedert waren, unterstand ihre Verwaltung nicht der polnischen Regierung in Warschau, sondern der Obersten Leitung des Heeres, das sie besetzt hatte.

Die Möglichkeit einer Bekanntschaft mit Wladyslaw Studnicki interessierte mich sehr. Als ich 1917–1918 Student an der Universität in Mos-

¹ Stefan Batory (1533–86), seit 1576 polnischer König

kau war, las ich oft über ihn in polnischen Zeitungen, die in Moskau herausgegeben wurden, als von einem Anführer der sog. Aktivisten in den Gebieten, die unter der Besatzung von Deutschland und Österreich waren. Aktivisten wurden diejenigen genannt, die mit Hilfe Deutschlands ein unabhängiges Polen wiederherzustellen hofften, Passivisten wiederum andere, die gegenüber den deutschen Besatzungsmächten höchst reserviert waren und ihre ganzen Hoffnungen auf Roman Dmowski und sein Komitee in Paris setzten. Die dritte Richtung, der ich damals am nächsten stand, symbolisierte Jozef Pilsudski, der die Notwendigkeit eines bewaffneten Kampfes sowohl in den Legionen als auch in der konspirativen Polnischen Militärischen Organisation (POW), der ich seit 1917 angehörte, verkündete. Während des Ersten Weltkrieges standen die Aktivisten eher als die Passivisten dieser dritten Richtung nahe.

Wladyslaw Studnicki sah ganz anders aus, als ich ihn mir vorgestellt hatte. Er war ein älterer Herr, sehr klein, mit schnellen Bewegungen und einem regen, intelligenten Gesicht; apodiktisch in seinen Urteilen, nicht allzu höflich gegenüber den Diskutanten, verstand er aber, seine Hörer durch den Glauben an das, was er sagte, und durch die Logik seiner Argumente zu überzeugen. Persönlich, obwohl ich in einer russischen Schule erzogen wurde, wußte ich, daß Studnicki ein namhafter polnischer Politiker war und daß er, in der Zeit der allgemeinen Depression nach dem Aufstand, die Notwendigkeit der Unabhängigkeit Polens verkündete. Ich wußte auch von seinem Buch „Das polnische Problem“, das 1910 erschien und das man als Gegensatz zu den kompromißlerischen Thesen von Dmowski betrachtete. Schon bei unserem ersten Gespräch kam sein Grundgedanke auf, dem man in allen seinen Büchern und Artikeln begegnete: Das neuentstandene Polen wird als Staat seine Existenz nur dann langfristiger sichern können, wenn es eng mit Deutschland mitarbeiten wird.

Ein paar Monate später, im Oktober 1919, hat es mich wieder nach Wilna verschlagen, und ich blieb dort den ganzen Winter und das Frühjahr 1920. Meine Batterie wurde nach Mittelpolen zwecks Reorganisation abkommandiert, ich dagegen wurde dienstlich so zugeteilt, daß ich die Universität in Wilna besuchen konnte. An der polnisch-sowjetischen Front herrschte zu dieser Zeit Ruhe, daher gab man den Studenten Urlaub, damit sie in diesen Monaten ihre Studien fortsetzen konnten. Wieder nahm ich Kontakt mit Studnicki auf: Er lud mich zu verschiedenen Begegnungen und Referaten ein. Daher hatte ich Zeit genug, seine Doktrin und auch die Argumente kennenzulernen, derer ich sich bediente, um seine Hauptthese zu begründen.

Die Doktrin von Studnicki

Studnicki war vor allem ein namhafter wirtschaftlicher Publizist. Er hatte schon ein paar Bücher über die wirtschaftliche Lage etlicher Länder geschrieben. Unter anderem auch über Sibirien, wo er einige Jahre in politischer Verbannung lebte. Er war der Meinung, daß eine enge Zusammenarbeit mit den Deutschen ganz besonders für die Entwicklung der polnischen Landwirtschaft vorteilhaft wäre, die vor dem Weltkrieg durch die russische Zollpolitik stark gedrosselt wurde. Diese Politik zielte darauf, den Export landwirtschaftlicher Erzeugnisse aus Zentralrußland zu fördern. Die Errungenschaften der Landwirtschaft in dem Gebiet von Posen, trotz der polenfeindlichen Politik von Bismarck, waren ein Zeugnis der Vorteile, die eine polnisch-deutsche Kooperation bringen konnte. Dies war für die östlichen Gebiete der ehemaligen polnisch-litauischen Republik von großer Bedeutung. Die polnische Bevölkerung bildete in diesen Gebieten kleine Enklaven inmitten von Litauern, Weißrussen und Ukrainern. Die Attraktivität und die Kraft des Polentums fußte dort hauptsächlich auf Landbesitz. Die großen und kleineren Gutshöfe bargen dort wahre Kunstschatze und auch Dokumente, die von vergangenen Jahrhunderten und von der Geschichte dieses Landes sprachen. Dies alles war nun bedroht durch die vom Osten heranziehende Agrarrevolution. Wenn die Deutschen den Krieg gewonnen hätten, wäre diese Gefahr gebannt worden. Nach den Erfahrungen des Weltkrieges war Deutschland an einer Steigerung der Erträge der Landwirtschaft gerade in diesen Gebieten besonders interessiert, und hätte ihre Vernichtung niemals zugelassen, zumal sie wirklich effizient war.

Doch in der Zeit, in der ich diese Ausführungen von Studnicki zu hören bekam, war die Niederlage Deutschlands bereits eine Tatsache und in Versailles fand gerade die Friedenskonferenz statt. Studnicki war der Meinung, daß – ungeachtet der Resultate dieser Konferenz – Deutschland bald nach dem Krieg private Investitionskredite bekommen wird. Polen konnte zu diesen Krediten nur durch deutsche Banken gelangen. Eine der wichtigen Aufgaben polnischer Politik mußte es daher sein, diese Banken für die wirtschaftliche Entwicklung Polens zu interessieren.

Der Hauptgedanke von Studnicki war aber eine politisch-strategische Idee: Er meinte, daß der neu entstandene polnische Staat vom Osten her schwer bedroht ist. Gegen diese Bedrohung konnte man sich, seiner Meinung nach, durch ein Bündnis mit Deutschland und durch Hilfe seitens der mächtigen deutschen Industrie absichern. Die Außenpolitik Polens mußte daher vor allem eine Annäherung an Deutschland anstreben.

Studnickis Grundidee auf dem Gebiet der internationalen Beziehungen war die Organisation von Mitteleuropa. Zum ersten Male hörte ich

damals den Namen von Friedrich Naumann, einem evangelischen Pfarrer und Reichstagsabgeordneten, der 1915 das Buch „Mitteleuropa“ veröffentlichte. Naumann empfahl darin, Mitteleuropa politisch so zu organisieren, daß die Unabhängigkeit seiner einzelnen Völker durch die Zugehörigkeit zu einer großen Organisation, die einen großen Teil Europas umfassen würde, gesichert blieb und diese Völker auch eine Garantie erhielten, ihre historische Kultur weiter entwickeln zu können. Studnicki war ein Anhänger von Naumanns Thesen, obwohl er an den moralisch-philosophischen Grundlagen der Doktrin von Naumann weniger hing. Ein anderer Denker, von dem ich in den Gesprächen mit Studnicki erfuhr, war Karl Haushoffer, ein preußischer General, der als Schöpfer der Geopolitik als einer besonderen wissenschaftlichen Richtung galt, und der zur Ausarbeitung der theoretischen Grundlagen der Mitteleuropa-Doktrin beigetragen hat. Doch ein näheres Eingehen auf seine Theorie würde den Rahmen dieser Skizzen sprengen.

Studnicki stimmte durchaus mit der Meinung überein, daß Deutschland in der Organisation von Mitteleuropa eine führende Rolle spielen wird, erwartete aber für Polen in diesem Konzert zumindest die Rolle der zweiten Geige. Den dritten Platz wies er Ungarn zu. Die Tendenz, Ungarn zugunsten der damals entstehenden Tschechoslowakei, Rumänien und Jugoslawien zu beschneiden, erachtete er für einen großen Fehler. Seine Einstellung zu den Tschechen war entschieden negativ wegen ihrer Nachgiebigkeit gegenüber der Propaganda des Panslawismus. Der Panslawismus, meinte er, war ein Werkzeug des russischen Imperialismus. Während der Feierlichkeiten aus Anlaß der Schlacht bei Tannenberg (1410) 1910 versuchte er, Henryk Sienkiewicz von einer regeren Teilnahme daran abzuhalten, da die Feier vor allem der panslawistischen Propaganda dienen sollte.

Als ich die Ansicht von Studnicki über das deutsche Ideal von Mitteleuropa kennenlernte, verglich ich sie mit den polnischen Ideen der Bildung in Mittel- und Osteuropa einer Völkerföderation, zu der alle Länder gehören sollten, die in der Vergangenheit die Polnisch-Litauische Republik bildeten, also Polen, die Ukraine, Weißrußland und Litauen. Die Idee war den um Pilsudski stehenden Menschen recht nah. Es hieß, daß Pilsudski 1919 die Zivilverwaltung der Ostgebiete, die von den Zivilbehörden des neuentstandenen polnischen Staates unabhängig war, bildete, um sich die volle Freiheit der totalen oder nur partiellen Verwirklichung dieser Idee zu bewahren. Studnicki nahm diese Föderationsprojekte nicht besonders ernst. Vielmehr war er der Meinung, daß Polen, wenn es einmal ein militärisch-politisches Bündnis mit Deutschland geschlossen hätte, volle Freiheit für seine Politik in den Ostgebieten gewinnen und die Integration in diesen Regionen mit zahlreichen Ukrainern, Weißrussen, Litauern und Letten betreiben können werde. Anfang 1920 überquerten die polnischen Soldaten die Düna und besetzten den südlichen Teil von Livland (Lattgalien), wobei die Gebiete östlich von

der Düna der Zivilverwaltung des neuentstandenen, lettischen Staates mit der Hauptstadt Riga anvertraut wurden. Studnicki war der Meinung, daß jene Gebiete an Polen angeschlossen werden sollten.

Aus allem, was Studnicki sagte, konnte man folgern, daß er die Zukunft Europas auf dem Bündnis eines doppelten und miteinander verflochtenen „Drangs nach Osten“ – dem deutschen und dem polnischen – aufbauen wollte. Er war aber kein Nationalist in dem Sinne, den dieses Wort später, zu Hitlers Zeit, bekam. Vor allem war er in den Gesprächen, die ich mit ihm damals führte, kein Antisemit und schätzte recht hoch den Beitrag jüdischer Schriftsteller und Wissenschaftler zur polnischen Kultur ein. Frei war er auch von jeglichen rassistischen Vorurteilen. Er behauptete, daß Völker, die aus einer Mischung verschiedener rassischer Elemente entstanden sind, geradezu bestimmt waren, eine große geschichtliche Rolle zu spielen. Als Beispiele führte er die Engländer und die Ungarn an. Er war aber überzeugt, daß im Osten Europas die Entstehung des polnischen Volkes aus unterschiedlichen rassischen und ethnischen Elementen bis zu ihrem logischen Schluß geführt werden muß. Politiker, die verschiedene Theorien und Lösungen des Antisemitismus ernst nahmen, hielt er einfach für Hohlköpfe.

Ich persönlich konnte die leichtfertige Einstellung Studnickis zu den nationalen Bewegungen der Litauer, Weißrussen und Ukrainer nicht teilen. Für mich waren sie ein Ausdruck gewisser elementarer Kräfte, die ein Hindernis für den Marsch des russischen Imperialismus nach Westen darstellten. Sie zeugten von der Umgestaltung gewisser ethnischer Unterschiede in Kulturströmungen, die sich im Druck manifestierten. Bei einer Neuorganisation von Mitteleuropa mußten politische, mit diesen Bewegungen verbundene Bestrebungen berücksichtigt werden.

In diesem Winter 1919–1920 hatte ich, als Anfänger in politischen Wissenschaften, Gelegenheit, an einem bildungsreichen Seminar teilzunehmen, an kleinen Begegnungen in privaten Wohnungen, wo meistens Leute zusammenkamen, die mit den Problemen von Livland und dem Gebiet von Witebsk beschäftigt waren. Ich konnte mir dabei eine eigene Meinung über diese Fragen bilden, die häufig von den Thesen von Studnicki abwich.

Zwischen Utopie und Wirklichkeit

Meine Jugendkontakte mit Studnicki endeten im Frühjahr 1920, als die bolschewistische Offensive begann. Im Juni 1920 befand ich mich in den neugebildeten Kampfeinheiten, die sofort eingesetzt wurden und die in Richtung Warschau marschierende Tuchatschewski-Armee abwehrten. Im Oktober 1920 kehrte ich nach Wilna zurück als Unteroffizier unter General Zeligowski, der in demselben Monat auf eigene Faust die polnisch-litauische Demarkationslinie als Befehlshaber der li-

tausch-weißrussischen Division überschritten, Wilna genommen und eine Art politisch unabhängiges Gebilde geschaffen hatte, das er selbst Mittellitauen nannte.

Anfang 1921 wurde ich auf Zeit demobilisiert, um meine Studien fortzusetzen. Ich kam wieder nach Wilna, mußte mir aber eine materielle Existenzgrundlage sichern. Auf Empfehlung meines ehemaligen Kommandanten, Major Marian Zyndram-Kosciolkowski (POW), der später Premierminister wurde, kam ich in ein spezielles, politisches Büro unter General Zeligowski. Dort wurde ich beauftragt, Nationalprobleme, besonders die der Weißrussen, zu referieren und kam mit vielen Leuten zusammen, die nach einer Lösung der Probleme der ehemaligen Gebiete des Großfürstentums Litauen suchten. Unter anderen war dort Aleksander Prystor, künftiger Premierminister, damals Kapitän und Adjutant von General Zeligowski, Dr. Witold Staniewicz, künftiger Minister für Agrarreformen, wie auch späterer Rektor der Wilnaer Universität, der als Leutnant auch irgendwelche Funktionen in der Adjutantur zu erfüllen hatte; Marian Swiechowski, späterer Direktor des Instituts für Nationalitätenfragen in Warschau. Mein unmittelbarer Chef war Kazimierz Okulicz, später Chefredakteur des „Kurier Wileński“. Anfang 1922 lernte ich auch Stanislaw Mackiewicz kennen, der in dieses Büro kam, als General Zeligowski die höchste Gewalt in Mittellitauen an Aleksander Meysztowicz abgab. Auf diese Weise gelangte ich in ein Milieu, wo die Grundfragen der polnischen Politik im Osten ständig diskutiert wurden, um so mehr, als zu gleicher Zeit in Riga die Konferenz fort dauerte, auf der die polnisch-sowjetische Grenze festgelegt wurde.

Ideen, über die ich damals sprechen und diskutieren hörte, lassen sich in drei Kategorien zusammenfassen. Erstens waren es Anregungen der Anhänger eines Föderationsprogramms, das die Abtrennung (formell existierte die Sowjetunion damals noch nicht) möglichst vieler, von den Ukrainern und Weißrussen bewohnten Gebieten von Rußland und die Bildung unabhängiger Staaten implizierte: der Ukraine und Weißrußlands. Mittellitauen sollte dabei als autonome Provinz dem litauischen Staat einverleibt werden. Diese Meinung teilte die Mehrheit derer, mit denen ich in diesem Büro zusammenkam, obwohl bei ihrer Auslegung recht große, individuelle Unterschiede aufkamen. Emotionell sympathisierte ich am meisten mit dem Föderationsprogramm. Mir schien, daß es am besten den Interessen der vielsprachigen und ethnisch verschiedenen Menschen in diesem Gebiet entsprach, das – zwischen der Ostsee und dem Schwarzen Meer – meine eigentliche Heimat war. Meine Gespräche mit Studnicki, die ich schon erwähnte, überzeugten mich aber, daß eine haltbare Lösung der Zukunftsprobleme für diesen Teil von Europa einen Einklang der öffentlichen Meinung sowohl in Polen als auch in Deutschland erfordert. In Polen aber zeigten nur wenige Verständnis für das Programm der Föderalisten, sogar viele, die sonst Pilsudski unterstützten, waren dagegen. Solche Männer wie Boleslaw Wscieklica, Wladyslaw

Kaminski (der später als Oberst bei Monte Cassino gefallen ist), die ich als Student als Anführer von OMN „Organisation der Nationalen Jugend“ kannte, waren gegen dieses Föderationsprogramm und wirkten ihm in ganz Mittellitauen entschieden entgegen.

Hoffnungen auf die Verwirklichung dieses Programms bot der Ausbruch des Aufstands der Weißrussen in den von der Roten Armee besetzten Gebieten. Die Aufständischen erklärten ihre Unabhängigkeit, besetzten die Stadt Sluck und bildeten – unter Aleksiuik – eine Regierung.

Die Wichtigkeit des deutschen Faktors können die Geschicke der Hymans-Projekte illustrieren. Hymans war ein belgischer Minister, dem der Rat des Völkerbundes die Vermittlerrolle bei dem Streit zwischen Polen und Litauen um Mittellitauen anvertraute. Hymans machte 1921 den Vorschlag, Mittellitauen als autonome Provinz Nordlitauen einzuverleiben, wobei aber Litauen als Ganzes mit Polen einen rechtlich-staatlichen Bund mit gemeinsamer Auslands politik und Verteidigungsorganisation schließen sollte. Die Regierung in Kowno verwarf diese letzte Bedingung. Mir war also klar, daß, ungeachtet noch anderer Argumente, die ich hier kaum auch noch erörtern kann, weder die Litauer noch die Ukrainer aus freien Stücken irgendwelche engere Bande mit Polen schließen konnten, solange Polen von einem bewaffneten Konflikt mit Deutschland bedroht war. „Polen ist genügend stark, um uns zu verletzen, aber zu schwach, um uns zu verteidigen“, sagte mir ein Lette, der damals Wilna besuchte. Sicher wäre Polen nicht zu schwach gewesen, hätte es sich mit Deutschland hinsichtlich der Beschützung der gemeinsamen Interessen von Mitteleuropa, zu dem die baltischen Völker tendierten, entsprechend verständigt.

Das zweite Konzept des Schicksals der ehem. Großfürstentums Litauen-Gebiete war jenes, das die polnische Delegation bei der Konferenz in Riga zu verwirklichen suchte. Leute, mit denen ich in meinem Büro zusammenkam, hatten keinen Einfluß auf die Verhandlungen in Riga, obwohl sie gegen alle von dort kommenden Nachrichten und Gerüchte sehr empfindlich waren. Die Verhandlungen wurden von einer Parlamentskommission geführt, wo die bedeutendste Persönlichkeit, Stanislaw Grabski, ein entschiedener Gegner des Föderationsprogramms war. Sein Konzept war ein Polen als einheitlicher Nationalstaat, der nach Möglichkeit auch frei von sog. nationalen Minderheiten sein sollte. Diese Idee war sehr von der historischen Republik verschieden, die aus mehreren Sprachen und Völkern bestand. Die Konsequenz der Idee eines Nationalstaates war eine gewisse Vorsicht bei Gebietsforderungen gegenüber Rußland. Man vertrat die Meinung, Polen könne nur so viele Gebiete mit gemischter Bevölkerung aufnehmen, wie es auch schnell und effektiv assimilieren kann – sonst würde das Prinzip eines Nationalstaates nicht verwirklicht werden.

Kraß trat dies zutage bei der Diskussion über das Schicksal von

Minsk, einer Stadt, die allgemein als Hauptstadt von Weißrußland galt. Stanislaw Grabski befürchtete, wie man munkelte, daß – sollte Minsk an der westlichen Seite der Grenzlinie bleiben – man Pilsudski nicht hindern würde können, ein Programm der Autonomie für Weißrußland aufzustellen. Ideal der Schöpfer des Rigaer Traktats war eine Teilung der von Ukrainern und Weißrussen bewohnten Gebiete zwischen Polen und Rußland und eine vollständige Assimilation der Bevölkerung. Dabei dachte man an ein „nationales“ Rußland, das nach dem Zusammenbruch des sowjetischen Systems kommen sollte. Zu jener Zeit – d. h. in der ersten Hälfte der zwanziger Jahre – gab es im Westen wie auch in Polen nur wenige, die an die Fortdauer des sowjetischen Systems auf längere Sicht glaubten.

Persönlich glaubte ich nicht, daß eine derart festgelegte Grenze von Dauer sein könnte. Sie war weder ethnographisch noch historisch begründet und konnte keine Voraussetzungen für eine polnisch-russische Freundschaft schaffen. Vorher habe ich acht Jahre in einer russischen Schule und ein Jahr auf der Universität in Moskau verbracht. Ständig hörte ich in jener Zeit, daß seit Iwan Kalita (1325–1341) das Hauptziel russischer Politik das „Einsammeln russischer Gebiete“ gewesen war, zu denen man das gesamte ehemalige Großfürstentum Litauen und ganz Rotrußland zählte. Eine wirkliche Freundschaft zwischen Polen und Rußland mußte daher, meines Erachtens, darauf beruhen, daß beide Seiten die Eigenarten achteten, die im Laufe der Geschichte bei den Völkern, die das Großfürstentum Litauen und die Ukraine bewohnten, entstanden sind.

Wladyslaw Studnicki vertrat ein drittes Konzept. Er war der Meinung, daß alle Gebiete, die vor Polens Teilungen zur Republik gehörten, dem neuerstandenen polnischen Staat einverleibt werden sollten. Er träumte von einem polnischen Imperium im Osten, das auf einem polnisch-deutschen Bündnis gestützt sein sollte. Trotz der augenscheinlichen Niederlage Deutschlands im Ersten Weltkrieg 1918 erwartete er, daß sich Deutschland von dieser Katastrophe erholen werde, und die deutsche Industrie wesentlich zu einer weiteren Entwicklung von Mitteleuropa beitragen wird. Bei allen seinen philo-germanischen Äußerungen blickte er aber auch immer nach Osten und hoffte, daß die Aufrechterhaltung deutscher Einflüsse Polens Besitzstand vor der tödlichen Gefahr retten werde, die vom Osten drohte.

Keine dieser drei Ideen hatte die Chance auf Verwirklichung. Die Idee der Föderalisten, obwohl sie logisch schien und auch ein Hindernis für den Aufmarsch des russischen Imperialismus bildete, fand kein Verständnis bei den Polen, trotz der persönlichen Popularität von Pilsudski, mit dessen Namen man sie verband.

Die Idee von Stanislaw Grabski wurde von den Polen wohl unterstützt, beruhte aber auf einer Täuschung. Die Überzeugung von einer raschen Assimilation der Gebiete, die im Laufe der Geschichte tatsäch-

lich niemals zur Polnischen Krone gehört hatten² und in den letzten 150 Jahren einem starken Druck der russischen Verwaltung und der russisch-orthodoxen Kirche ausgesetzt waren, war offensichtlich eine Utopie. Indem aber Grabski Minsk den Russen überließ, lieferte er ihnen ein Zentrum der Bewegung der Weißrussen aus, und der künftigen sowjetischen Offensive, die nach Westen gerichtet werden sollte, Argumente von der Befreiung der weißrussischen und ukrainischen Massen von der Herrschaft polnischer, oder vielmehr polonisierter Großgrundbesitzer. Die Linie des Rigaer Traktats war praktisch nur eine Waffenstillstandslinie.

Endlich die dritte Idee – von Studnicki – hatte für sich schwerwiegende Argumente wirtschaftlicher Art. Studnicki wollte den polnischen Besitzstand in den östlichen Provinzen der ehemaligen Republik retten, Deutschland dagegen sollte für seinen Besitzstand im Ostbaltikum sorgen. Unter den spezifischen Bedingungen von 1921–1922, als es in Schlesien zu einem Aufstand kam, war es aber schwer, diese Ideen vor irgendeinem breiteren Auditorium zu diskutieren. Studnicki, genau wie die Föderalisten, sah vor allem nach dem Osten, bewertete aber – im Gegensatz zu ihnen – die Rolle des wiederentstandenen Polens in den östlichen Gebieten der ehemaligen Republik völlig anders.

Ein Ruf in der Wüste

Nach dem Abschluß des Traktats von Riga (1921) und der Einverleibung Mittellitauens an Polen (1922) verlor der Streit um die östliche Grenze an Aktualität, obwohl die prinzipiellen Probleme selbstverständlich geblieben sind. Der demokratische Flügel der Föderalisten verlor sein ehemaliges Presseorgan, die „Gazeta krajowa“. Dieses Blatt kam nun in die Hände von Stanislaw Mackiewicz, hinter dem ein konservatives Konsortium stand, und änderte seinen Namen in „Słowo“. Dieses „Wort“ stand nun für Studnicki offen für alle Fragen, sogar dann, wenn der Chefredakteur einer anderen Meinung war. Der demokratische Flügel der Föderalisten gewann seine Tribüne zum Teil wieder, als der „Wilnaer Kurrier“ (1924) entstand.

Zu jener Zeit wohnte Studnicki meistens in Warschau, wo er als Nationalökonom für die Regierung verschiedene Arbeiten über die wirtschaftliche Lage anderer Länder verfaßte. Er heiratete in diesen Jahren und hatte einen Sohn, auf den er sehr stolz war. Mitte der dreißiger Jahre ging er wieder nach Wilna, wo seine Frau als Lektor für Englisch an der Universität tätig war. Sein Buch „Polen und das politische System von Europa“ (1934 erschienen) gibt eine Analyse der politischen und wirtschaftlichen Struktur Europas nach dem Ersten Weltkrieg und ver-

² Formell gehörten diese Gebiete Polen in der Zeit 1385–1413, als König Jagiello Litauen an Polen anschloß.

sucht, die Gefahren und Illusionen zu betonen, die der Glaube an das polnisch-französische Bündnis als Garantie für die Existenz des neuentstandenen Polens in sich barg. Dieses Buch wurde ins Deutsche übersetzt.

Der Nichtangriffspakt von 1934 erfüllte Studnicki mit Hoffnungen auf einen großen Durchbruch in den polnisch-deutschen Beziehungen, die in hohem Grad mit psychologischen Problemen verbunden waren, da man die Schranke des gegenseitigen Mißtrauens abbauen mußte. Studnicki war der Meinung, daß sich nun für Polen recht wichtige Perspektiven öffnen würden. Die spezifischen Merkmale des Nazismus waren zu jener Zeit noch nicht so allgemein bekannt wie heute – daher konnte Studnicki die Illusion hegen, daß man mit den Nazis, trotz ihrer rassistischen Losungen, schneller eine gemeinsame Sprache wird finden können als mit den anderen deutschen Gruppierungen. Die zentrale Idee von Studnicki lief darauf hinaus, vor und in allem eine entspannte Atmosphäre zu schaffen: in der Presse, in den persönlichen und in den Handelsbeziehungen, in wissenschaftlichen Arbeiten. Die Beamten des polnischen Amtes waren anderer Meinung: diplomatische Gespräche hielten sie für angebracht, doch in den niederen Rängen wollten sie keine „Verbrüderung“ mit den Deutschen.

Als Anfang 1939 die Beziehungen zu Deutschland sich plötzlich verschlechterten, gab Studnicki sein Buch „Vor dem kommenden Krieg“ heraus, das auf Geheiß polnischer Behörden beschlagnahmt und dessen ganze Auflage in der Druckerei vernichtet wurde.

Während der deutschen Besatzung bewies Studnicki, der damals schon über siebzig war, viel Betriebsamkeit und großen Mut, indem er zahlreiche Memoranden an die deutschen Behörden schrieb, um ihnen die Sinnlosigkeit ihres Tuns darzustellen, intervenierte zugunsten von Verhafteten, die oft zu seinen politischen Gegnern gehörten, rief auch die Mitglieder der polnischen Untergrundbewegung auf, an Sabotageaktionen zugunsten sowjetischer Interessen nicht teilzunehmen. Stets war er der Gefahr ausgesetzt, von der Nazipolizei so oder so physisch vernichtet, oder aber vom polnischen Untergrund als polnischer Politiker, der mit den Besatzern Kontakt unterhält, ermordet zu werden. Seine Stimme wurde zu einem Ruf in der Wüste.

Persönlich hatte ich damals keinen Kontakt mit Studnicki, da ich die ersten drei Jahre des Zweiten Weltkrieges in den sowjetischen Gefängnissen und Lagern verbrachte. Ich traf ihn erst nach dem Krieg in London, als die Niederlage Polens in dem von unseren Alliierten gewonnenen Krieg bereits offensichtlich war. Studnicki, damals schon über Achtzig, war weiterhin energiegeladener, obwohl körperlich recht schwach und oft an Grippe kränkelnd. Er wollte noch neue Bücher schreiben, auch hielt er seine Idee der Bildung von Mitteleuropa als Abwehr gegen die aus dem Osten kommenden Wellen aufrecht: Die Verwirklichung dieser Pläne sah er als ein mittelbares Ergebnis der

französisch-deutschen Zusammenarbeit. 1955 war ich bei seinem Begräbnis.

Die „Schüler“ von Studnicki

In den Zeiten, in denen ich ihn kannte, repräsentierte Studnicki keine politische Partei. In seiner Jugend gehörte er sozialistischen Organisationen an, wofür er eine gewisse Zeit in russischen Gefängnissen, dann auch mehrere Jahre in der Verbannung in Sibirien verbrachte. Später gehörte er eine Zeitlang der Nationalen Demokratie an, mußte aber mit ihr brechen, als er vor dem Ersten Weltkrieg die Ideen einer polnischen Militärbewegung zu verkünden begann, die vor allem gegen Rußland gerichtet war. In der Zeit der Unabhängigkeit Polens paßte seine Persönlichkeit zu keiner der bestehenden politischen Gruppierungen.

Ich kannte aber eine Reihe von Intellektuellen, die für Studnicki schier schwärmten, was aber durchaus nicht bedeutet, daß sie ihm gegenüber auch nicht kritisch eingestellt waren. Er imponierte ihnen durch seine restlose Hingabe an eine Idee und durch seinen Mut, sich fast ganz allein dem Strom der öffentlichen Meinung zu widersetzen. Manche von ihnen nannten sich die Schüler von Studnicki. Genannt müssen hier vor allem Stanislaw Mackiewicz wie auch Adolf Bochenski werden, wohl die hervorragendsten Vertreter polnischer Konservativen in diesem Jahrhundert.

Stanislaw Mackiewicz, dreißig Jahre jünger als Studnicki, war Chefredakteur der Wilnaer Wochenzeitung „Słowo“, wo er mit viel Geschick jenen Teil der Studnicki-Doktrin verteidigte, die von der Notwendigkeit einer Annäherung an Deutschland sprach. „Das Wort“ war dank den brillanten Aufsätzen von Mackiewicz und seinen originellen Ideen nicht nur ein Regionalblatt, sondern wurde in ganz Polen gelesen.

Die Form, in der Mackiewicz seine Gedanken zum Ausdruck brachte, unterschied sich von derjenigen von Studnicki sehr. Er überzeugte vor allem durch die Logik seiner Behauptungen, er ordnete Fakten, brachte viel statistisches Material und zog Schlußfolgerungen daraus. Auf diese Art griff er verbreitete Vorurteile an, wie z. B. die herrschende These von dem ewigen Kampf des Germanentums mit den Slawen, die zum Teil unter dem Einfluß slawophiler Propaganda, zum Teil auf Grund der Theorie über den Kampf der Arten von Darwin entstanden ist, auf der der Nationalismus der Nationalen Demokratie fußte. Mackiewicz, der ungewöhnlich schriftstellerisch begabt war, verlockte den Leser durch seinen farbigen Stil und seine überraschenden Paradoxe, auch berief er sich auf grundlegende, semantische Begriffe, die seinem politischen System zugrunde lagen. Die Nationalisten behaupteten, daß das Volk den Staat als Ausdruck seines Willens und Ehrgeizes schafft. Mackiewicz drehte diese These um, indem er behauptete, das Volk wäre ein Produkt des Staates, und begründete dies durch zahlreiche historische Beispiele. Mackiewicz war der Meinung, daß imperiale Ideen ein

konstruktives Element der Geschichte gewesen sind und bewunderte Kipling als Barden des britischen Imperialismus. Oft berief er sich auch auf Jacques Bainville, einen Theoretiker der Action Française. Mackiewicz meinte, daß große Imperien aus unterschiedlichen ethnischen und nationalen Elementen bestehen. Dies war auch die Doktrin von Studnicki gewesen zu der Zeit, in der ich ihn kennenlernte. Von der Reife der Staatsoberhäupter zeugt die Fähigkeit, unterschiedliche nationale Tendenzen zu vereinen und eine Atmosphäre gegenseitiger Toleranz zu schaffen. Psychologisch notwendig ist dabei, daß diese unterschiedlichen nationalen Elemente ein gemeinsames Symbol der Einheit besitzen. Zu einem derartigen Symbol kann die Person des gemeinsamen Monarchen werden. Viele Leute in Polen hielten Mackiewiczs Monarchismus für eine Schrulle. Dabei war es eine der Ideen, die mit dem Gedanken an die Wiedergeburt eines multinationalen und vielsprachigen Staates verknüpft war, wie es die historische polnisch-litauische Republik fünfhundert Jahre lang gewesen war. Die Wiederherstellung eines solchen Staates sah Mackiewicz nur in einer Neugliederung von Mittel- und Osteuropa, im Einklang mit den Interessen des Deutschen Reiches. In den letzten Vorkriegsjahren pflegte er zu sagen, daß sein Ideal die Achse Paris-Berlin-Warschau sei.

Bemerkenswert ist, daß Mackiewicz, obwohl politisch extrem antirussisch, doch von der klassischen russischen Literatur fasziniert war. Während des Zweiten Weltkrieges, in London, schrieb er ein Buch über Dostojewski. In seiner Kindheit wohnte er jahrelang in Petersburg, ging auch in eine russische Schule und war, gewissermaßen, ein Produkt der russischen Kultur. Studnicki kannte Rußland ebenfalls ausgezeichnet, sein Studium verfolgte er nach den Programmen russischer Universitäten, als politischer Verbannter verbrachte er etliche Jahre in Sibirien und schrieb auch ein Buch über die wirtschaftlichen Probleme des russischen Ostens. Nach der russischen Revolution, als so viele Leute von ihren Leiden in den sowjetischen Gefängnissen erzählten, betonte Studnicki gerne die relative Menschlichkeit in den zaristischen Haftzellen und das häufige Entgegenkommen der Menschen, die er als Verbannter in Sibirien erlebte. Am Ende des Zweiten Weltkrieges wurde Mackiewicz emotionell antibritisch.

Adolf Bochenski, etwa zehn Jahre jünger als Mackiewicz, war ein ganz anderer Typ. Vor allem war er ein Mensch der lateinischen Kultur. Er hatte an der Pariser „Ecole de Sciences Politiques“ studiert. Die verworrenen Probleme der russischen Seele waren ihm fremd. Der schon in seinem Äußeren typische Intellektuelle, stets in irgendwelche Folianten vertieft, war ein Enthusiast mittelalterlicher Traditionen des Rittertums. Den Mut im Kampf hielt er für einen der wesentlichsten und verehrungswürdigsten menschlichen Vorzüge. Er war sehr stolz darauf, daß er ein paar Jahre vor dem Krieg in den Orden der Malteserkavaliere aufgenommen wurde. Während des Krieges errang er die höchsten mili-

tärischen Auszeichnungen. Im Frühjahr 1944, als ich ihn im Nahen Osten traf, sagte er mir, daß, seiner Meinung nach, der weitere Kampf gegen Deutschland sinnlos geworden sei. Zwei Monate später, während der italienischen Kampagne, an einer Hand verwundet, kam er um, als er mit seiner gesunden Hand eine Feldmine zu entschärfen versuchte.

Sein wichtigstes Buch war der Versuch, ein Programm der internationalen Politik Polens zu formulieren: „Zwischen Deutschland und Rußland.“ Darin polemisiert er vor allem mit der These von Dmowski, daß Deutschland stets ein schlechter Nachbar ist. Um die Falschheit dieser Meinung zu beweisen, griff er in das riesige Arsenal seines historischen Wissens. Der Große Kurfürst empfahl in seinem Testament von 1667 die Aufrechterhaltung guter Beziehungen zu der polnisch-litauischen Republik. Friedrich Wilhelm riet 1721 das gleiche. Am Vorabend des Ersten Weltkrieges war es ein großer Fehler Wilhelms II. zu meinen, daß die Politik Rußlands vor allem auf eine Expansion nach Osten, d. h. nach Asien gerichtet ist. Derselben Illusion, nämlich daß Rußland groß ist und gar kein Interesse daran hat, nach Westen vorzudrängen, unterlagen auch viele Polen noch kurz vor dem Zweiten Weltkrieg.

In der Lage zwischen Deutschland und Rußland mußten die Polen sich lebhaft für die russisch-deutschen Beziehungen interessieren. Nach der Meinung von Bochenski war die deutsch-russische Freundschaft schon von Natur aus beunruhigend. Man sollte, meinte er weiter, sobald sich ein russisch-deutscher Konflikt abzeichnen würde, sich der aggressiveren Seite nähern, um so den Zwist noch zu vertiefen. In den dreißiger Jahren war Hitlerdeutschland aggressiver als die Sowjetunion: daher die Forderung einer möglichst großen Annäherung an Deutschland. Sollte sich Polen in irgendeine militärische, antideutsche Kombination verwickeln, so würde dies fast automatisch einen sowjetischen Angriff nach sich ziehen. Im Herbst 1939 verhielt sich die Sowjetunion genau so, wie dies aus der Theorie von Bochenski hervorging.

Hinsichtlich der osteuropäischen Politik wich aber Bochenski von dem Studnicki-Modell deutlich ab. Studnicki meinte, daß ein Bündnis mit Deutschland den Polen im Osten völlig freie Hand geben würde. Bochenski war der Ansicht, daß zur Absicherung eines diplomatischen Manövers im Osten Europas mehrere unabhängige Staaten vonnöten sind. Ganz besonders hielt er die Entstehung einer unabhängigen Ukraine als wichtig für die Interessen Polens, obwohl er sich der Existenz antipolnischer Tendenzen unter den Ukrainern bewußt war. Sollte sich aber eine Art ukrainisch-deutsches Bündnis gegen Polen abzeichnen, so würde die Konjunktur für ein polnisch-russisches Bündnis entstehen.

Ein gemeinsames Merkmal der obengenannten Publizisten, die man als Denkschule von Wladyslaw Studnicki bezeichnen kann, war, daß sie für das neuentstandene Polen eine Stütze in der Zusammenarbeit mit Deutschland suchten, doch waren ihre Augen vor allem nach Osten gerichtet. Dort, in den Gebieten zwischen Bug und der Memel einerseits, und Dwina und Dnjepr andererseits, in großen und kleinen Gutshöfen, aber auch in den Bauernhöfen, gab es viele moralische und kulturelle Werte, die es zu bewahren galt als Bindeglied zwischen den vergangenen und den kommenden Generationen. Man sollte jene Gebiete vor dem aus dem Osten kommenden Sturm bewahren. Die Leute aus Studnickis Schule bemühten sich um ein Modell einer internationalen Lage, die eine solche Bewahrung ermöglichen konnte. Dabei beachteten sie aber wenig die sozialen und psychologischen Veränderungen, die in diesen Gebieten sowohl im Laufe der Geschichte, als auch gegenwärtig stattgefunden haben. Die Union mit Polen am Ende des 16. Jahrhunderts führte im Großfürstentum Litauen zu einer Systemänderung. Sowohl das byzantinische, wie auch das tatarische Modell machten aus dem Großfürsten einen absoluten Herrscher. Die Union mit Polen verwandelte Litauen in einen Ständestaat, wo der Adel zur geschichtsbildenden Schicht wurde. Die russischen und litauischen Bojaren verlangten nun die gleichen Privilegien und Rechte, die der polnische Adel besaß. Das Bürgertum, angesiedelt nach dem Magdeburgischen Recht, spielte auch die Rolle eines unabhängigen Faktors.

Um die letzte Jahrhundertwende zeichnete sich nun die Bauernfrage ab, die besonders scharf nach dem Ersten Weltkrieg zutage trat. Je nach den Verhältnissen und der Politik der Regierung konnten die Bauern zu einem Element der Stabilität oder der Revolte werden. Darin beruhte in hohem Grade das Problem der Agrarreform. In den dreißiger Jahren erzählte mir der Vater des unlängst verstorbenen Prälaten Walerian Meysztowicz, Herr Aleksander Meysztowicz, der vor dem Ersten Weltkrieg Mitglied des russischen Staatsrates war und allgemein als der Leader der Großgrundbesitzer in Ostpolen galt, von seinen Gesprächen mit Peter Stolypin: wie man die Bauernschaft zu einem Stabilitätsfaktor im sozialen Bereich des Zarenimperiums machen könnte. Unter Pilsudski hat dieselbe Frage auch den Minister für Agrarreformen in Polen, Witold Staniewicz, beschäftigt.

Studnicki befürwortete einen Plan der Kolonisierung der Ostgebiete durch Siedler aus Polen, was bei der ländlichen Überbevölkerung zu einem destabilisierenden Faktor werden konnte. Diese Siedler sollten, nach seinem Konzept, zur Hebung der Landwirtschaftskultur in den Gebieten des ehemaligen Großfürstentums Litauen und auch zu ihrer endgültigen Polonisierung beitragen. In dieser Hinsicht war die Idee von Studnicki konform mit den Aktivitäten der Vertreter der Organisation

Nationaler Jugend (OMN), den sog. „Verbesserern“, die aber andererseits extrem antideutsch gesinnt waren. Einer ihrer Anführer war der Wojewode von Schlesien Grazynski, den Studnicki in der Presse recht scharf wegen seiner antideutschen Politik angriff.

Die Regierungen des unabhängigen Polens führten keine Ansiedlungspolitik in den Ostgebieten durch, indem sie Soldaten des Krieges von 1919–1920 dort Grund und Boden gaben. In den Jahren 1939–1941, nachdem die polnischen Ostgebiete von den Sowjets besetzt wurden, wanderten Zehntausende dieser Siedler mit ihren Familien in die sowjetischen Lager oder in die Verbannung. Wie viele dort überlebten und wie viele Kinder nach dem Tod ihrer Eltern in sowjetische Waisenhäuser gebracht wurden, oder das Heer der „besprisonni“ vergrößerten, bleibt unbekannt. Das Los dieser Menschen kann als Argument zugunsten der Studnicki-Doktrin gelten, daß jegliche konsequente polnische Politik gegenüber den historischen Gebieten im Osten auf der mit den Deutschen abgesprochenen Idee eines Systems für Mittel- und Osteuropa gestützt werden mußte.

Emotioneller Hintergrund

Studnicki begründete seine Doktrin mit dem Interesse des Staates. Zweifellos aber entbehrten seine Ideen auch nicht einer emotionalen Grundlage. Seine Familie stammte aus Kurland. Während des polnischen Aufstands von 1863 spielte sein Vater eine gewisse Rolle in Livland. Livland und Kurland waren Provinzen, wo die Polen mehrere Jahrhunderte lang mit den Deutschen zusammenlebten. Der Großgrundbesitz lag dort in der Hand des Schwertordens. Im Handel und in der Industrie lebten hanseatische Traditionen.

Vor dem Ersten Weltkrieg lernte ich in der russischen Schule von den großartigen Siegen russischer Truppen im 13. Jahrhundert im Kampf gegen deutsche Ritter, die am südöstlichen Ufer der Ostsee angesiedelt waren. Vom Standpunkt der polnisch-litauischen Republik war die Existenz eines Staates des Schwertordens im 15. und 16. Jahrhundert günstig, weil dieser, im Falle einer Moskauer Aggression, den linken Flügel von Litauen absicherte. Die Angliederung von Livland an die polnisch-litauische Republik im 16. Jahrhundert geschah nicht durch Eroberung, sondern aus freiem Entschluß des Großmeisters Gotthard Ketler (1561), der darin die einzige Verteidigungsmöglichkeit gegen die Aggression Iwan des Schrecklichen sah. Riga wurde von Peter dem Großen Anfang des 17. Jahrhunderts erobert, Südlivland dagegen fiel an Rußland erst bei den Teilungen Polens.

Das deutsche Modell von Kultur und Sitten wurde allgemein und durch Generationen hindurch anerkannt. Diese Atmosphäre kannte ich selbst recht gut aus meiner Kindheit vor dem Ersten Weltkrieg. Nach meinen Beobachtungen hinterließ die deutsche Besatzung gegen Ende

des Ersten Weltkrieges einen eher guten Eindruck, was natürlich durch die Ereignisse des Zweiten Weltkrieges gänzlich vernichtet wurde. Der Theorie von Studnicki entsprachen also in Livland lange Traditionen. Andererseits fühlte sich Studnicki nicht mit den Traditionen des Großfürstentums Litauen verbunden, weil weder Livland noch Kurland zu diesem gehörten, was gewissermaßen die totale Fremdheit erklärt, die Studnicki gegenüber den Freiheitsbewegungen von Litauen und Weißrussen an den Tag legte: Dies unterschied ihn von Mackiewicz, in dessen Aufsätzen man oft noch ein Echo des alten litauischen Imperialismus von vor fünfhundert Jahren finden konnte.

Deutsch von Maria Kurecka



ZESZYTY HISTORYCZNE

(Historische Hefte)

Vierteljahresschrift in polnischer Sprache, der neuesten Geschichte Polens und Osteuropas gewidmet.

Jedes Heft ist 240 Seiten stark.

Preis jährlich DM 80.-

Letztens ist das Heft Nr.69 erschienen.

Bücher der Bibliothek „Kultura“

MICHAŁ HELLER:

POLSKA W OCZACH SOWIETÓW

(Polen aus sowjetischer Sicht)

SŁAWOMIR MROŻEK: **ALFA**

Neues politisches Stück eines bekannten Autors

MAREK NOWAKOWSKI:

NOTATKI Z CODZIENNOŚCI

(Notizen aus dem Alltag)

Neues Werk des Autors der „Karpfen für die Miliz“, ausgezeichnet mit dem Prix de la Liberté des Internationalen PEN-Clubs . . ., einer Verhaftung und der Ansage eines Prozesses in der Volksrepublik Polen

HENRYK SIEWIERSKI: **SPOTKANIA NARODÓW**

(Völkertreffen)

Schicksale der Polen in der Sowjetunion zur Zeit des 2. Weltkriegs und ihre Begegnungen in Kerkern und Lagern mit Vertretern anderer von der UdSSR unterdrückten Völker



Bisher sind drei Sondernummern der „Kultura“ in russischer und eine in tschechischer und slowakischer Sprache erschienen



In der Serie „Dokumente“ ist bei „Kultura“ der Band „Polnisch-deutscher Dialog im Lichte der kirchlichen Dokumente“ erschienen

Herausgeber:
INSTITUT LITTERAIRE
91, Avenue de Poissy
Mesnil-le-Roi
78600 MAISONS LAFFITTE

VERTRIEB:
BURG VERLAG
Untere Au 41
7123 SACHSENHEIM 3
Tel. 071 47/6091

DM 12.80